HUXLEY

Welt – wohin?

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Dr. H.O.L. Fischer

M. Finlay

LEONARD

ALDOUS HUXLEY

WELT-WOHIN?

EIN ROMAN DER ZUKUNFT

478676
7.9.48

ÜBERTRAGEN VON HERBERTH E. HERLITSCHKA

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

PR
6015
U9B6515

DIE ENGLISCHE ORIGINALAUSGABE
ERSCHIEN 1932 UNTER DEM TITEL
„BRAVE NEW WORLD“

ERSTES KAPITEL

Ein grauer Flachbau, nur vierunddreißig Stockwerke hoch. Über dem Haupteingang die Worte „Berliner Brut- und Normzentrale“. Darunter, auf einem Wappenschild der Wahlspruch des Weltstaates: „Gemeinsamkeit, Einheitlichkeit, Beständigkeit“.

Der riesige Saal zu ebener Erde ging nach Norden. Durch die Fenster fiel verdünntes Licht, eiskalt und hart trotz dem Sommer vor den Scheiben draußen und der tropischen Hitze des Raumes selbst, und suchte gierig irgendeine drapierte Gliederpuppe, irgendeinen Akademieschinken ohne Form und Farbe, fand aber nur das Glas und Nickel und frostig glänzende Porzellan eines Laboratoriums. Winterstimmung von außen begegnete Winter im Innern. Die Arbeitskittel der hier Beschäftigten waren weiß, ihre Hände mit blassem, leichenfarbenem Gummi behandschuht. Das Licht war gefroren, tot, gespenstisch. Nur von den gelben Rohren der Mikroskope lieh es sich eine gewisse lebendige Fülle und lag wie Butter längs der blanken Zylinder, ein satter Streif nach dem andern, die endlose Reihe der Arbeitstische entlang.

„Und hier“, sagte der Direktor, die Tür öffnend, „ist der Befruchtungsraum.“

Dreihundert Befruchter standen über ihre Instrumente gebeugt, als der Brut- und Normdirektor den Saal betrat. Kaum ein Atemzug unterbrach

die Stille, kaum ein gedankenverlorenes Vor-sich-hin-Summen oder Pfeifen störte die allgemeine angespannte Vertieftheit. Eine soeben eingetroffene Gruppe frischgebackener, äußerst jugendlicher und rosiger Studenten folgte aufgeregt und ziemlich beklommen dem Direktor auf den Fersen. Jeder hielt ein Merkheft in der Hand, in das er, sooft der große Mann den Mund auftat, krampfhaft kritzelte. Direkt vom Erzeuger – eine besondere Gunst. Der Brut- und Normdirektor von Berlin-Dahlem ließ es sich angelegen sein, neue Studenten höchstpersönlich durch die einzelnen Abteilungen zu führen.

„Nur damit Sie eine Idee vom Ganzen bekommen", erklärte er in solchen Fällen. Irgendeine allgemeine Idee mußten sie natürlich haben, um ihre Arbeit mit Verständnis verrichten zu können, andrerseits aber auch nicht zuviel von einer Idee, wenn sie brauchbare und zufriedene Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden sollten. Die kleinen Einzelheiten sind es bekanntlich, die tüchtig und glücklich machen. Verallgemeinerungen sind notwendige Übel für den Geist. Nicht Philosophen, sondern Laubsägebastler und Briefmarkensammler bilden das Rückgrat der Menschheit.

„Morgen", fuhr der Direktor fort und lächelte ihnen mit einem nicht ganz geheueren Wohlwollen zu, „beginnt für Sie der Ernst der Arbeit. Für Verallgemeinerungen werden Sie dann keine Zeit haben. Inzwischen . . ."

Inzwischen war es eine besondere Gunst: direkt

vom Erzeuger ins Merkheftchen. Die Jungen kritzelten wie toll.

Hochgewachsen und sehr mager, aber stramm, schritt der Direktor in den Saal voraus. Er hatte ein kräftiges Kinn und große, ziemlich vorstehende Zähne, gerade noch von den vollen, üppig geschwungenen Lippen bedeckt, wenn er schwieg. Alt? Jung? Dreißig, fünfzig, fünfundfünfzig? Schwer zu sagen. Die Frage drängte sich auch gar nicht auf, denn in diesem Jahr der Beständigkeit, 632 F. A., fiel es niemand ein, sie zu stellen.

„Ich werde beim Anfang anfangen", sagte der Direktor, und die ganz Gewissenhaften unter den Studenten vermerkten seine Absicht in ihren Heftchen: *Beim Anfang anfangen*! „Das hier sind die Brutöfen", sagte er mit einer schwungvollen Handbewegung. Er öffnete eine abgedichtete Tür und zeigte ihnen die vielen Gestelle voll bezifferter Reagenzgläser. „Der wöchentliche Eingang an Ovarien. Ständig bei Bluttemperatur gehalten. Die männlichen Gameten", hier öffnete er eine andre Tür, „müssen dagegen bei 35, statt bei 37 Grad gehalten werden. Volle Bluttemperatur macht unfruchtbar. Böcke in Flanell zeugen keine Zicklein."

An die Brutöfen gelehnt, gab er den unleserlich über die Seiten flitzenden Bleistiften eine kurze Beschreibung des modernen Befruchtungsvorgangs, sprach selbstverständlich zuerst von dessen chirurgischer Einleitung mittels „einer freiwillig zum Gemeinwohl auf sich genommenen Operation, die

überdies noch mit einer Prämie in der Höhe von sechs Monatsgehältern verbunden ist", beschrieb hierauf das Verfahren, um das exstirpierte Ovar am Leben zu erhalten und weiter zu entwickeln, ging dann auf die Frage der Optimaltemperatur, des Salzgehaltes und der Viskosität über, erwähnte die Nährlösung, in der die abgetrennten und ausgereiften Eier aufbewahrt wurden, und zeigte vor den Arbeitstischen seinen Schützlingen, wie diese Flüssigkeit aus den Reagenzgläsern abgezogen und tropfenweise auf die vorgewärmten Objektträger der Mikroskope geträufelt wurde; er zeigte ihnen, wie die in ihr enthaltenen Eier auf Entartungen untersucht, gezählt und in einen porösen Behälter übertragen wurden und – hier ließ er sie der Prozedur zusehn – wie man diesen Behälter in eine warme Nährbouillon voll freischwimmender Spermatozoen tauchte – Mindestgehalt 100000 auf den Kubikzentimeter, so betonte er – und wie nach zehn Minuten der Behälter aus der Flüssigkeit gehoben und sein Inhalt neuerlich untersucht wurde. War eins der Eier unbefruchtet geblieben, wurde es stracks nochmals und, wenn nötig, noch mehrmals eingetaucht. Dann kam das befruchtete Ei zurück in den Brutofen, und der Direktor zeigte ihnen, wo die Alphas und Betas bis zur endgültigen Abfüllung auf Flaschen blieben, während die Gammas, Deltas und Epsilons schon nach sechsunddreißig Stunden herausgenommen und dem Bokanowskyverfahren unterzogen wurden.

„Bokanowskyverfahren“, wiederholte der Direktor, und die Studentlein unterstrichen das Wort in ihren Heftchen.

Ein Ei – ein Embryo – ein erwachsener Mensch: das war das Natürliche. Aber ein bokanowskysiertes Ei knospte und sproßte und spaltetete sich. Acht bis sechsundneunzig Knospen – und jede Knospe entwickelt sich zu einem vollausgebildeten Embryo, jeder Embryo zu einem vollausgewachsenen Menschen. Sechsundneunzig Menschenleben entstehen zu lassen, wo einst nur eins wuchs: das ist Fortschritt.

„Das Bokanowskyverfahren“, schloß der Direktor, „besteht im wesentlichen aus einer Reihe von Unterbrechungen des Entwicklungsverlaufs. Wir hemmen das normale Wachstum, und, so paradox es klingt, das Ei reagiert darauf durch Knospung.“

Reagiert durch Knospung. Die Bleistifte waren geschäftig am Werk.

Der Direktor wies auf ein sehr langsam laufendes Band, auf dem soeben ein volles Reagenzgläsergestell in einen großen Metallkasten befördert wurde; ein andres Gestell verließ ihn gerade. Leise surrte der Mechanismus. Der Durchgang der Röhrchen dauerte acht Minuten, erklärte der Direktor. Acht Minuten starker Röntgenbestrahlung war ungefähr das Äußerste, das ein Ei aushalten konnte. Einige gingen zugrunde; die am wenigsten Empfänglichen spalteten sich in zwei; die meisten trieben vier Knospen; manche acht. Alle wurden in die

Brutöfen zurückgebracht, wo sich die Knospen zu entwickeln begannen; dann, nach zwei Tagen, wurden sie plötzlicher Kälte ausgesetzt und so im Wachstum angehalten. Nun trieben die Knospen ihrerseits zwei, vier oder acht Knospen. Wenn es soweit war, erhielten sie eine fast tödliche Menge Alkohol zugesetzt, trieben daher abermals Knospen, KKK, und dann, wenn Knospe aus der Knospe der Knospe entsprungen war, ließ man sie sich in Frieden weiterentwickeln, da nochmalige Hemmung meist verhängnisvoll wirkte. Unterdessen war das ursprüngliche Ei bereits auf dem besten Wege, zu acht bis sechsundneunzig Embryos zu werden, – eine gewaltige Verbesserung der Natur, wie man zugeben wird. Identische Simultangeschwister, aber nicht lumpige Zwillinge oder Drillinge wie in den alten Zeiten des Lebendgebärens, als sich ein Ei manchmal noch zufällig teilte, sondern Dutzendlinge, viele Dutzendlinge auf einmal.

„Dutzendlinge", wiederholte der Direktor mit weitausholender Armbewegung, als verteilte er Almosen. „Viele Dutzendlinge."

Ein Student war töricht genug, zu fragen, wo da der Vorteil liege.

„Aber lieber Freund!" Der Direktor drehte sich mit einem Ruck nach ihm um. „Begreifen Sie nicht? Ja, begreifen Sie denn das nicht?" Er hob die Hand mit feierlicher Miene. „Das Bokanowskyverfahren ist eine der Hauptstützen menschlicher Beständigkeit."

Eine der Hauptstützen menschlicher Beständigkeit.
Menschen einer einzigen Prägung, in einheitlichen Gruppen. Ein einziges bokanowskysiertes Ei lieferte die Belegschaft für einen ganzen kleineren Fabrikbetrieb.

„Sechsundneunzig völlig einheitliche Geschwister bedienen sechsundneunzig völlig einheitliche Maschinen!“ Seine Stimme bebte fast vor Begeisterung. „Da weiß man doch zum erstenmal in der Weltgeschichte, woran man ist!“ Er zitierte den Wahlspruch des Erdballs: „Gemeinsamkeit, Einheitlichkeit, Beständigkeit.“ Goldene Worte. „Wenn sich das Bokanowskyverfahren unbegrenzt vervielfältigen ließe, wäre das ganze Problem gelöst.“

Gelöst durch identische Gammas, ewig gleiche Deltas, einheitliche Epsilons. Millionlinge. Massenerzeugung endlich auf die Biologie angewendet.

„Aber leider“, der Direktor schüttelte den Kopf, „können wir nicht unbegrenzt bokanowskysieren.“ Sechsundneunzig schien die Höchstgrenze zu sein, zweiundsiebzig ein gutes Durchschnittsergebnis. Mit einem und demselben Ovar und den gleichen männlichen Gameten möglichst viele Gruppen identischer Simultangeschwister zu erzeugen, war ihre Bestleistung (leider nur eine zweitbeste), und sogar die war schwierig.

„Denn die Natur braucht dreißig Jahre, um zweihundert Eier zu voller Reife zu bringen. Unsere Aufgabe, jetzt und hier, ist es, die Bevölkerung auf ihrem heutigen Stande zu stabilisieren. Fünf-

undzwanzig Jahre lang Zwillinge herausträpfeln zu lassen – welchen Zweck hätte das?“

Offenbar gar keinen. Glücklicherweise hatte die Lähmann-Methode den Reifevorgang ungeheuer beschleunigt. Jetzt konnte man wenigstens mit hundertfünfzig reifen Eiern binnen zweier Jahre sicher rechnen. Befruchtung und Bokanowskysierung – mit andern Worten: Multiplikation mit zweiundsiebzig – und man erhielt aus hundertfünfzig Gruppen einheitlicher Dutzendlinge durchschnittlich nahezu elftausend Geschwister, deren größter Altersunterschied zwei Jahre nicht überstieg.

„In Ausnahmefällen können wir aus einem einzigen Ovar über fünfzehntausend Individuen erzielen.“ Er winkte einen blonden, rotwangigen jungen Mann herbei, der gerade vorüberging. „Herr Päppler!“ Der rotwangige junge Mann näherte sich der Gruppe. „Können Sie uns die Höchstziffer für ein einzelnes Ovar sagen?“

„Sechzehntausendzwölf in unserer Zentrale“, erwiderte Päppler prompt. Er sprach sehr rasch, hatte lebhafte blaue Augen und fand offenkundiges Vergnügen am Herunterrasseln von Zahlen. „Sechzehntausendzwölf in hundertneunundachtzig einheitlichen Gruppen. Natürlich gab es noch viel schönere Erfolge“, schnatterte er weiter, „in einigen tropischen Zentralen. Singapore hat oft über sechzehntausendfünfhundert erzielt, und Mombasa hat tatsächlich die Siebzehntausendgrenze erreicht. Aber die dort sind gegen uns eben unfair im Vorteil.

Sie sollten sehen, wie ein Neger-Ovar auf Hirnlappenextrakt reagiert! Unglaublich, wenn man an europäisches Material gewöhnt ist. Und doch," setzte er auflachend hinzu, aber Kampflust leuchtete aus seinen Augen, und das Kinn war herausfordernd gehoben, „und doch gedenken wir sie zu schlagen, wenn es geht. Ich arbeite gegenwärtig an einem hervorragenden delta-minus Ovar. Erst achtzehn Monate alt. Schon zwölftausendsiebenhundert Kinder fertig, teils entkorkt, teils im Embryonalzustand. Und noch immer rüstig. Wir werden sie noch schlagen!"

„So ist's recht, nur immer wacker drauf los!" rief der Direktor und klopfte Päppler auf die Schulter. „Kommen Sie mit und lassen Sie unsere jungen Freunde Ihres Fachwissens teilhaftig werden!"

Päppler lächelte bescheiden: „Gern." Sie setzten den Rundgang fort.

Im Füllsaal herrschte harmonische Geschäftigkeit bei wohlgeordneter Arbeit. Frische Lappen aus dem Bauchfell einer Sau, auf entsprechende Größe zugeschnitten, kamen in kleinen Expreßaufzügen aus dem Lebensorgane-Depot im Tiefgeschoß herauf. Pftz! klick! – die Aufzugstüren flogen auf, der Flascheneinleger brauchte nur die Hand auszustrecken, den Lappen zu ergreifen, einzupassen und glattzustreichen; und noch bevor die so ausgekleidete Flasche auf dem laufenden Band davon gewandert war, kam pftz! klick! ein neuer Bauchfellappen aus der Tiefe emporgesaust, um in die

nächste Flasche der langsamen, endlosen Prozession auf dem Laufband eingefügt zu werden.
Den Flascheneinlegern zunächst standen die Einmutterer. Die Prozession zog weiter; die Eier wurden, eins nach dem andern, aus den Reagenzgläsern in größere Behälter getan, ein geschickter Schnitt ins Schweinsperitoneum – die Morula wurde an die richtige Stelle gedrückt, Salzlösung darüber gegossen, und schon wanderte die Flasche weiter, um etikettiert zu werden. Abstammung, Zeitpunkt der Befruchtung, Zugehörigkeit zu einer Bokanowskygruppe – diese Einzelheiten wurden von den Reagenzgläsern auf die Flaschen übertragen. Nicht länger anonym, sondern benannt und identifiziert, wanderte die Flaschenprozession langsam weiter, durch eine Öffnung in der Mauer in den Vorbestimmungssaal.
„Achtundachtzig Kubikmeter Karteiblätter", erklärte Päppler mit Hochgenuß, als sie den Raum betraten.
„Sämtliche notwendigen Angaben enthaltend", ergänzte der Direktor.
„Jeden Morgen auf den letzten Stand gebracht."
„Und jeden Nachmittag in Vergleichstabellen zusammengefaßt."
„Auf Grundlage derer die Berechnungen angestellt werden."
„Soundso viele Lebewesen von dieser und dieser Sorte."
„Lagernd in den und den Mengen."

„Jederzeit die wünschenswerte Entkorkziffer feststellbar.“

„Unvorhergesehener Mehrverbrauch sofort gedeckt.“

„Ja, sofort“, wiederholte Päppler. „Sie ahnen gar nicht, wie viele Überstunden ich nach dem letzten Erdbeben in Japan machen mußte!“ Gutmütig lachend schüttelte er den Kopf.

„Die Prädestinatoren übergeben ihre Ziffern den Befruchtern.“

„Die ihnen die gewünschte Anzahl Embryos schicken.“

„Worauf die Flaschen hierherkommen, um einzeln prädestiniert zu werden.“

„Von hier gelangen sie ins Embryodepot.“

„Wohin wir uns nun begeben.“

Päppler öffnete eine Tür und schritt eine Treppe voran, ins Erdgeschoß hinunter.

Die Hitze blieb weiter tropisch. Die Dämmerung wuchs, je tiefer sie stiegen. Zwei Türen und ein Korridor, der zweimal einbog, sicherten den Keller gegen jedes Einsickern des Tageslichts.

„Embryos sind wie photographische Platten“, sagte Päppler scherzend, während er die zweite Tür aufstieß. „Sie vertragen nur rotes Licht.“

Das bedrückende Dunkel, in das die Studenten ihm folgten, war wahrhaftig geradezu sichtbar und purpurn wie das Dunkel hinter geschlossenen Augen an einem Sommernachmittag. Die gebauchten Wände endloser, übereinander getürmter Reihen von Flaschen glitzerten rubinübersät, und in diesem

Rubinglanz bewegten sich mattrote männliche und weibliche Schatten mit purpurnen Augen und allen Symptomen wie von Lupus. Das Surren und Rattern von Maschinerie durchzitterte leise die Luft. „Nennen Sie ihnen doch ein paar Zahlen, Herr Päppler!“ sagte der Direktor, des Sprechens müde. Päppler ergriff freudig die Gelegenheit.

Zweihundertzwanzig Meter lang, zweihundert breit, zehn hoch. Er wies in die Höhe. Gleich trinkenden Hühnern hoben die Studenten die Augen zur Decke. Drei Stockwerke von Regalen: Parterre, erster Rang, zweiter Rang. Das stählerne Spinnennetz der übereinander gelagerten Galerieen verlor sich nach allen Richtungen ins Dunkel. In der Nähe luden drei rote Schatten bauchige Flaschen von einer Rolltreppe ab, die aus dem Vorbestimmungssaal kam.

Jede einlaufende Flasche konnte auf eins der fünfzehn Regale im Parterre gestellt werden; jedes Regal bewegte sich, was man allerdings kaum wahrnehmen konnte, als laufendes Band mit dreiunddreißigeindrittel Zentimeter Stundengeschwindigkeit. Zweihundertsiebenundsechzig Tage lang, acht Meter täglich; zweitausendeinhundertsechsunddreißig Meter im ganzen. Ein Umlauf um den Keller im Parterre, einer im ersten Rang, ein halber im zweiten, und am zweihundertsiebenundsechzigsten Morgen erblickten sie das Licht des Entkorkungszimmers – traten sozusagen ins selbständige Dasein.

„Aber in der Zwischenzeit“, schloß Päppler seine Erklärungen, „verstehen wir allerlei mit ihnen anzustellen. Oh, allerlei!“ Er lachte wissend und sieghaft.

„So ist's recht, immer wacker drauf los!“ bemerkte der Direktor nochmals. „Machen wir mal die Runde! Und erklären Sie ihnen alles, Herr Päppler!“ Und pflichtschuldigst erklärte ihnen Päppler alles.

Er erzählte ihnen vom Wachstum des Embryos auf seiner Bauchfellunterlage, ließ sie das kräftige Blutsurrogat kosten, von dem der Embryo sich nährte, erklärte, warum er mit Plazentin und Thyroxin angeregt werden mußte. Er erwähnte den Corpus-luteum-Extrakt, zeigte ihnen die Düsen, durch die er alle zwölf Meter zwischen 0 und 2040 automatisch in die Flaschen eingespritzt wurde, sprach von den allmählich erhöhten Mengen Hypophysenhormons, die man ihnen während der letzten sechsundneunzig Meter ihres Umlaufs zuführte. Er beschrieb die künstliche maternale Blutzirkulation, die bei Meter 112 an jede Flasche angeschlossen wurde, zeigte ihnen den Blutsurrogatbehälter und dann die Zentrifugalpumpe, die die Flüssigkeit über der Plazenta in Bewegung hielt und sie durch die synthetische Lunge und den Filter für die Abbaustoffe trieb. Er wies auf die lästige Neigung des Embryos zu Blutarmut hin und auf die mächtigen Mengen Schweinsmagenextrakt und Leber fötaler Fohlen, mit denen er daher versorgt werden mußte.

Er führte ihnen den einfachen Mechanismus vor, mittels dessen jeden sechsten und siebenten Meter alle Embryos gleichzeitig geschüttelt wurden, damit sie sich an Bewegung gewöhnten. Er spielte auf die Ernsthaftigkeit des sogenannten „Entkorkungstraumas“ an und zählte die Vorsichtsmaßregeln auf, die durch zweckdienliches Training des Embryos in der Flasche den gefahrbringenden Chok auf ein Mindestmaß herabdrückten. Er erklärte ihnen, wie das Geschlecht des Embryos in der Nähe von Meter 200 geprüft und die Flasche beschriftet wurde: ein T für männliche, ein Kreis für weibliche, und für jene, die empfängnisfrei werden sollten, ein Fragezeichen, schwarz auf weißem Grund.

„Denn natürlich“, sagte Päppler, „ist Fruchtbarkeit in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle nichts als eine Last. Ein fruchtbares Ovar von je zwölfhundert könnte für unsere Zwecke wirklich vollauf genügen. Aber wir wollen eben reiche Auswahl zur Verfügung haben, und selbstverständlich muß man sicherheitshalber immer gewaltigen Spielraum geben. Daher lassen wir dreißig Prozent der weiblichen Embryos sich normal entwickeln. Die andern erhalten während des weiteren Umlaufs alle vierundzwanzig Meter eine Dosis männlichen Sexualhormons. Ergebnis: sie werden in unfruchtbarem Zustand entkorkt, sind ganz normal gebaut, bis auf“ – wie er zugeben mußte – „eine ganz, ganz schwache Neigung zu Bartwuchs, aber empfängnis-

frei. Garantiert empfängnisfrei. Und damit gelangen wir endlich aus dem Bereich bloßer sklavischer Nachahmung der Natur auf das viel interessantere Gebiet menschlicher Erfindungskraft."

Er rieb sich die Hände. Es war ja klar, daß man sich nicht damit begnügte, Leibesfrüchte ausreifen zu lassen; das konnte doch jede Kuh.

„Wir prädestinieren und normen zugleich auf. Wir entkorken unsere Babies als gemeinnützige Lebewesen, als Alphas oder Epsilons, als künftige Kanalräumer oder künftige . . ." Er hatte „künftige Weltaufsichtsräte" sagen wollen, verbesserte sich aber und sagte „künftige Brutdirektoren".

Der Direktor quittierte das Kompliment mit einem Lächeln.

Sie kamen an Meter 320 auf Regal 11 vorüber. Ein junger beta-minus Mechaniker arbeitete mit Schraubenzieher und Spanner an der Blutsurrogatpumpe einer Flasche. Das Summen des Elektromotors wurde um Bruchteile eines Tones tiefer, als er die Muttern lockerte. Tiefer, tiefer . . . Noch ein letzter Ruck, ein Blick auf den Drehzahlmesser, und er war fertig. Er ging zwei Schritte weiter, die Reihe entlang, und begann die gleiche Arbeit an der nächsten Pumpe.

„Verringerung der Umdrehungsgeschwindigkeit", erklärte Päppler. „Das Blutsurrogat zirkuliert langsamer und geht daher in längeren Abständen durch die Lunge, führt also dem Embryo weniger Sauerstoff zu. Es geht nichts über Sauerstoffdrosselung,

um einen Embryo unter pari zu halten.“ Zufrieden rieb er sich die Hände.

„Ja, wozu wollen Sie denn den Embryo unter pari halten?“ fragte ein Student naiv.

„Schafskopf!“ brach der Direktor sein langes Schweigen. „Ist Ihnen denn nicht eingefallen, daß ein Epsilonembryo auch ein Epsilonmilieu, nicht nur eine Epsilonabstammung haben muß?“

Offenbar war es ihm nicht eingefallen. Er schämte sich.

„Je tiefer die Kaste,“ sagte Päppler, „desto weniger Sauerstoff.“ Das erste dadurch in Mitleidenschaft gezogene Organ war das Gehirn. Dann kam das Knochengerüst daran. Bei einer Sauerstoffzufuhr von siebzig Prozent der normalen erhielt man Zwerge, bei weniger als siebzig augenlose Ungeheuer.

„Die gänzlich wertlos sind“, schloß Päppler.

Dagegen – seine Stimme wurde vertraulich und eifrig –, wenn man ein Verfahren zur Verkürzung der Reifeperiode entdecken könnte, welch ein Triumph, welch ein Segen für das Gemeinwohl! „Denken Sie an das Pferd!“

Sie dachten daran.

Reif mit sechs Jahren, der Elefant mit zehn. Ein Mensch jedoch war mit dreizehn noch nicht geschlechtsreif und erst mit zwanzig voll erwachsen. Daher natürlich, als Frucht solcher verspäteten Entwicklung, die menschliche Intelligenz.

„Aber bei Epsilons“, bemerkte Päppler sehr mit

Recht, „brauchen wir keine menschliche Intelligenz.“

Brauchten sie nicht und erhielten sie auch nicht. Der Verstand eines Epsilons war wohl mit zehn Jahren reif, sein Körper aber erst mit achtzehn arbeitsfähig. Lange, überflüssige, vergeudete Jahre der Unreife. Wenn man die körperliche Entwicklung beschleunigen könnte, etwa bis zur Wachstumsgeschwindigkeit eines Kalbes, welche ungeheuere Ersparnis für die Allgemeinheit!

„Ungeheuer!“ murmelten die Studenten. Päpplers Begeisterung war ansteckend.

Nun wurde er wieder äußerst fachgelehrt, sprach von der abnormen endokrinen Koordination, infolge deren die Menschen so langsam wuchsen, und schrieb dies einem Mutieren der Keimzellen zu. Konnte man den Folgen dieser germinalen Mutation entgegenwirken? Konnte man den Epsilonembryo durch ein geeignetes Verfahren wieder auf das Entwicklungstempo von Hunden und Kühen zurückbringen? Das war die Frage. Und sie war der Lösung nahe.

Sauerbruch in Mombasa hatte Menschen erzeugt, die mit vier Jahren geschlechtsreif und mit sechseinhalb voll erwachsen waren. Ein Triumph der Wissenschaft. Aber für die Gesellschaftsordnung wertlos. Sechsjährige waren selbst für die Obliegenheiten eines Epsilons zu begriffstützig. Bei diesem Problem ging es ums Ganze: entweder mißlang die Veränderung vollkommen, oder man er-

reichte nur, alles zu verändern. So suchte man immer noch die goldene Mitte zwischen erwachsenen Zwanzigjährigen und erwachsenen Sechsjährigen. Bisher ohne Erfolg. Mit einem Seufzer schüttelte Päppler den Kopf.

Ihr Rundgang durch die purpurne Dämmerung führte sie in die Nähe von Meter 170 auf Regal 9. Von dieser Stelle an war Regal 9 verschalt, die Flaschen legten den Rest der Reise in einer Art Tunnel zurück, der da und dort von zwei bis drei Meter breiten Öffnungen unterbrochen war.

„Hitzegewöhnung", erklärte Päppler.

Heiße Tunnels wechselten mit Kältetunnels ab. Kälte ging Hand in Hand mit Unbehagen in Form starker Röntgenstrahlen. Wenn die Embryos entkorkt wurden, war ihnen das Grauen vor Kälte bereits eingefleischt. Sie waren prädestiniert, in die Tropen auszuwandern oder Bergarbeiter, Azetatseidenspinner und Eisengießer zu werden. In einem späteren Zeitpunkt wurde ihr Verstand dazu gebracht, dem Instinkt ihres Körpers zu folgen. „Denn wir normen sie auf Gedeihen bei Hitze", schloß Päppler. „Unsere Kollegen im nächsten Stockwerk bringen ihnen die Liebe zu ihr bei."

„Und darin", warf der Direktor salbungsvoll ein, „liegt das Geheimnis von Glück und Tugend: Tue gern, was du tun mußt! Unser ganzes Aufnormungsverfahren verfolgt dieses Ziel: die Menschen ihre unvermeidliche soziale Stellung im Leben lieben zu lehren."

An einer offenen Stelle zwischen zwei Tunnels stand eine Assistentin und fuhr behutsam mit einer langen, dünnen Spritze in den gallertigen Inhalt einer vorbeiziehenden Flasche. Die Studenten und ihre beiden Führer blieben ein paar Augenblicke stumm beobachtend stehn.

„Nun, Lenina“, sagte Päppler, als sie endlich die Spritze herauszog und sich aufrichtete.

Das Mädchen fuhr herum. Trotz Lupus und purpurnen Augen war sie auffallend hübsch.

„Henry!“ Ein Lächeln blitzte rot auf, eine Reihe Korallenzähne.

„Allerliebst, allerliebst“, murmelte der Direktor und tätschelte sie ein bißchen ab; sie lächelte, ein wenig unterwürfig, zurück.

„Was verabreichen Sie denn da?“ fragte Päppler, bemüht, einen möglichst geschäftsmäßigen Ton anzuschlagen.

„Ach, gegen Typhus und Schlafkrankheit, wie gewöhnlich.“

„Künftige Tropenarbeiter werden schon von Meter 150 an geimpft“, belehrte Päppler die Studenten. „Die Embryos haben noch Kiemen. Wir machen schon den kleinen Fisch immun gegen die Krankheiten des einstigen Menschen.“ Dann wandte er sich an Lenina: „Heute nachmittag, zehn vor fünf, auf dem Dach“, sagte er. „Wie gewöhnlich.“

„Allerliebst“, wiederholte der Direktor zum letztenmal und ging, mit einem Abschiedspatsch, den andern nach.

Auf Regal 10 wurden ganze Reihen künftiger Chemikalienarbeiter an die Einwirkungen von Blei, Ätznatron, Teer und Chlor gewöhnt. Der erste Schub einer Lieferung von zweihundertfünfzig Raketenflugzeugingenieuren in embryonalem Zustand passierte soeben Meter 1100 auf Regal 3. Eine besondere Vorrichtung hielt diese Flaschen in ständiger Kreiselbewegung um ihre Horizontalachse. „Damit sich ihr Gleichgewichtssinn stärkt", bemerkte Päppler. „Reparaturen an der Außenseite eines Raketenflugzeugs mitten in der Luft sind eine kitzlige Aufgabe. Wir verlangsamen, wenn die Embryos aufrecht stehn, den Kreislauf des Blutsurrogats, bis sie halb verhungert sind, und verdoppeln ihn, wenn sie auf dem Kopfe stehn. Sie gewöhnen sich also daran, Kopfstehn und Wohlbehagen zu assoziieren. Ja, sie sind geradezu nur dann glücklich, wenn sie auf dem Kopfe stehn können."

„Und nun", fuhr Päppler fort, „möchte ich Ihnen einiges Interessante aus der Aufnormung von alphaplus Intellektuellen zeigen. Wir haben eine große Lieferung auf Regal 5. Erste Galerie!" rief er zwei Studenten zu, die ins Erdgeschoß hinuntersteigen wollten.

„Sie befinden sich etwa bei Meter 900", erklärte er. „Die Aufnormung Intellektueller kann mit Erfolg erst dann begonnen werden, wenn die Fötusse ihren Schwanz verloren haben. Folgen Sie mir!" Aber der Direktor sah auf die Uhr. „Zehn vor

drei", sagte er. „Keine Zeit mehr für die intellektuellen Embryos, fürchte ich. Wir müssen in die Pflegesäle hinauf, bevor die Kinder aus ihrem Nachmittagsschläfchen erwachen."

Päppler war enttäuscht. „Wenigstens einen Blick in das Entkorkungszimmer", bat er.

„Na, schön", lächelte der Direktor nachsichtig. „Aber nur einen Blick!"

ZWEITES KAPITEL

Päppler blieb im Entkorkungszimmer zurück, während der Direktor und die Studenten mit dem nächsten Aufzug ins fünfte Stockwerk fuhren. „Abteilung für Kinderpflege. Neo-Pawlowsche Aufnormungssäle“ verkündete ein Schild an der Tür.

Der Direktor öffnete sie. Sie betraten einen großen kahlen Raum voll strahlender Sonne, die ganze Südwand war ein einziges Fenster. Sechs Pflegerinnen in den Jacken und Hosen der vorgeschriebenen Uniform aus weißer Viskoseleinwand, das Haar aseptisch unter weißen Hauben verborgen, waren gerade dabei, Schalen voll Rosen in langer Reihe auf den Boden zu stellen. Große Schalen, dichtgefüllt, Tausende von Rosen, vollerblüht und seidenglatt wie die Pausbäckchen unzähliger Englein, aber nicht lauter rosig arischer, sondern auch mattgelb mongolischer und mexikanischer; Englein, die vom vielen Blasen der himmlischen Posaunen apoplektisch purpurn angelaufen waren, und andrer, totenblaß, fahl wie Friedhofsmarmor. Die Pflegerinnen standen stramm, als der Normdirektor eintrat.

„Stellen Sie die Bücher auf!“ befahl er kurz.

Schweigend gehorchten sie. Zwischen die Rosenschalen wurden Bücher gestellt, eine Reihe Kinderbücher in Quarto, jedes einladend beim bunten Bild eines Vierfüßlers, Fisches oder Vogels aufgeschlagen.

„Nun bringen Sie die Kinder!“
Die Pflegerinnen eilten hinaus und kehrten nach ein paar Minuten zurück; jede schob so etwas wie einen hohen Stummen Diener vor sich her, dessen vier drahtvergitterte Fächer mit acht Monate alten Kindern beladen waren, alle einander genau gleich (eine Bokanowskygruppe offenbar) und alle, da sie der Deltakaste angehörten, in Khaki gekleidet.
„Setzen Sie sie auf den Boden!“
Die Kinder wurden abgeladen.
„Nun drehn Sie sie um, damit sie die Blumen und Bücher sehn!“
Kaum waren die Kinder umgedreht, als sie sofort verstummten und auf die seidig schimmernden Farbklumpen, die bunt leuchtenden Bilder auf den weißen Buchseiten loszukrabbeln begannen. Die Sonne, einen Augenblick lang verdunkelt, kam hinter einer Wolke hervor. Die Rosen flammten auf, wie von jäh erwachter Leidenschaft durchglüht, neue, tiefere Bedeutsamkeit schien die leuchtenden Bildseiten zu erfüllen. Aus den Reihen der krabbelnden Kinder ertönten kleine aufgeregte Schreie, freudiges Lallen und Zwitschern.
Der Direktor rieb sich die Hände. „Großartig!“ sagte er. „Fast wie auf Bestellung!“
Die Flinksten unter den Krabblern waren schon am Ziel. Zaghafte Händchen streckten sich aus, berührten, erfaßten und entblätterten die vom Sonnenlicht verklärten Rosen, zerknitterten die bebilderten Buchseiten. Der Direktor wartete, bis

alle seelenvergnügt beschäftigt waren. „Und nun passen Sie auf!“ sagte er und gab mit erhobener Hand ein Zeichen.

Die Oberpflegerin, die am andern Ende des Saales vor einem Schaltbrett stand, drückte einen kleinen Hebel nieder.

Ein heftiger Knall. Gellendes und immer gellenderes Sirenengeschrill. Rasendes Geklingel von Alarmglocken.

Die Kinder erschraken und schrieen auf, die zarten Gesichtchen von Entsetzen verzerrt.

„Und jetzt“, brüllte der Direktor, denn der Lärm war ohrenbetäubend, „werden wir die Lektion mittels eines elektrischen Schlägelchens einbläuen.“

Er winkte abermals, die Oberpflegerin drückte einen zweiten Hebel nieder. Das Geheul der Kinder hörte sich plötzlich anders an. Verzweiflung, fast Wahnsinn klang aus diesen durchdringenden Schreikrämpfen. Ihre Körperchen wanden und steiften sich, ihre Glieder zuckten wie von unsichtbaren Drähten gezogen.

„Wir können durch diesen ganzen Streifen des Fußbodens elektrischen Strom schicken“, schrie der Direktor erklärend. „Aber jetzt genug!“ bedeutete er der Pflegerin.

Die Detonationen hörten auf, die Klingeln verstummten, das Sirenengeheul erstarb Ton für Ton. Die zuckenden Kinderleiber lösten sich aus ihrem Krampf, das irre Stöhnen und Aufheulen ebbte zu einem gewöhnlichen Schreckensgeplärr ab.

„Geben Sie ihnen nochmals die Blumen und Bücher!“

Die Pflegerinnen gehorchten, aber bei der leisesten Annäherung der Rosen, beim bloßen Anblick der bunten Miezekatzen, Hottehüpferdchen und Bählämmer wichen die Kinder schaudernd zurück; ihr Gebrüll schwoll sofort wieder an.

„Beachten Sie wohl, meine Herren,“ sagte der Direktor triumphierend, „beachten Sie das wohl!“ Bücher und Getöse, Blumen und elektrische Schläge, – schon im kindlichen Geiste waren diese Begriffspaare zwanghaft verknüpft, und nach zweihundert Wiederholungen dieser oder ähnlicher Lektionen waren sie untrennbar. Was der Mensch zusammenfügt, das kann Natur nicht scheiden.

„So wachsen sie mit einem, wie die Psychologen sagen, instinktiven Haß gegen Bücher und Blumen auf. Wir normen ihnen unausrottbare Reflexe an. Ihr ganzes Leben lang sind sie gegen Druckerschwärze und Wiesengrün gefeit.“ Der Direktor wandte sich an die Pflegerin. „Schaffen Sie sie hinaus!“

Noch immer plärrend, wurden die Khakikinder wieder auf die Stummen Diener verladen und hinausgefahren; sie hinterließen den Geruch saurer Milch und eine höchst willkommene Stille.

Ein Student hob den Finger: er sehe ja ein, daß es nicht angehe, Angehörige der unteren Kasten ihre der Allgemeinheit gehörige Zeit mit Büchern vergeuden zu lassen, ganz abgesehen von der Ge-

fahr, daß sie etwas läsen, was unerwünschterweise einen ihrer angenormten Reflexe abbiegen konnte, und doch . . . nein, er verstehe das mit den Blumen nicht. Warum nehme man sich die Mühe, den Deltas die Freude an Blumen psychologisch unmöglich zu machen?

Geduldig erklärte es der Direktor. Daß man die Kinder beim bloßen Anblick einer Rose in Schreikrämpfe versetzte, entsprang einer höchst ökonomischen Voraussicht. Vor gar nicht langer Zeit, etwa hundert Jahre war es her, hatte man Gammas, Deltas, sogar Epsilons die Liebe zu Blumen und die Freude an der Natur im allgemeinen angenormt, um ihnen den Hang, bei jeder sich bietenden Gelegenheit ins Grüne zu pilgern, einzuimpfen und sie so zu Benützern der Verkehrsmittel zu machen.

„Und benützten sie sie?“ fragte der Student.

„Jawohl, ausgiebig“, erwiderte der Direktor. „Aber sonst nichts.“

Primeln und Landschaft, dozierte er, haben einen großen Fehler: sie sind gratis. Liebe zur Natur hält keine Fabrik beschäftigt. Man hatte daher beschlossen, die Liebe zur Natur abzuschaffen, wenigstens unter den niederen Kasten, nicht aber den Hang, die Verkehrsmittel zu benützen. Denn es war natürlich unerläßlich, daß sie auch weiterhin ins Grüne fuhren, selbst wenn es ihnen zum Hals herauswuchs. Das Problem lag darin, einen triftigeren wirtschaftlichen Grund zur Benützung der Verkehrs-

mittel zu finden als bloßes Wohlgefallen an Primeln und Landschaft. Man fand ihn prompt.

„Wir normen den Massen den Haß gegen landschaftliche Schönheiten an,“ schloß der Direktor, „doch zugleich auch die Liebe zum Freiluftsport. Hierbei achten wir darauf, daß jeder Sport den Gebrauch besonderer und komplizierter Geräte nötig mache. Sie benützen also nicht nur die Verkehrsmittel, sondern verbrauchen auch Fabrikate. Und deshalb jene elektrischen Schläge.“

„Ich verstehe“, sagte der Student und schwieg, von Bewunderung übermannt.

Allgemeine Stille; der Direktor räusperte sich. „Vor langen Zeiten, als Ford der Herr noch auf Erden wandelte, lebte ein kleiner Knabe namens Ruben Rabinowitsch. Ruben war das Kind polnisch sprachender Eltern.“ Er unterbrach sich. „Sie wissen doch, was Polnisch ist?“

„Eine tote Sprache.“

„Wie Deutsch oder Französisch“, ergänzte ein andrer, stolz auf sein Wissen.

„Und Eltern?“

Unbehagliches Schweigen. Einige der Studenten erröteten. Sie hatten noch nicht gelernt, die bedeutsame, aber oft kaum merkliche Unterscheidung zwischen Unflat und reiner Wissenschaft zu machen. Endlich fand einer den Mut, die Hand zu heben. „Die Menschen pflegten damals . . .“ Er zögerte, das Blut stieg ihm in die Wangen. „Ja, sie pflegten lebende Junge zur Welt zu bringen.“

„Sehr richtig“, nickte der Direktor beifällig.
„Und wenn die Kinder entkorkt wurden . . .“
„Geboren wurden“, verbesserte der Direktor.
„Dann waren sie die Eltern. Nicht die Kinder natürlich, die andern, meine ich.“ Der arme Kerl war tödlich verwirrt.
„Kurz gesagt,“ faßte der Direktor zusammen, „die Eltern waren der Vater und die Mutter.“ Diese unflätigen Ausdrücke, die in Wirklichkeit reine Wissenschaft waren, fielen wie Donnerkeile in das allgemeine verlegene Schweigen. „Die Mutter“, wiederholte er laut und rieb ihnen nochmals die Wissenschaft unter die Nase. „Ich weiß,“ bemerkte er ernst, in seinen Stuhl zurückgelehnt, „ich weiß, das sind peinliche Dinge. Aber die meisten geschichtlichen Tatsachen sind peinlich.“
Er kam wieder auf den kleinen Ruben zurück, in dessen Zimmer eines Abends Vater und Mutter – krach, bum! – das Radio abzustellen vergaßen.
„Sie müssen sich vergegenwärtigen, daß in jenen Zeiten gemeiner Fortpflanzung durch Lebendgebären die Aufnormung der Kinder in den Händen ihrer Eltern und nicht der staatlichen Normzentralen lag.“
Während das Kind schlief, meldete sich plötzlich London mit seinem Programm. Am nächsten Morgen geschah es, daß der kleine Ruben zum größten Erstaunen seines Krach und Bum – die keckeren Studenten wagten, einander vielsagend zuzugrinsen, – Wort für Wort einen langen Vortrag jenes wunder-

lichen antiken Schriftstellers wiederholte, – „eines jener wenigen Autoren, deren Werke man auf uns kommen ließ“, – George Bernard Shaws, der, einer verbürgten Überlieferung zufolge, über sein eigenes Genie sprach. Dem Hmhm und der Hihi des kleinen Ruben war natürlich dieser Vortrag ganz unverständlich; sie glaubten, ihr Kind sei plötzlich verrückt geworden, und schickten nach dem Arzt. Glücklicherweise verstand er Englisch, erkannte Shaws Radiovortrag vom Abend vorher wieder, begriff die Bedeutung dieses Phänomens und veröffentlichte einen Artikel darüber in den medizinischen Zeitschriften.

„Das Prinzip der Schlafschule oder Hypnopädie war entdeckt.“ Der Direktor machte eine eindrucksvolle Pause. „Das Prinzip war entdeckt, aber noch viele Jahre mußten vergehn, bevor es nutzbringend angewandt werden konnte. Der Fall des kleinen Ruben ereignete sich nur zweiundzwanzig Jahre nach dem Tage, an dem Ford der Herr sein erstes T-Modell auf den Markt brachte.“ Bei diesen Worten schlug der Direktor das Zeichen des T's auf seinem Bauch. Desgleichen taten ehrfürchtig auch alle Studenten. „Und doch . . . “

Die Studenten kritzelten fieberhaft. *Hypnopädie, das erstemal anno Ford 214 öffentlich im Gebrauch. Warum nicht früher? Aus zwei Gründen, a) . . .*

„Die Gelehrten jener frühen Zeiten“, fuhr der Direktor fort, „waren mit ihren Experimenten auf einer falschen Fährte. Sie glaubten, man könne

die Hypnopädie als Mittel zur geistigen Bildung verwenden . . .“

. . . Ein kleiner Junge, auf der rechten Seite schlafend, den rechten Arm von sich gestreckt; die rechte Hand hängt schlaff über den Bettrand. Aus einer runden Öffnung in einem Kästchen spricht eine leise Stimme zu ihm. ‚Der Nil ist der längste Fluß Afrikas und der zweitlängste Fluß der Erde. Er erreicht zwar nicht die Länge des Mississippi-Missouri, aber er steht obenan unter allen Flüssen, was die Länge seines Stromgebietes betrifft, das sich durch fünfunddreißig Breitengrade erstreckt . . .‘

Am nächsten Morgen beim Frühstück fragt jemand: „Weißt du, welches der längste Fluß Afrikas ist, Mäxchen?“ Mäxchen schüttelt den Kopf. „Erinnerst du dich nicht an etwas, das so anfängt: „Der Nil ist der längste . . .?“

„Dernilistderlängsteflußafrikasundderzweitlängsteflußdererdeererreichtzwarnicht . . .“ er sprudelt die Worte hervor „. . . dielängedesmississippimissouri . . .“

„Schön. Wie heißt also der längste Fluß Afrikas?“

Die Augen starren verständnislos. „Ich weiß nicht.“

„Aber der Nil doch, Mäxchen!“

„Dernilistderlängsteflußafrik –“

„Also, welches ist der längste Fluß?“

Mäxchen bricht in Tränen aus. „Ich wei–eiß nicht“, heult er . . .

Dieses Geheul entmutigte, wie der Direktor erklärte, die Forscher jener Zeiten. Man gab das Experimentieren auf. Es wurde kein weiterer Ver-

such gemacht, den Kindern die Länge des Nils im Schlafe beizubringen. Und mit Recht: man kann eine Wissenschaft nicht erlernen, wenn man nicht weiß, wovon sie handelt.

„Hätte man dagegen mit sittlicher Bildung begonnen –“ sagte der Direktor und schritt zum Ausgang voran. Die Studenten folgten, im Gehn und noch im Aufzug krampfhaft kritzelnd, „– mit sittlicher Bildung, die nie und unter keinen Umständen eine verstandesmäßige sein sollte . . .“

„Stille! Stille!“ flüsterte ein Lautsprecher, als sie im vierzehnten Stockwerk ausstiegen. „Stille, Stille!“ wiederholten unermüdlich die Schalltrichter am Ende jedes Korridors. Die Studenten und auch der Direktor gingen unwillkürlich auf Zehenspitzen. Sie waren natürlich Alphas, aber auch Alphas wissen, was sie ihrer Aufnormung schuldig sind. „Stille! Stille!“ Durch das ganze vierzehnte Stockwerk zischte dieser kategorische Imperativ. Sie schlichen vierzig Meter auf den Zehenspitzen bis vor eine Tür, die der Direktor behutsam öffnete, und traten über die Schwelle in das Dämmerlicht eines Schlafsaals mit herabgelassenen Jalousieen. Achtzig Gitterbettchen standen in einer Reihe an der Wand. Man vernahm regelmäßige Atemzüge und ein unaufhörliches Murmeln wie von fernen Flüsterstimmen.

Eine Pflegerin erhob sich bei ihrem Eintritt und stand stramm.

„Welche Lektion ist heute nachmittag an der Reihe?“ fragte der Direktor.

„In den ersten vierzig Minuten Grundbegriffe der Geschlechtsmoral. Und jetzt senden wir Anfangsgründe des Klassenbewußtseins."

Langsam schritt der Direktor die lange Bettenreihe ab. Rosig und schlafgelöst lagen achtzig kleine Mädchen und Knaben sanft atmend da. Unter jedem Kissen flüsterte es. Der Direktor beugte sich aufmerksam lauschend über ein Bettchen.

„Anfangsgründe des Klassenbewußtseins, sagen Sie? Das wollen wir ein wenig lauter hören!"

An der Endwand des Saales war ein Lautsprecher angebracht. Der Direktor drehte einen Knopf.

„. . . tragen alle Grün," sagte eine leise, ungemein klare Stimme mitten im Satz, „und Deltakinder tragen Khaki. Nein, ich mag nicht mit Deltakindern spielen. Und Epsilons sind noch schlimmer. Sie sind zu dumm zum Lesen und Schreiben. Außerdem tragen sie Schwarz, und das ist eine abscheuliche Farbe. Oh, wie froh bin ich, daß ich ein Beta bin!"

Pause. Dann begann die Stimme von neuem.

„Alphakinder tragen Grau. Sie arbeiten viel mehr als wir, weil sie so schrecklich klug sind. Oh, wie froh bin ich, daß ich ein Beta bin und nicht soviel arbeiten muß! Wir Betas sind etwas viel Besseres als Gammas und Deltas. Gammas sind dumm. Sie tragen alle Grün, und Deltakinder tragen Khaki. Nein, ich mag nicht mit Deltakindern spielen. Und Epsilons sind noch schlimmer. Sie sind zu dumm zum . . ."

Der Direktor drehte den Knopf zurück. Die Stimme schwieg, nur ihr wispernder Schatten geisterte unter den achtzig Kissen weiter.

„Man wiederholt es ihnen vierzig- bis fünfzigmal, bevor sie erwachen, dann Donnerstag und Sonnabend nochmals. Hundertzwanzigmal in der Woche, dreißig Monate lang. Nachher erhalten sie Unterricht für Vorgeschrittene."

Rosen und elektrische Schläge, das Khaki der Deltas und ein Rüchlein Asafötida, unlöslich miteinander verknüpft, noch bevor das Kind sprechen lernt. Aber Aufnormung ohne Worte ist grobschlächtig und summarisch, sie vermag kein feineres Unterscheidungsgefühl zu verleihen, noch gutes Benehmen für schwierigere Lebenslagen einzuimpfen. Daher muß man sich der Worte bedienen, jedoch der Worte ohne Sinn, kurz, der Hypnopädie.

„Hypnopädie ist das stärkste Werkzeug zur Hebung der Sittlichkeit und des Gemeinschaftsgefühls, das es je gegeben hat."

Die Studenten vermerkten es in ihren Heften. Direkt vom Erzeuger.

Der Direktor drehte nochmals den Knopf.

„. . . weil sie so schrecklich klug sind", sagte die leise, eindringliche Stimme unermüdlich. „Oh, wie froh bin ich, daß ich ein Beta bin . . ."

Nicht wie Wassertropfen, wenngleich Wasser Löcher in den härtesten Granit zu höhlen vermag, sondern eher wie Tropfen flüssigen Siegelwachses, die kleben, sich verkrusten und mit dem, worauf sie

fallen, verwachsen, bis der Felsblock ein einziger Scharlachklecks ist.

„Bis endlich der Geist des Kindes aus lauter solchen Einflüsterungen besteht und die Summe dieser Einflüsterungen selbst der Geist des Kindes ist. Und nicht nur der des Kindes, auch des Erwachsenen – auf Lebenszeit. Der urteilende, begehrende, Entschlüsse fassende Verstand – er ist aus diesen Einflüsterungen aufgebaut. Und alle diese Einflüsterungen sind unsere Einflüsterungen!“ Fast triumphierend rief es der Direktor. „Einflüsterungen der Staatsgewalt!“ Er schlug auf den nächsten Tisch. „Und daraus folgt . . .“

Ein Geräusch ließ ihn sich umwenden.

„Allmächtiger Ford!“ sagte er in verändertem Ton. „Jetzt habe ich die Kinder aufgeweckt.“

DRITTES KAPITEL

Draussen im Garten war Spielstunde. Sechs- oder siebenhundert Knaben und Mädchen tollten mit schrillem Geschrei kleiderlos in der warmen Junisonne auf dem Rasen, spielten Ball oder kauerten zu zweien und dreien unter den duftenden Sträuchern. Die Rosen blühten, im Gehölz sangen zwei Nachtigallen ihre Soli, und ein Kuckuck rief, schon nicht mehr ganz rein, aus den Linden. In der Luft summte es einschläfernd von Bienen und Flugzeugen.

Der Direktor und die Studenten sahen ein paar Minuten einem Spiel Zentrifugalbrummball zu. Zwanzig Kinder standen im Kreis um ein Türmchen aus Chromstahl. Ein Ball, auf die Plattform oben geworfen, rollte im Innern herunter, fiel auf eine rotierende Scheibe und wurde durch eine der vielen Öffnungen in der Turmwand herausgeschleudert, worauf er aufgefangen werden mußte.

„Seltsam," meinte der Direktor im Weitergehn, „seltsam, wenn man bedenkt, daß man zur Zeit Fords des Herrn für die meisten Spiele nicht mehr als ein, zwei Bälle, ein paar Stöcke und höchsten noch ein Stück Netz verwendete. Eine unglaubliche Dummheit, die Leute schwierige Spiele treiben zu lassen, ohne dadurch den Verbrauch zu erhöhen. Wahnsinn! Heutzutage gestatten die Weltaufsichtsräte die Einführung eines neuen Spiels nur, wenn nachgewiesen wird, daß dazu mindestens ebenso

viele Behelfe gebraucht werden wie für das komplizierteste der schon gebräuchlichen Spiele.“ Er brach ab.

„Reizend ist diese niedliche Gruppe“, sagte er und wies hin.

In einer kleinen grasigen Mulde, zwischen hohen Büschen von Baumheide ergötzten sich zwei Kinder, ein siebenjähriger Junge und ein etwa achtjähriges Mädchen – mit tiefem Ernst und der angespannten Aufmerksamkeit von Forschern bei einem wissenschaftlichen Versuch – an einem infantilen Sexualspiel.

„Reizend, wirklich reizend“, wiederholte der Direktor gefühlsselig.

„Reizend“, echoten die Studenten respektvoll, aber sie lächelten etwas gönnerhaft. Es war noch nicht allzu lange her, daß sie dergleichen kindliche Lustbarkeiten abgetan hatten, und daher gelang es ihnen nicht, sie ohne einen Anflug von Geringschätzung zu betrachten. Reizend? Was war denn weiter daran? Ein Paar unbeholfener Kinder, – eben Kinder, weiter nichts.

„Ich muß immer daran denken –“ begann der Direktor im gleichen rührseligen Ton, als ihn ein lautes Huhuhu! unterbrach.

Aus einem nahen Gesträuch tauchte eine Pflegerin auf, die einen heulenden Bengel an der Hand führte. Ein kleines Mädchen trottete bedrückt hinterdrein.

„Was ist denn los?“ fragte der Direktor.

Die Pflegerin zuckte die Achseln. „Nichts Besonderes. Der Kleine da scheint nur gar keine Lust zu haben, sich an den üblichen Liebesspielen zu beteiligen. Ist mir schon ein paarmal aufgefallen. Heute wieder. Gerade hat er zu brüllen angefangen . . .“

„Ach bitte,“ sagte das kleine Mädchen ängstlich, „ach bitte, ich hab ihm nichts tun wollen. Wirklich nicht, bitte.“

„Natürlich nicht, Herzchen“, beruhigte die Pflegerin und wandte sich an den Direktor: „Ich führe ihn jetzt zum Unter-Seelenaufseher, – nachsehn lassen, ob vielleicht irgend etwas Abnormes vorliegt.“

„Gut so“, antwortete der Direktor. „Bringen Sie ihn hinauf. Du bleib da, Kleine!“ fügte er hinzu, während sich die Pflegerin mit ihrem heulenden Schützling entfernte. „Wie heißt du denn?“

„Lilly Trotzky.“

„Ein hübscher Name. Und nun lauf und such dir einen andern Spielkameraden!“

Das Kind hüpfte davon und verschwand im Gebüsch.

„Niedliches Ding!“ bemerkte der Direktor, ihr nachblickend. „Was ich Ihnen jetzt berichten will, meine Herren, klingt vielleicht unglaublich. Allein, wer mit der Geschichte nicht vertraut ist, dem klingen die meisten historischen Tatsachen unglaublich.“

Er enthüllte die unfaßbare Wahrheit. Lange Zeit, vor

dem Erdenwallen Fords des Herrn, sogar noch ein paar Generationen später, wurden Liebesspiele unter Kindern für widernatürlich gehalten – (brüllendes Gelächter!) – ja, nicht nur das, sondern auch für unanständig – (hört, hört!) – und daher rücksichtslos unterdrückt.

Ungläubiges Staunen malte sich auf den Gesichtern seiner Zuhörer. Armen kleinen Kindern ihre harmlosen Spiele zu verbieten! Es ging ihnen einfach nicht ein.

„Selbst Heranwachsenden gleich Ihnen . . .“

„Ist es möglich!“

„Von ein bißchen heimlicher Selbstbefriedigung und Gleichgeschlechtlichkeit abgesehn, gab es gar nichts.“

„Ga–ar nichts?“

„Meist erst mit zwanzig Jahren.“

„Mit zwanzig Jahren?“ echoten die Studenten in ungläubigem Chor.

„Jawohl. Ich habe Ihnen ja gesagt, Sie werden es nicht glauben.“

„Und was geschah?“ wurde gefragt. „Was waren die Folgen?“

„Die Folgen waren furchtbar“, mengte sich plötzlich eine tiefe, volltönende Stimme in das Gespräch.

Sie blickten sich um. Am Rande der Gruppe stand ein Fremder, mittelgroß, schwarzhaarig, mit gebogener Nase, vollen roten Lippen und dunklen, durchdringenden Augen. „Furchtbar“, wiederholte er.

Der Direktor hatte sich gerade auf eine der bequemen, in den Anlagen verteilten Bänke aus Stahl und Gummi niedergelassen. Beim Anblick des Fremden sprang er auf, stürzte ihm mit ausgestreckter Rechter entgegen und lächelte mit allen zweiunddreißig Zähnen.
„Welch unverhofftes Vergnügen! Jungens, wißt ihr, wer da ist? Der Herr Weltaufsichtsrat. Seine Fordschaft Mustapha Rathenau."

In den viertausend Sälen der Zentrale schlugen viertausend elektrische Uhren gleichzeitig vier Uhr. Körperlose Stimmen schallten aus den Lautsprechertrichtern:
„Erste Tagschicht Schluß. Zweite Tagschicht Anfang. Erste Tagschicht Schluß . . ."
Im Aufzug, auf der Fahrt hinauf in den Umkleideraum, kehrten Henry Päppler und der Prädestinations-Direktorstellvertreter ihrem Kollegen Sigmund Marx aus dem Psychologieamt ziemlich auffällig den Rücken; sie hielten sich von dieser anrüchigen Erscheinung fern.
Das gedämpfte Summen und Rattern der Maschinerie in der Purpurschwüle des Embryodepots dauerte fort. Schichten kamen und gingen, ein lupusfarbenes Gesicht machte dem andern Platz, aber unablässig zogen die laufenden Bänder majestätisch weiter, beladen mit Männern und Frauen der Zukunft.
Lenina Braun eilte zum Ausgang.

Seine Fordschaft Mustapha Rathenau! Den grüßenden Studenten traten die Augen fast aus den Höhlen. Der amtsführende Aufsichtsrat für Mitteleuropa! Einer der zehn Weltaufsichtsräte. Einer der Zehn . . . und jetzt setzte er sich mit dem Normdirektor auf die Bank, er verweilte, wahrhaftig, er weilte unter ihnen, richtete leibhaftig das Wort an sie . . . direkt vom Erzeuger. Direkt aus dem Munde Fords selbst.

Zwei krabbenbraune Kinder tauchten aus dem nahen Gesträuch auf, starrten sie einen Augenblick groß und staunend an und verschwanden dann wieder zu ihren Spielen im Gebüsch.

„Sie kennen alle," begann der Weltaufsichtsrat mit seiner tiefen, markigen Stimme, „Sie kennen wohl alle den erhabenen und erleuchteten Ausspruch Fords des Herrn: Geschichte ist Mumpitz. Geschichte", wiederholte er, „ist Mumpitz."

Er begleitete seine Worte mit einer schwungvollen Handbewegung, und es sah aus, als hätte er mit einem unsichtbaren Flederwisch etwas Staub hinweggefegt. Der Staub war Harappa, war Ur im Chaldäerlande; ein paar Spinnweben, das waren Theben und Babylon und Knossos und Mykenae. Wisch, wisch, wisch – weg waren Odysseus, Hiob, weg waren Jupiter und Buddha und Jesus. Wisch, wisch – der antike Mist, genannt Athen und Rom, Jerusalem und das Reich der Mitte, weg waren sie. Wisch – leer war die Stelle, wo einst Italien blühte. Wisch – die Kathedralen; wisch, wisch – König

Lear und die Gedanken Pascals. Wisch – die Matthäuspassion; wisch – Mozarts Requiem; wisch – die Neunte; wisch, wisch, wisch . . .

„Gehst du heute abends ins Fühlkino, Henry?“ fragte der Prädestinationsstellvertreter. „Der neue Fühlfilm im Gloria-Palast soll prima sein. Es kommt eine Liebesszene auf einem Bärenfell darin vor; das ist etwas Wunderbares, sagen die Leute. Man spürt jedes einzelne Bärenhaar. Unglaubliche Fühleffekte.“

„Und darum lernen Sie nicht länger Geschichte“, sagte der Aufsichtsrat. „Aber jetzt ist der Augenblick da . . .“
Der Direktor warf ihm einen beunruhigten Seitenblick zu. Man munkelte merkwürdige Dinge von verbotenen alten Büchern, versteckt in einem Geheimtresor im Arbeitszimmer des Aufsichtsrats: Bibeln, Versbände, – weiß Ford, was noch alles.
Mustapha Rathenau fing seinen besorgten Blick auf; seine Mundwinkel zuckten spöttisch. „Keine Angst, Direktorchen“, sagte er, nicht ohne einen Anflug von Ironie. „Ich werde sie nicht verderben.“
Der Direktor war über alle Maßen verwirrt.

Wenn man sich verachtet glaubt, ist es am besten, verachtungsvoll dreinzusehn. Das Lächeln in Sigmunds Miene war geringschätzig. Jedes einzelne Bärenhaar – und wenn schon!
„Ich werde nicht verfehlen, ihn mir anzufühlen“, meinte Henry Päppler.

Mustapha Rathenau neigte sich mit erhobenem Zeigefinger zu ihnen. „Versuchen Sie, sich das einmal vorzustellen!“ sagte er, und seine Stimme fuhr seltsam aufwühlend in ihr Zwerchfell. „Vorzustellen, was es heißt, eine gebärende Mutter zu haben!“
Wieder das unflätige Wort. Aber diesmal fiel es keinem im Traum ein, zu grinsen.
„Versuchen Sie, sich vorzustellen, was Familienleben bedeutet!“
Sie versuchten es, offenbar ohne jeden Erfolg.
„Und haben Sie eine Ahnung, was ein trautes Heim war?“
Sie schüttelten die Köpfe.

Aus dem mattroten Licht ihres Kellers fuhr Lenina Braun im Aufzug siebzehn Stockwerke hinauf. Am Ende eines langen Korridors zur Rechten stand ‚Frauenumkleideraum‘ über einer Tür. Sie tauchte in ein verwirrendes Chaos von Armen, Busen und Unterwäsche. Wildbäche heißen Wassers plätscherten in hundert Badewannen oder liefen gurgelnd ab. Achtzig rumpelnde und zischende Vibrovakuum-Massageapparate kneteten und saugten das feste, sonnengebräunte Fleisch von achtzig wohlgeratenen weiblichen Exemplaren. Jede redete mit Aufwand ihrer ganzen Stimmkraft. Ein Synthetophon trällerte ein Überwaldhornsolo.
„’n Abend, Fanny“, sagte Lenina zu einem Mädchen, dessen Kleiderhaken und Wandschrank sich neben dem ihren befanden.

Fanny war im Flaschenfüllsaal beschäftigt und hieß mit Nachnamen gleichfalls Braun. Aber da den zwei Milliarden Erdbewohnern nur zehntausend Namen zur Verfügung standen, war dieser Zufall nicht besonders überraschend.
Lenina zog an ihren Zippverschlüssen, einmal an der Jacke, zweimal links und rechts an den Hosen hinunter, und nochmals an ihrer Unterkleidung. In Schuhen und Strümpfen ging sie ins Bad.

Ein Heim, ein trautes Heim: ein paar enge Räume, zum Ersticken vollgepfropft mit Insassen, als da waren: ein Mann, ein periodisch brütendes Weib, eine Horde Knaben und Mädchen aller Jahrgänge. Keine Luft, kein Platz; ein verseuchter Kerker; Finsternis, Krankheit, Gestank.
Die Geisterbeschwörung des Aufsichtsrats war so lebhaft, daß ein zarter besaitetes Gemüt unter den Studenten erblaßte und nahe daran war, sich zu übergeben.

Lenina stieg aus dem Bad, trocknete sich ab und ergriff ein langes biegsames, in die Wand eingelassenes Rohr, dessen Mündung sie an die Brust hielt, als wollte sie Selbstmord begehn. Ein Druck auf den Knopf: ein Hauch warmer Luft überstäubte sie mit feinstem Talkpuder. Kleine Hähne für acht verschiedene Parfüms und Kölnischwasser waren über dem Waschbecken angebracht. Sie drehte den dritten von links an, besprühte sich mit Chypre und verließ, Schuhe und Strümpfe in der Hand,

das Badezimmer, um nachzusehn, ob ein Vibrovakuumapparat frei sei.

Nicht nur äußerlich, auch seelisch war das traute Heim ein Drecknest. Ein seelischer Kaninchenstall, ein Misthaufen, dunstend von der Reibung zusammengepferchten Lebens, nach Gefühlen stinkend. Diese erstickende Nähe, diese schädlichen, unsinnigen, gemeinen Beziehungen innerhalb der Familiengruppe! Die Mutter, diese Wahnwitzige, säugte ihre Kinder, ihre eigenen Kinder wie eine Katze ihre Jungen, aber eine Katze mit Redegabe, eine Katze, die ohne Unterlaß „Mein Kleinchen, mein süßes", sagen konnte. „Mein Kleinchen da an der Brust, mit seinen Patschhändchen, und welchen Hunger es hat, und dieses unsägliche, peinigende Lustgefühl! Und wenn es dann einschläft, mein Kleinchen, hat es ein Bläschen weiße Milch im Mundwinkelchen. Mein Kleinchen schläft . . ."
„Ja," nickte Mustapha Rathenau, „kein Wunder, daß Ihnen graut."

„Mit wem gehst du heute abend aus?" fragte Lenina, als sie von der Massage zurückkam, rosig glühend gleich einer von innen leuchtenden Perle.
„Mit niemand."
Erstaunt hob Lenina die Brauen.
„Seit einiger Zeit fühle ich mich so eigen", erklärte Fanny. „Doktor Wells hat mir einen Schwangerschaftsersatz angeraten."

„Aber meine Liebe, du bist doch erst neunzehn. Der erste Schwangerschaftsersatz ist nicht vor einundzwanzig fällig.“

„Ich weiß, Schatz. Aber mancher Mensch fühlt sich wohler, wenn er früher beginnt. Weitgebaute Brünetten, sagt Doktor Wells, sollten ihren ersten Ersatz schon mit siebzehn nehmen. Ich bin also zwei Jahre zu spät daran, nicht zwei Jahre zu früh.“ Sie öffnete ihren Wandschrank und wies auf eine Reihe Schächtelchen und etikettierte Phiolen im oberen Fach.

„Corpus-luteum-Extrakt.“ Lenina las laut die Namen. „Ovarin, garantiert frisch, nicht nach 1. August 632 a. F. in Gebrauch zu nehmen. Brustdrüsenextrakt, dreimal täglich in einem Löffel Wasser vor den Mahlzeiten. Plazentin, jeden dritten Tag 5 Kubikzentimeter in die Adern einzuspritzen. Uff!“ Lenina schauderte. „Ich hasse diese Einspritzungen, du auch?“

„Ja. Aber wenn sie einem guttun . . .“ Fanny war ein besonders vernünftiges Mädchen.

Ford der Herr – oder Freud der Herr, wie er sich in seinem unerforschlichen Ratschluß nannte, wenn er von psychologischen Dingen sprach, – Freud der Herr hatte als erster die erschütternden Gefahren des Familienlebens enthüllt. Die Welt war voller Väter – also voll von Elend; voller Mütter – also voll von Unnatur jeder Spielart, vom Sadismus bis zur Keuschheit; voller Brüder, Schwe-

stern, Onkeln und Tanten, voll von Wahnwitz und Selbstmord.

„Doch unter den Wilden Samoas, auf einigen Inseln vor der neuguineischen Küste . . .“

Tropischer Sonnenglanz liegt wie warmer Honig auf den nackten Kinderkörpern, die sich in tollem Durcheinander unter den Hibiskusblüten wälzen. Jede der zwanzig mit Palmblättern gedeckten Hütten ist ein Heim. Auf den Trobriandinseln gilt Empfängnis für das Werk von Geistern der Vorzeit; niemand hat je etwas von einem Vater gehört.

„Die Gegensätze berühren einander“, sagte der Aufsichtsrat. „Mit gutem Grund, denn dazu sind sie da.“

„Doktor Wells sagt, ein Dreimonatsschwangerschaftsersatz wird entscheidenden Einfluß auf meine Gesundheit in den nächsten drei, vier Jahren haben.“

„Hoffentlich hat er recht“, meinte Lenina. „Aber Fanny, soll das allen Ernstes heißen, daß du in den nächsten drei Monaten überhaupt nicht . . .“

„Ach wo, Liebste. Ein, zwei Wochen etwa, länger nicht. Ich werde die Abende eben im Klub verbringen und Musikbridge spielen. Du gehst aus, nicht?“

Lenina nickte.

„Mit wem?“

„Mit Henry Päppler.“

„Schon wieder?“ Auf Fannys gutmütigem Mondgesicht erschien ein schlecht dazu passender Ausdruck schmerzlich mißbilligenden Staunens. „Willst du damit sagen, daß du noch immer mit Henry Päppler gehst?“

Mütter und Väter, Brüder und Schwestern. Doch es gab auch Ehemänner, Gattinnen und Liebespaare – und Monogamie und Romantik.
„Wiewohl Sie kaum wissen dürften, was das heißt“, ergänzte der Weltaufsichtsrat.
Die Studenten schüttelten die Köpfe.
Familie, Monogamie, Romantik. Allerorten Stacheldraht gegen die Allgemeinheit, überall sämtliche Interessen auf einen Brennpunkt gerichtet, ein neidisches Eindämmen aller Triebe und Kräfte.
„Aber jedermann ist seines Nächsten Eigentum.“ Mit diesem Spruch aus der Schlafschule schloß er. Die Studenten nickten bekräftigend dazu. Mehr als zweiundsechzigtausend Wiederholungen zur Schlafenszeit hatten ihnen diesen Spruch nicht nur als lautere Wahrheit, sondern als selbstverständlichen, ganz unbestreitbaren Grundsatz eingeprägt.

„Aber ich gehe doch erst vier Monate mit Henry“, widersprach Lenina.
„Erst vier Monate! Das ist ja recht nett! Und nicht genug damit,“ fuhr Fanny mit vorwurfsvoll erhobenem Zeigefinger fort, „aber während der ganzen Zeit war wohl kein andrer auf der Bildfläche als Henry, wie?“

Lenina errötete tief, doch Blick und Stimme blieben trotzig. „Nein, kein andrer“, erwiderte sie fast wild. „Und wozu auch, möchte ich wissen?“ „Ach, wozu möchte sie wissen!“ echote Fanny, als spräche sie zu einem unsichtbaren Lauscher hinter Lenina. Plötzlich änderte sie den Ton. „Allen Ernstes: ich glaube, du solltest vorsichtiger sein. Es ist schrecklich ungehörig, so lange mit einem und demselben Mann zu gehn. Mit vierzig, fünfundvierzig Jahren ist das vielleicht verzeihlich. Aber in deinem Alter, Lenina! Es gehört sich wirklich nicht. Außerdem weißt du doch, wie sehr der Direktor gegen alle hitzigen oder in die Länge gezogenen Affären ist. Vier Monate mit Henry Päppler, ohne einen andern Mann daneben – also er wäre einfach wütend, wenn er wüßte . . .“

„Denken Sie an den Wasserdruck im Leitungshahn!“ Sie dachten daran. „Ich drehe einmal auf“, sagte der Aufsichtsrat. „Welch ein Strahl!“ Er drehte zwanzigmal auf. Zwanzig plätschernde Miniaturspringbrunnen.

„Mein Kleinchen. Mein Kleinchen . . .“

„Mutter!“ Ein ansteckender Wahnsinn.

„Mein Kleinod, mein Alles, mein teures . . .“

Mutterschaft, Monogamie, Romantik. Der Springbrunnen schießt hoch empor; wild schäumt der Wasserstrahl. Der Druck findet nur ein einziges Ventil. Mein Kleinchen, mein Kleinchen! Kein Wunder, daß diese armen Geschöpfe der vor-

modernen Zeit verrückt, verrucht und todunglücklich waren. Ihre Zeit ließ sie die Dinge nicht leicht nehmen, ließ sie nicht vernünftig, tugendhaft und glücklich sein. In jener Zeit von Mutterschaft und Liebesweh, von Verboten, deren Einhaltung ihnen nicht angenormt war, von Versuchungen und einsamer Reue, abgesondert durch Krankheiten und ständiges Leid, in ewiger Ungewißheit und Armut, mußten sie notgedrungen leidenschaftliche Gefühle entwickeln. Und mit ihren leidenschaftlichen Gefühlen, jedes Einzelwesen noch dazu hoffnungslos einsam auf sich allein angewiesen, wie konnte es da Beständigkeit für sie geben?

„Deshalb brauchst du ihn natürlich noch lange nicht abzubauen. Nimm von Zeit zu Zeit einen andern, das genügt. Er hat doch auch andre Mädchen, nicht?“
Lenina gab es zu.
„Ganz begreiflich! Henry Päppler ist ein tadelloser Kavalier, immer korrekt. Außerdem muß man an den Direktor denken. Du weißt ja, was für ein Pedant er ist.”
Lenia nickte. „Heute nachmittag hat er mich hinten abgetätschelt.”
„Na, da siehst du's!” triumphierte Fanny. „Das zeigt am besten seine Einstellung. Immer so konventionell!“

„Beständigkeit“, sagte der Aufsichtsrat, „Beständigkeit! Keine Zivilisation ohne Beständigkeit der

Allgemeinheit. Keine allgemeine Beständigkeit ohne Beständigkeit des einzelnen.“ Seine Stimme war eine Posaune. Die Hörer fühlten sich geweitet, gewärmt.

Die Maschinen laufen, laufen, müssen ewig laufen. Stillstand ist Tod. Eine Milliarde krabbelt auf der Erdrinde. Die Räder beginnen zu laufen. Hundertfünfzig Jahre später leben auf ihr schon zwei Milliarden. Alle Räder halt! Hundertfünfzig Wochen darauf gibt es nur noch eine Milliarde, die andern tausendmal tausendmal tausend Männer und Frauen sind verhungert.

Die Räder müssen ewig laufen, aber zu diesem Zweck müssen sie bedient werden. Bedient von Menschen, die so fest und sicher im Leben stehn, wie die Räder auf ihren Achsen sitzen, klarköpfigen, gehorsamen, in Zufriedenheit gefestigten Menschen. Solange sie wimmern: „Mein Kleinchen, mein Mütterlein, mein einzig angebetetes Alles“, solange sie stöhnen: „O ich Sünder, o göttliches Strafgericht“, solange sie vor Schmerz aufheulen, im Fieber lallen, Gebrechlichkeit und Armut beweinen, – wie können sie da Räder bedienen? Und wenn sie die Räder nicht bedienen können . . . Tausendmal tausendmal tausend Leichen sind schwer zu beerdigen oder zu verbrennen.

„Und außerdem“, schmeichelte Fannys Stimme, „ist doch nichts Unangenehmes oder Schmerzhaftes daran, außer Henry noch einen oder zwei

zu haben. Du solltest dich also wirklich ein wenig mehr polyandrisch . . .“

„Beständigkeit“, beharrte der Aufsichtsrat. „Beständigkeit, das Alpha und Omega aller Notwendigkeiten. Zu diesem Zwecke das alles.“
Mit einer großen Geste umschrieb er die Gartenanlagen, den gewaltigen Bau der Brut- und Normzentrale, die nackten Kinder, die sich im Gehölz verbargen und auf den Wiesen tummelten.

Lenina schüttelte sinnend den Kopf. „Ich bin seit kurzem, ich möchte sagen, nicht besonders erpicht auf größere Auswahl. Man hat manchmal solche Anwandlungen. Kennst du sie nicht auch, Fanny?“
Fanny nickte mitleidig und verständnisvoll. „Da muß man sich eben ermannen“, sagte sie jedoch sentenziös. „Man darf kein Spielverderber sein. Jedermann ist seines Nächsten Eigentum.“
„Ja, seines Nächsten Eigentum“, wiederholte Lenina langsam, seufzte und schwieg für einen Augenblick. Dann drückte sie Fannys Hand. „Du hast recht, wie immer. Ich werde mich ermannen.“

Unterdrückte Triebe fließen über, werden zu Gefühlen, zu Leidenschaft, ja selbst zu Wahnwitz, je nach der Gewalt des Stromes, der Höhe und Stärke der Dämme. Der ungehemmte Strom ergießt sich sanft in sein vorgezeichnetes Bett, mündet in stilles Behagen. (Der Embryo hat Hunger; tagaus, tagein macht die Blutsurrogat-Pumpe

ohne Unterlaß ihre achthundert Umdrehungen in der Minute. Das entkorkte Kind heult; sogleich erscheint die Pflegerin mit einem Fläschchen Außensekret.) Gefühl lauert in der winzigen Zeitspanne zwischen Begehr und Gewähr. Kürzt diese Spanne, und ihr reißt alle jene unnötigen Schranken von einst nieder!

„Glückliche Jugend!“ sagte der Aufsichtsrat. „Keine Mühe wurde gescheut, um euch euer Gefühlsleben leicht zu machen, euch, soweit es geht, vor Gefühlen überhaupt zu bewahren.“

„Gelobt sei Ford im Kraftwagen“, murmelte der Direktor. „Dies ist die beste aller möglichen Welten.“

„Lenina Braun?“ wiederholte Henry Päppler auf die Frage des Prädestinationsstellvertreters, während er seine Hosen hochzippte. „Ah, ein Prachtmädel. Fabelhaft pneumatisch. Mich wundert, daß Sie sie noch nicht gehabt haben.“

„Mir selbst unverständlich“, sagte der Prädestinator. „Aber bei der nächsten Gelegenheit bestimmt.“

Am andern Ende des Umkleidesaales hörte Sigmund Marx ihr Gespräch und erbleichte.

„Die Wahrheit zu sagen,“ bemerkte Lenina, „langweilt es mich schon ein ganz klein wenig, jeden Tag nur Henry zu haben.“ Sie zog ihren linken Strumpf an. „Kennst du Sigmund Marx?“ fragte sie in sichtlich übertrieben gleichgültigem Ton.

Fanny fuhr auf. „Du hast doch nicht etwa die Absicht . . .?“

„Warum denn nicht? Sigmund ist ein Alpha-plus. Er hat mich eingeladen, mit ihm eine von den Eingeborenenreservationen zu besuchen. Das habe ich mir schon immer gewünscht.“

„Aber sein schlechter Ruf!“

„Was liegt mir an seinem Ruf!“

„Es heißt, er kann Hindernisgolf nicht leiden.“

„Es heißt, es heißt“, spottete Lenina.

„Und er verbringt seine freie Zeit fast immer ohne Gesellschaft – allein!“ ergänzte Fanny, Grauen in der Stimme.

„Er wird nicht allein sein, wenn er mit mir ist. Warum sind alle Leute so eklig gegen ihn? Ich finde ihn wirklich nett.“ Sie lächelte in sich hinein: wie albern schüchtern er ihr gegenüber gewesen war! Fast furchtsam, als wäre sie Weltaufsichtsrätin und er ein gamma-minus Maschinenkuli.

„Überblicken Sie Ihr eigenes Leben“, sagte Mustapha Rathenau. „Stand einer von Ihnen jemals vor einem unüberwindlichen Hindernis?“

Allgemeines Schweigen verneinte die Frage.

„Mußte einer von ihnen jemals lange harren, daß man ihm gewähre, sobald er merkte, daß er begehre?“

„Na ja . . .“ begann ein junger Mann zögernd.

„Reden Sie!“ befahl der Direktor. „Lassen Sie Seine Fordschaft nicht warten!“

„Einmal mußte ich vier Wochen auf ein Mädel warten, bevor ich sie haben konnte."
„Und infolgedessen hatten Sie leidenschaftliche Gefühle?"
„Gräßlich!"
„Gräßlich, das ist das richtige Wort", sagte der Aufsichtsrat. „Und doch waren unsere Vorfahren so töricht und verblendet, sich gegen die ersten Reformer, die sie von diesen gräßlichen Gefühlen erlösen wollten, ablehnend zu verhalten."

„Über sie zu reden, als wäre sie ein Stück Fleisch!" Sigmund knirschte mit den Zähnen. „Nimm sie dir doch, so nimm sie doch! Wie einen Schweinebraten. Die Kerle entwürdigen sie zu einem Stück Fleisch. Sie sagte, sie werde es sich überlegen, sie sagte, sie wolle mir diese Woche Bescheid geben. O Ford, o Ford!" Am liebsten wäre er hingegangen und hätte die beiden ins Gesicht geschlagen, aber fest und ein paarmal.
„Ich kann Ihnen nur den guten Rat geben, versuchen Sie sie mal!" sagte Henry Päppler.

„Zum Beispiel Ektogenesis. Pfitzner und Kawaguchi hatten bereits die ganze Methode ausgearbeitet. Allein die Regierungen wollten davon nichts wissen. Man hatte das sogenannte Christentum. Und die Weiber mußten weiter lebendgebären."

„Und wie häßlich er ist!" sagte Fanny.
„Mir gefällt er nicht übel."
„Und so klein!" Fanny schnitt ein Gesicht. Kleiner

Wuchs war doch so widerlich, so typisch für die unteren Kasten.
„Ich finde ihn nett“, sagte Lenina. „Man möchte ihn am liebsten streicheln, verstehst du? Wie ein Kätzchen.“
Fanny fand das anstößig. „Es heißt, daß sich jemand geirrt hat, als er noch in der Flasche war, ihn für einen Gamma hielt und seinem Blutsurrogat Alkohol zusetzte. Deshalb ist er so zurückgeblieben.“
„Das ist doch der reinste Unsinn!“ entrüstete sich Lenina.

„Die Schlafschulen wurden einfach verboten. Man hatte damals die sogenannte Republik. Das Parlament, wenn Sie eine Ahnung haben, was das war, nahm ein Gesetz gegen sie an. Die Protokolle sind noch erhalten. Reden über die Freiheit des Staatsbürgers. Freiheit, unzulänglich und unglücklich zu sein. Ein kantiger Klotz in einem runden Loch.“

„Aber lieber Freund, von Herzen gern natürlich. Mit dem größten Vergnügen.“ Henry Päppler klopfte dem Prädestinationsstellvertreter auf die Schulter. „Jedermann ist doch seines Nächsten Eigentum.“
Hundertmal in der Nacht wiederholt, jede Woche dreimal, vier Jahre lang, dachte Sigmund Marx, dessen Sondergebiet Hypnopädie war. Zweiundsechzigtausend Wiederholungen ergeben eine Wahrheit. Diese Idioten!

„Oder Kastenwesen! Immer wieder beantragt, immer wieder abgelehnt. Man hatte die sogenannte Demokratie. Als ob es eine andre Gleichheit der Menschen gäbe als die physikalisch-chemische.“

„Nun, ich kann dir nur sagen, daß ich seine Einladung annehmen werde.“

Sigmund haßte die beiden aus tiefstem Herzen. Aber sie waren ihrer zwei, sie waren groß und stark.

„Der Neunjährige Krieg begann anno Ford 141.“

„Sogar dann, wenn er wirklich Alkohol im Blut hat!“

„Phosgen, Chloropikrin, Äthyljodazetat, Diphenylzyanarsen, Trichlormethylchloroform, Dichloräthylsulfid. Von Hydrozyansäure gar nicht zu reden.“

„Was ich für eine glatte Lüge halte“, schloß Lenina.

„Das Getöse von vierzehntausend in offener Schlachtlinie vorrückenden Aeroplanen. Das Bersten der Milzbrandbomben auf dem Kurfürstendamm und im Achten Arrondissement dagegen klang kaum lauter als das Platzen eines aufgeblasenen Papiersackes.“

„Und ich will mir wirklich einmal eineEingeborenen-Reservation ansehn.“

„$CH_3C_6H_2(NO_2)_3 + Hg(CNO)_2$ = was, bitte? Ein riesiges Loch in der Erde, ein Haufen Mauer-

trümmer, ein paar Fetzen Fleisch und Schleim, ein beschuhter Fuß, der durch die Luft saust, pardauz! mitten in die scharlachroten Gardenien. Es war ein schönes Bild in jenem Sommer!"

„Dir ist nicht zu raten, Lenina, ich gebe es auf."

„Die Methode der Russen, die Wasserleitungen zu verseuchen, war besonders sinnreich."

Rücken gegen Rücken, kleideten sich Fanny und Lenina wortlos weiter an.

„Der Neunjährige Krieg, der große Wirtschaftszusammenbruch. Es gab nur die Wahl zwischen Weltaufsicht und Vernichtung. Zwischen Stabilisierung und . . ."

„Fanny Braun ist auch nicht übel", meinte der Prädestinationsstellvertreter.

In den Pflegeräumen war der Unterricht aus Anfangsgründen des Klassenbewußtseins zu Ende. Die Stimme unter den Kissen bahnte zukünftiger Nachfrage nach zukünftigem Angebot an Fabrikaten eine Gasse. „Ich fliege so gern," wisperte sie, „ich fliege so gern, ich habe schöne neue Kleider so gern, ich habe . . ."

„Der Republikanismus allerdings war durch den Milzbrand umgebracht, aber trotzdem konnte man mit Gewalt nichts erreichen."

„Wenngleich nicht so pneumatisch wie Lenina. Nicht annähernd.“

„Alte Kleider sind scheußlich“, flüsterte es unermüdlich weiter. „Alte Kleider wirft man weg. Enden ist besser als Wenden, Enden ist besser als Wenden, Enden ist besser . . .“

„Parlamente haben zu tagen, aber nicht zu schlagen. Man regiert mit dem Kopf und dem Hintern, nicht mit der Faust. Man führte, zum Beispiel, die allgemeine Verbrauchspflicht ein.“

„So, ich bin fertig“, sagte Lenina, aber Fanny hielt sich schweigend abgekehrt. „Seien wir wieder gut, Fannyschatz!“

„Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind mußte jährlich soundsoviel verbrauchen. Im Interesse der Industrie. Das einzige Ergebnis war . . .“

„Enden ist besser als Wenden. Je mehr Nähte, desto mehr Nöte. Je mehr Nähte . . .“

„Gib nur acht, eines Tages wirst du Unannehmlichkeiten haben!“ warnte Fanny mit düsterem Nachdruck.

„. . . Pflichtverweigerung aus Gewissensgründen. Sie nahm unerhörte Dimensionen an. Nur um keinen Preis etwas verbrauchen! Zurück zur Natur!“

„Ich fliege so gern, ich fliege so gern.“

„Zurück zur Kultur. Tatsächlich, zur Kultur! Man verbraucht nicht viel, wenn man stille sitzt und Bücher liest.“

„Wie sehe ich aus?“ fragte Lenina. Ihre Jacke war aus flaschengrünem Azetatstoff mit grünem Viskosepelzbesatz an Kragen und Ärmeln.

„Achthundert Freiluftbündler wurden auf den Abhängen des Harz mit Maschinengewehren niedergemäht.“

„Enden ist besser als Wenden, Enden ist besser als Wenden.“

Dazu grüne Kordkniehosen und weiße, unter dem Knie eingerollte Viskosewollstrümpfe.

„Dann kam es zu dem berühmten Gemetzel in der Bibliothek des Britischen Museums. Zweitausend Kulturenthusiasten mit Dichloräthylsulfid vergast.“

Eine grün-weiße Jockeikappe beschattete Leninas Augen. Ihre Schuhe waren hellgrün und auf Hochglanz poliert.

„Endlich“, sagte Mustapha Rathenau, „kamen die Aufsichtsräte zur Einsicht, daß es mit Gewalt nicht ging. Die zwar langsameren, aber unendlich verläßlicheren Methoden künstlicher Zeugung, Neo-Pawlowscher Aufnormung und der Hypnopädie ...“

Um die Mitte trug sie eine Art silberbeschlagenen Patronengürtels aus grünem Saffianersatz, voll-

gepfropft – da sie keine Empfängnisfreie war – mit der vorschriftsmäßigen Menge verhütender Mittel.

„Endlich griff man auf die Entdeckungen Pfitzners und Kawaguchis zurück. Eine lebhafte Propaganda gegen das Lebendgebären . . .“

„Prachtvoll!“ rief Fanny begeistert. Sie konnte Leninas Reiz nie lange widerstehn. „Und dieser allerliebste Malthusgürtel!“

„. . . in Verbindung mit einem Feldzug gegen die Vergangenheit: Schließung der Museen, Sprengung der geschichtlichen Denkmäler (zum Glück waren die meisten schon im Neunjährigen Kriege zerstört worden) und Unterdrückung aller vor 150 n. F. erschienenen Bücher.“

„Einen solchen Gürtel muß ich unbedingt haben“, sagte Fanny.

„Da gab es zum Beispiel Dinger, die man die Pyramiden nannte.“

„Mein altes Bandelier aus schwarzem Lackleder . . .“

„Und einen gewissen Shakespeare. Sie haben diese Namen natürlich nie gehört.“

„. . . ist einfach schon ein Skandal.“

„Das sind die Segnungen wahrhaft naturwissenschaftlicher Bildung.“

„Je mehr Nähte, desto mehr Nöte. Je mehr Nähte, desto . . .“

„Die Einführung des ersten T-Modells unseres Herrn Ford . . .“

„Ich benütze es schon drei Monate.“

„. . . wurde zum Ausgangspunkt der neuen Zeitrechnung gewählt.“

„Enden ist besser als Wenden. Enden ist besser...“

„Wie erwähnt, gab es das sogenannte Christentum.“

„Enden ist besser als Wenden.“

„Die Ethik und Philosophie des Sparens . . .“

„Ich habe schöne neue Kleider so gern. Ich habe...“

„. . . eine der Hauptfragen in Zeiten der Unterproduktion. Im Zeitalter der Maschinen und unbegrenzten Stickstoffverwertung jedoch geradezu ein Verbrechen gegen die Gesellschaft.“

„Henry Päppler schenkte ihn mir.“

„Alle Kreuze wurden geköpft und zu T's gemacht. Vorher gab es auch etwas, das Gott hieß.“

„Aus echtem Saffianersatz.“

„Jetzt haben wir den Weltstaat, Fordtagsfeiern, Vereinigungschöre und Solidaritätsandachten.“

„Herrford, wie ich sie hasse!“ dachte Sigmund Marx.

„Und einen sogenannten Himmel. Das hielt aber die Menschen nicht ab, ungeheure Mengen Alkohol zu trinken.“

„Wie Fleisch, wie ein Stück Fleisch.“

„Ferner eine sogenannte Seele und eine sogenannte Unsterblichkeit.“

„Frag doch Henry, woher er ihn hat!“

„Trotzdem spritzten sie sich Morphium ein und schnupften Kokain.“

„Das Allerschlimmste ist, daß sie sich selbst als ein Stück Fleisch betrachtet.“

„Zweitausend Pharmakologen und Biochemiker erhielten a. F. 178 Forschungsbeiträge aus öffentlichen Mitteln.“

„Wie finster der Mensch dreinsieht“, sagte der Prädestinationsstellvertreter und deutete auf Sigmund Marx.

„Sechs Jahre später wurde das ideale Rauschmittel bereits fabriksmäßig hergestellt.“

„Wir wollen ihn ein bißchen hänseln.“

„Euphorisch, narkotisch, angenehme Halluzinationen weckend.“

„Warum so finster, Marx?“ Der Klaps auf seine Schulter ließ Sigmund zusammenfahren und aufblicken. Henry Päppler, das Schwein, war's. „Wissen Sie, was Sie brauchen? Ein Gramm Soma.“

„Alle Vorzüge des Christentums und des Alkohols, ohne die Nachteile.“

„Herrford, am liebsten möchte ich ihn erwürgen!“ Er tat es nicht, sondern sagte nur höflich: „Nein, danke!“ und lehnte die angebotene Glastube mit den Tabletten ab.

„Urlaub von der Wirklichkeit nehmen, sooft man will, und dann wieder in den Alltag zurückkehren, weder von Kopfschmerzen noch Mythologie geplagt.“

„Bedienen Sie sich!“ beharrte Päppler „„bedienen Sie sich doch!“

„Die Beständigkeit war damit Tatsache geworden.“

„Ein Kubikzentimeter vertreibt zehn Miesepeter“, zitierte der Prädestinationsstellvertreter eine allbekannte Schlafschulweisheit.

„Nun mußte man nur noch dem Altern beikommen.“

„Verdammte Bande, verdammte!“ schrie Sigmund Marx.

„Aber, aber!“

„Gonodalhormone, Transfusionen jugendlichen Blutes, Magnesiumsalze . . .“

„Vergessen Sie nicht: ein Gramm versuchen ist besser als fluchen!“ Lachend gingen sie hinaus.

„Sämtliche äußeren Merkmale des Greisenalters sind beseitigt. Und zugleich mit ihnen natürlich auch . . .“

„Vergiß ja nicht, ihn wegen des Malthusgürtels zu fragen!“ mahnte Fanny.

„. . . alle seelischen Eigenheiten des Greisenalters. Heutzutage bleibt der menschliche Charakter durch das ganze Leben beständig derselbe.“

„. . . noch zwei Runden Hindernisgolf spielen, bevor es dunkelt. Hab es sehr eilig.“

„In Arbeit und Spiel bleiben unsere Kräfte und Gelüste mit Sechzig die gleichen wie mit Siebzehn. In der schlechten alten Zeit entsagten die bejahrten Leute, zogen sich von der Welt zurück, warfen sich der Religion in die Arme und vertrieben sich die Zeit mit Büchern und Nachdenken. Stellen Sie sich das vor: mit Nachdenken!“

„Idiotische Schweinebande!“ murmelte Sigmund Marx immer wieder vor sich hin, während er über den Korridor zum Aufzug ging.

„Heutzutage – sehn Sie, das ist wahrer Fortschritt! – arbeiten die Greise, erfreuen sich ihrer Geschlechtskraft, sind immer beschäftigt, das Vergnügen läßt ihnen keine Muße, keinen freien Augenblick,

um sich hinzusetzen und nachzudenken. Und selbst wenn sich durch einen unglückseligen Zufall eine Lücke in der ununterbrochenen Kette ihres Zeitvertreibs auftut, ist immer das Soma zur Hand, das köstliche Soma! Ein halbes Gramm genügt für einen Feiertag, ein Gramm für ein Wochenende, zwei Gramm für einen Ausflug in die Pracht des Orients, drei Gramm für eine Stunde Ewigkeit auf dem Mond. Und wenn sie wieder im Irdischen landen, sind sie bereits über den Abgrund hinweg, stehen auf dem sicheren Boden täglicher Arbeit und Unterhaltung, eilen von einem Fühlkino ins andre, von einem pneumatischen Mädchen zum nächsten, von elektromagnetischem Golf zu . . ."

„Fort mit dir, Kleine!" schrie der Normdirektor ärgerlich. „Fort, du kleiner Lausejunge! Seht Ihr nicht, daß Seine Fordschaft beschäftigt ist? Sucht euch einen andern Platz zum Liebesspiel!"

„Die armen Kleinen!" sagte der Weltaufsichtsrat.

Langsam und majestätisch zogen die laufenden Bänder unter leisem Maschinengesumm weiter, dreiunddreißig Zentimeter in der Stunde. In purpurnem Dunkel glitzerten unzählige Rubine.

VIERTES KAPITEL

Der Aufzug war gedrängt voll von Beamten, die aus den Alpha-Umkleideräumen kamen. Lenina wurde beim Eintritt von vielen mit freundlichem Nicken und Lächeln begrüßt. Sie war ein allgemein beliebtes Mädchen und hatte irgendeinmal fast mit jedem von ihnen eine Nacht verbracht. Lauter nette Jungen, dachte sie, während sie die Grüße erwiderte. Reizende Jungen! Wenn nur Fordlieb Edisons Ohren nicht so groß wären, – vielleicht hatte er bei Meter 328 eine Spur zuviel Beischilddrüsenpräparat bekommen? Und Benito Hoover, erinnerte sie sich, war wirklich zu behaart, wenn er keine Kleider anhatte.

Den Blick von der Erinnerung an Benitos krause Schwärze ein wenig umdüstert, wandte sie sich um und entdeckte im Winkel die kleine, schmächtige Gestalt und das melancholische Gesicht Sigmund Marxens.

„Sigmund!“ Sie kam auf ihn zu. „Ich habe Sie gesucht.“ Ihre klare Stimme übertönte das Summen des aufsteigenden Lifts. Neugierig wandten sich die andern um. „Ich wollte mit Ihnen über unsere neumexikanischen Pläne sprechen.“ Mit einem Seitenblick gewahrte sie, wie Benito Hoover vor Staunen den Mund aufsperrte. Sein Staunen verdroß sie.

„Er wundert sich, daß ich ihn nicht bitte, wieder mit mir zu gehn“, dachte sie. Und mit betonter

Herzlichkeit ergänzte sie laut: „Ich möchte für mein Leben gern mit Ihnen im Juli für eine Woche verreisen.“ (Jetzt hatte sie ihre Untreue gegen Henry öffentlich kundgetan. Fanny durfte beruhigt sein, wenn es auch nur Sigmund war.) „Das heißt natürlich,“ meinte sie mit einem Lächeln von vielsagender Süße, „wenn Sie mich noch haben wollen.“

Sigmunds blasses Gesicht wurde rot. „Warum in aller Welt?“ fragte sie sich erstaunt und doch auch gerührt über diese sonderbare Huldigung.

„Wollen wir nicht lieber anderswo darüber sprechen?“ stotterte er entsetzlich verlegen.

„Er tut geradezu, als hätte ich etwas Unanständiges gesagt“, dachte Lenina. „Wenn ich einen gemeinen Witz gemacht, ihn etwa gefragt hätte, wer seine Mutter war, oder dergleichen, könnte er nicht fassungsloser aussehn.“

„Ich meine, hier sind so viele Leute . . .“ Die Worte schienen ihm vor Verwirrung in der Kehle stecken zu bleiben.

Lenina lachte freimütig und ganz ohne Spott. „Sind Sie aber drollig!“ sagte sie (und sie fand ihn wirklich drollig). „Lassen Sie es mich wenigstens eine Woche früher wissen, ja?“ fuhr sie in verändertem Ton fort. „Wir fahren doch mit der blauen Pazifikrakete? Von wo geht sie ab?“

Bevor Sigmund antworten konnte, hielt der Aufzug. „Dach!“ rief eine brüchige Stimme.

Der Aufzugwärter war ein kleines Affengeschöpf in

der schwarzen Jacke eines epsilon-minus Halbkretins.

„Dach!“

Er riß die Türen auf. Von der Glutpracht der Nachmittagssonne geblendet, blinzelte er überrascht. „Oh, Dach!“ wiederholte er verzückt, als wäre er unvermutet und freudig aus dem lähmenden Dunkel des Nichts erwacht. „Dach!“

Hündisch erwartende Anbetung im Blick, sah er zu den Gesichtern seiner Fahrgäste empor. Plaudernd und lachend traten die ins Licht hinaus. Der Aufzugwärter sah ihnen nach.

„Dach?“ sagte er noch ein letztes Mal wie in tiefer Frage.

Eine Klingel schrillte; der Lautsprecher in der Decke begann sehr leise und sehr gebieterisch Befehle zu erteilen.

„Hinunterfahren,“ sagte der Schalltrichter, „hinunterfahren! Achtzehntes Stockwerk. Hinunter, hinunter. Achtzehntes. Hinunter, hin . . .“

Er warf die Türen zu, drückte auf einen Knopf und sauste zurück in das summende Düster des Liftschachts, zurück in die dämmergraue Tiefe seiner gewohnten Starre.

Auf dem Dach war es heiß und strahlend sonnig. Vorüberfliegende Helikopter durchsurrten den schläfrigen Sommernachmittag; Raketenflugzeuge schossen, acht, neun Kilometer über ihren Köpfen, unsichtbar durch das klare Blau; nur ihr tiefes Dröhnen lag wie eine Liebkosung in der milden

Luft. Sigmund Marx atmete tief, sah empor, ließ den Blick über den azurnen Horizont wandern und endlich auf Leninas Antlitz verweilen.
„Wie schön!“ Seine Stimme bebte ein wenig.
Sie lächelte ihm wie in tiefstem Verständnis zu. „Einfach großartig für Hindernisgolf!“ meinte sie hingerissen. „Aber nun muß ich rasch weg, Sigmund. Henry ärgert sich, wenn ich ihn warten lasse. Sagen Sie mir rechtzeitig Bescheid, wann wir reisen!“ Sie winkte und lief über das breite Flachdach zu den Hangars. Sigmund sah dem entschwindenden Blinken der weißen Strümpfe nach, den sonnengebräunten Knieen, die sich hurtig beugten und streckten, wieder und wieder, und dem gemächlicheren Wogen der knappsitzenden Kordhosen unter der flaschengrünen Jacke. Schmerz lag in seinen Zügen.
„Hübsch ist die, das muß man sagen“, bemerkte eine laute, muntere Stimme hinter ihm.
Sigmund fuhr herum. Benitos rotes Mopsgesicht strahlte ihn mit sichtlicher Herzlichkeit an. Benito war allbekannt gutmütig. Er könne mit dem Leben auch zurechtkommen, sagte man von ihm, ohne jemals Soma anzurühren. Bosheit und Übellaune, vor denen andre in die Somaferien flüchten mußten, befielen ihn nie. Die Wirklichkeit war für Benito immer eitel Sonnenschein.
„Und pneumatisch! Aber wie!“ Dann in verändertem Ton: „Sehn Sie finster drein! Sie brauchen ein Gramm Soma.“ Er fuhr in die rechte Hosen-

tasche und zog eine Tube hervor. „Ein Kubikzentimeter vertreibt zehn ... Na, das ist denn doch!“

Sigmund hatte sich plötzlich umgewandt und war davongestürzt.

Benito starrte ihm nach. „Was kann der Mensch nur haben?“ fragte er sich; kopfschüttelnd kam er zu der Überzeugung, daß das Gerede über den Alkohol im Blutsurrogat des armen Kerls doch wahr sein müsse. „Hat wahrscheinlich sein Gehirn angegriffen.“

Er steckte das Somafläschchen wieder ein, nahm ein Päckchen Sexualhormonkaugummi aus der Tasche, schob ein Plätzchen in den Mund und schlenderte kauend zu den Hangars.

Henry Päppler hatte seine Maschine aus dem Verschlag herausrollen lassen und saß bereits im Führersitz, als Lenina erschien.

„Vier Minuten Verspätung!“ war alles, was er sagte, während sie auf den Sitz neben ihm kletterte. Er ließ die Motoren anspringen und schaltete die Helikopterflügel ein. Das Flugzeug schoß senkrecht in die Luft. Henry gab Gas; das Flügelgesurre stieg schrill von Hornisse bis Wespe, von Wespe bis Moskito. Der Geschwindigkeitsmesser zeigte, daß sie fast zwei Kilometer in der Minute an Höhe gewannen. Berlin schrumpfte unter ihnen ein. In wenigen Augenblicken glichen die riesigen flachgedeckten Bauten nur noch einem Beet geometrischer Pilze inmitten des Grüns der

Gärten und Parkanlagen. Im Mittelpunkt stand, dünnstielig, ein höher ragender, schlankerer Pilz: der Abflugturm, und hob seinen flachen Hut aus glänzendem Beton gegen den Himmel.
Wie verschwommene Torsi sagenhafter Athleten lümmelten riesenhafte fleischige Wolken in der blauen Luft über ihnen. Eine dieser Wolken ließ plötzlich ein winziges scharlachrotes Insekt fallen, das im Niedersausen zischte.
„Die ‚Rote Rakete‘," erklärte Henry. „Soeben aus New York eingetroffen." Er sah auf die Uhr und schüttelte den Kopf. „Sieben Minuten Verspätung. Dieser Ozeanflugdienst mit seiner Unpünktlichkeit ist wirklich ein Skandal."
Er nahm den Fuß vom Gashebel. Das Surren der Helikopterflügel über ihnen fiel um anderthalb Oktaven, über Wespe und Hornisse, zurück zu Summbienchen, Maikäfer und Hirschkäfer. Das Aufwärtssausen der Maschine verlangsamte sich. Im nächsten Augenblick hingen sie reglos in der Luft. Henry drückte auf einen Hebel. Ein Klicken. Erst langsam, dann rascher, immer rascher drehte sich der Propeller vor ihnen, bis er nur noch kreisender Nebel war. Der Gegenwind einer horizontalen Geschwindigkeit pfiff immer schriller in den Versteifungen. Henry behielt den Drehzahlmesser im Auge; als die Nadel auf Zwölfhundert zeigte, schaltete er die Helikopterflügel aus. Die Maschine hatte jetzt genug Antrieb nach vorn, um auf den Tragflächen zu fliegen.

Lenina blickte durch das Fenster unter ihren Füßen hinab. Sie überflogen gerade die sechs Kilometer breite Parkzone, die Berlin-Mitte von seinem ersten Ring der Vororttrabanten trennte. Im Grünen krabbelte es mikroskopisch klein. Wälder von Zentrifugalbrummballtürmchen schimmerten zwischen den Bäumen. Auf dem Sportplatz Eichkamp spielten zweitausend beta-minus gemischte Doppelspieler Riemannsches Feldtennis. Links und rechts besäumten Rolltreppenfederballplätze die Döberitzer Heerstraße. Im Stadion war gerade eine Delta-Turnvorführung mit Vereinigungschören im Gang.

Lenina machte ihren Kastenvorurteilen aus der Schlafschule Luft. „Wie scheußlich Khaki ist!"

Ein Heer von Kulis in Schwarz und Khaki arbeitete daran, die Oberfläche der Avus neu zu verglasen. Einer der riesigen fahrbaren Schmelzöfen wurde gerade angestochen, als sie ihn überflogen. Der geschmolzene Quarz strömte in blendender Weißglut über die Straße; Asbestwalzen rollten hin und her; hinter dem feuersicheren Sprengwagen erhoben sich weiße Dampfschwaden.

Die Gebäude der Staakener Fühlfilmstudios drüben im Westen bedeckten siebeneinhalb Hektar.

Die Fabrik der Ferngückgesellschaft am Siemensdamm glich einer kleinen Stadt.

„Die haben wohl Schichtwechsel", meinte Lenina. Gleich Blattläusen und Ameisen schwärmten die laubgrünen Gamma-Mädchen und schwarzen Halbkretins

um die Eingänge oder standen Schlange, um auf ihre Plätze in der Einschienenstraßenbahn zu gelangen. Maulbeerfarbene Beta-minusse lösten sich aus der Menge oder schlossen sich ihr an. Auf dem Dach des Haupttraktes kam es vor landenden und abfliegenden Helikoptern nicht zur Ruhe.
„Mein Ehrenwort," sagte Lenina, „ich bin froh, daß ich keine Gamma bin!"
Zehn Minuten später waren sie am Ziel und begannen ihre erste Runde Hindernisgolf.

Sigmund eilte mit gesenkten Augen über das Dach, und wenn er dann und wann einen Mitmenschen gewahrte, wandte er rasch den verstohlenen Blick wieder ab. Er glich einem Verfolgten, gehetzt von Widersachern, die er nicht sehen wollte, damit sie ihm nicht noch feindlicher erschienen, als er gefürchtet hatte, und er sich nicht noch schuldbewußter und hilfloser einsam fühlte.
„Dieser greuliche Benito Hoover!" Und dabei hatte er es doch nur gut gemeint. Aber gerade das machte die Sache in gewissem Sinne noch schlimmer. Die Gutmeinenden benahmen sich genau so wie die Übelwollenden. Selbst unter Leninas Benehmen litt er. Während vieler Wochen schüchterner Unentschlossenheit hatte er sie nur angeblickt, nur begehrt und war daran verzweifelt, daß er jemals den Mut finden werde, sie zu fragen. Konnte er der Gefahr einer demütigend verächtlichen Ablehnung ins Auge blicken? Doch wenn sie ja sagte,

welche Seligkeit! Nun hatte sie ja gesagt, und er litt noch immer, litt, weil sie den schönen Nachmittag gerade so recht für Hindernisgolf geeignet gefunden hatte, litt, weil sie zu ihrem Henry Päppler gelaufen war; und litt, weil sie es drollig fand, daß er die verschwiegensten Dinge zwischen ihnen nicht öffentlich besprechen wollte. Kurz gesagt, er litt, weil sie sich benommen hatte, wie sich ein gesundes, anständiges Mädchen benehmen soll, und nicht anders, nicht auffallend und nicht abnorm.

Er öffnete die Tür seines Schuppens und rief zwei herumlungernden delta-minus Bediensteten zu, seinen Apparat auf das Dach herauszurollen. Das Personal der Hangars bestand aus einer einzigen Bokanowskygruppe, die Männer waren lauter Simultanbrüder, alle gleich klein, gleich schwarz und abstoßend. Sigmund gab seine Befehle in dem scharfen, fast anmaßenden, ja beleidigenden Ton eines Menschen, der sich seiner Überlegenheit nicht allzu sicher fühlt. Mit Angehörigen der untern Kasten in Berührung zu kommen, war für Sigmund immer eine fatale Sache. Vielleicht beruhte das allgemeine Gerücht über den Alkohol in seinem Blutsurrogat auf Wahrheit – ein Versehen kann ja vorkommen –, aber jedenfalls unterschied sich Sigmund äußerlich kaum vorteilhaft von einem Durchschnittsgamma. Acht Zentimeter fehlten ihm zur landläufigen Alphagröße, und sein Wuchs war dementsprechend schmächtig. Begegnungen mit den untern Schichten

erinnerten ihn jedesmal schmerzlich an diese körperliche Unzulänglichkeit. „Ich bin ich und wollt, ich wär's nicht.“ Sein Selbstbewußtsein war qualvoll scharf ausgeprägt. Sooft er sich Aug in Auge mit einem Deltagesicht befand, statt darauf hinabzublicken, kam er sich gedemütigt vor. Wird ihn der Kerl auch mit dem der höheren Kaste schuldigen Respekt behandeln? Die Frage verfolgte ihn. Nicht ohne Grund. Gammas, Deltas und Epsilons wurden ja in gewissem Ausmaß dazu gedrillt, Körpergröße als Merkmal höherer Lebensstellung zu betrachten. Vom Schlafschulunterricht her herrschte allgemein eine gewisse Vorliebe für hohen Wuchs. Und deshalb verlachten die Mädchen seine Anträge, deshalb trieben seine männlichen Kastengenossen ihren Schabernack mit ihm. Ihr Spott machte ihn zum Außenseiter; und da er sich nun einmal als Außenseiter fühlte, benahm er sich auch wie einer; dadurch wieder wuchs das Vorurteil gegen ihn und die feindselige Mißachtung, mit der man seiner körperlichen Unzulänglichkeit begegnete; und das alles führte endlich dazu, sein Gefühl der Fremdheit und Einsamkeit nur noch zu verstärken. Aus chronischer Angst vor Unterschätzung mied er seinesgleichen und übertrieb vor Tieferstehenden sein Kastenbewußtsein. Mit welcher Bitterkeit im Herzen er Männer wie Henry Päppler und Benito Hoover beneidete! Männer, die einen Epsilon nicht anzuschnauzen brauchten, damit er gehorche, Männer, die ihre Stellung im Leben für selbst-

verständlich hielten und sich durch die soziale Rangordnung hindurch bewegten wie der Fisch im Wasser, sich darin so ganz und gar zu Hause fühlten, daß sie weder ihrer selbst noch des angenehmen, freundlichen Elements, in dem sie lebten, gewahr wurden.

Träge und zögernd, wie ihm schien, rollten die Dienstzwillinge das Flugzeug auf das Dach.

„Na, wird's bald!“ brummte Sigmund gereizt. Einer der beiden sah ihn an. Täuschte er sich, oder lag viehischer Hohn in diesen stumpfen grauen Augen?

„Vorwärts, beeilt euch!“ rief er lauter, mit einem häßlichen Raspeln in der Stimme.

Er stieg ein; eine Minute später flog er nordostwärts.

Die verschiedenen Reklamebüros und die Hochschule für Gefühlstechnik befanden sich im gleichen, sechzig Stockwerke hohen Gebäude in der Kochstraße. Im Erdgeschoß und in den unteren Etagen lagen die Druckereien und Schriftleitungen der drei großen Berliner Tagesblätter: der perlgrauen „Radio-Stunde“ für die besseren Kasten, der grünen „Gamma-Post“ und des auf Khakipapier in lauter einsilbigen Worten gedruckten „Kleinen Delta-Journals“. In den nächsten zwanzig Stockwerken waren die Büros für Reklame mittels Ferngnckkastens, Fühlfilms, Synthetovox und Synthetophon untergebracht. Über ihnen lagen die Versuchsräume und Polsterzimmer, in denen die Tonstreifenlibrettisten und die Komponisten synthetischer Musik ihre heikle Arbeit verrichteten.

In den obersten achtzehn Stockwerken befand sich die Hochschule für Gefühlstechnik.
Bernard landete auf dem Dach des Reklamepalasts und stieg aus.
„Läuten Sie zu Helmholtz Holmes hinunter!“ befahl er dem gamma-plus Portier. „Sigmund Marx erwartet ihn auf dem Dach.“
Er setzte sich und zündete eine Zigarette an.
Helmholtz Holmes schrieb gerade. „Sagen Sie, ich komme sofort!“ antwortete er und hängte den Hörer auf. „Räumen Sie, bitte, meine Sachen da weg!“ sagte er im gleichen unpersönlichen Geschäftston zu seiner Sektetärin, schenkte ihrem strahlenden Lächeln keinen einzigen Blick und verließ rasch das Zimmer.
Er war ein kräftig gebauter Mann mit mächtigem Brustkorb und breiten Schultern; schwer, aber flink, federnd und gelenkig. Auf dem wohlgerundeten, festen Pfeiler seines Nackens ruhte ein schöngeformter Kopf. Sein dunkles Haar krauste sich, seine Züge waren markant. Eine Art überbetonter kraftvoller Schönheit war ihm eigen; man sah sofort: jeder Zoll ein Alpha-plus – wie seine Sekretärin zu wiederholen nie müde wurde. Von Beruf war er Professor im Schriftstellerseminar der Hochschule und betätigte sich in den Pausen seiner pädagogischen Tätigkeit als Gefühlsingenieur. Er war Mitarbeiter der „Radio-Stunde“, schrieb Fühlfilmdrehbücher und besaß ein begnadetes Talent für Schlagzeilen und Schlafschulreime.

„Begabt“, urteilten seine Vorgesetzten über ihn. „Vielleicht,“ sie schüttelten dabei den Kopf und dämpften bedeutsam die Stimme, „vielleicht ein wenig zu sehr begabt.“

Jawohl, ein wenig zu sehr begabt; sie hatten recht. Ein geistiger Überschuß brachte bei Helmholtz Holmes ganz ähnliche Wirkungen hervor wie der körperliche Mangel bei Sigmund Marx. Ein kleines Zuwenig an Knochen und Muskeln hatte Sigmund von seinen Mitmenschen abgesondert, und diese Erkenntnis seines Alleinstehns, die nach den landläufigen Maßstäben eine geistige Ausschweifung war, hatte die Kluft nur noch vergrößert. Helmholtz wieder war durch allzu große Begabung zur Erkenntnis des eigenen Ichs und seiner Einsamkeit getrieben worden. Beiden gemeinsam war das Bewußtsein, daß sie Einzelfälle waren. Nur litt der unterentwickelte Sigmund sein Leben lang an der Erkenntnis seiner Andersartung, während Helmholtz Holmes erst vor kurzem seinen geistigen Überschuß entdeckt und seine Verschiedenheit von den Menschen rings um ihn bemerkt hatte. Dieser Rolltreppenfederballmeister, dieser unerschöpfliche Liebhaber – sechshundertvierzig Mädchen soll er in knapp vier Jahren besessen haben –, dieser hervorragende Versammlungsleiter und glänzende Gesellschafter hatte plötzlich erkannt, daß er Sport, Weiber und Dienst am Gemeinwohl nicht für das Höchste halten konnte. Im wahren Grunde seines Herzens galten seine Interessen etwas andrem.

Aber was war das? Ja, was? Sigmund besuchte ihn, um über ebendieses Problem mit ihm zu sprechen oder, besser gesagt, um ihm wieder zuzuhören, denn Helmholtz besorgte das Reden immer ganz allein.

Drei nette Mädchen aus dem Büro für Synthetovoxreklame belagerten ihn, als er den Aufzug verließ. „Ach, Helmhöltzchen, kommen Sie doch mit uns zu einem Nachtpicknick auf dem Brocken.“ Flehend umschwärmten sie ihn.

Kopfschüttelnd bahnte er sich einen Weg. „Nein!“

„Wir laden keinen andern Mann ein!“

Selbst diese verlockende Zusage vermochte Helmholtz nicht umzustimmen. „Nein,“ wiederholte er, „ich habe zu tun.“ Entschlossen ging er weiter, die Mädchen trotteten hinterdrein. Erst bis er in Sigmunds Flugzeug saß und die Tür zugeschmettert hatte, ließen sie unter bitteren Vorwürfen von ihm ab.

„Diese Weiber!“ sagte er, während der Helikopter aufstieg. „Diese Weiber!“ Stirnrunzelnd schüttelte er den Kopf. „Einfach schrecklich.“ Sigmund stimmte heuchlerisch zu und wünschte insgeheim, ebensoviele Mädchen wie Helmholtz haben zu können, und ebenso mühelos. Ein starker Trieb zur Prahlerei ergriff ihn plötzlich. „Ich nehme Lenina Braun nach Neumexiko mit“, warf er in möglichst beiläufigem Ton hin.

„So?“ sagte Helmholtz ohne Spur von Interesse. Eine kleine Pause. „Seit ein, zwei Wochen bin

ich allen Versammlungen und allen meinen Mädels ausgewichen. Du kannst dir nicht vorstellen, was für einen Krakeel sie in der Hochschule deswegen machen. Und doch lohnte es sich, glaube ich. Die Wirkungen . . .“ er zögerte. „Nun, sie sind merkwürdig, höchst merkwürdig.“

Körperliche Unzulänglichkeit konnte zu geistigem Überschuß führen. Offenbar ließ sich der Vorgang aber auch umkehren. Geistiger Überschuß konnte, seine eigenen Ziele verfolgend, zur freiwilligen Blindheit und Taubheit selbstgewählter Einsamkeit, zur künstlichen Ohnmacht der Askese führen. Schweigend legten sie den Rest des kurzen Fluges zurück. Daheim angelangt, auf die pneumatischen Sofas in Sigmunds Zimmer behaglich hingestreckt, nahm Helmholtz das Gespräch wieder auf.

„Hast du jemals,“ fragte er, bedächtig Wort für Wort setzend, „hast du jemals ein Gefühl gehabt, als trügest du etwas im Innern, das nur auf eine Gelegenheit warte, hervorzubrechen? Eine Art überschüssiger, ungenützter Kraft, etwa wie das Wasser, das den Fall herabstürzt, statt Turbinen zu treiben?“ Fragend sah er Sigmund an.

„Meinst du all die Gefühle, die man haben könnte, wenn die Dinge anders wären?“

„Nicht ganz.“ Helmholtz schüttelte den Kopf. „Ich meine, daß mich manchmal das seltsame Gefühl beschleicht, als hätte ich etwas Wichtiges zu sagen und besäße auch die Kraft, es zu sagen – nur weiß ich nicht, was es ist, und kann die Kraft

nicht verwerten. Wenn man anders schreiben könnte . . . oder über andres . . .“ Er schwieg; endlich fuhr er fort: „Weißt du, ich kann sehr feine Schlagzeilen erfinden, du kennst ja diese Sprüchlein, die einen geradezu in die Höhe fahren lassen, als hätte man sich auf eine Nadel gesetzt. Sie wirken so neuartig und sensationell, selbst wenn sie eine abgedroschene Schlafschulweisheit verkünden. Aber das genügt mir wohl nicht. Es genügt mir nicht, daß die Schlagzeilen gut sind; auch was man in sie legt, sollte gut sein.“

„Aber deine Sachen sind doch gut, Helmholtz.“

„Soweit solches Zeug eben gut sein kann.“ Er zuckte die Achseln. „Aber sie dringen nicht tief, sie sind doch nicht bedeutungsvoll genug. Ich fühle es, ich könnte viel Bedeutenderes leisten, viel tiefer Dringendes, Leidenschaftlicheres. Aber was? Was gibt es Bedeutungsvolleres zu sagen? Und wie kann man bei unseren herkömmlichen Themen Leidenschaft entwickeln? Worte können Röntgenstrahlen gleichen, wenn man sie richtig anwendet, können alles durchdringen. Man liest und ist durchdrungen. Das versuche ich immer meinen Studenten beizubringen. Wie schreibe ich durchdringend? Aber wozu in aller Welt ist es gut, von einem Artikel über einen Vereinigungschor oder die neuesten Verbesserungen des Duftorgelbaus durchdrungen zu sein? Kann man denn überhaupt Worte durchdringend machen gleich den stärksten Röntgenstrahlen, verstehst du, wenn man über solche Dinge

schreibt? Kann man Etwas über Nichts sagen? Darauf läuft am Ende alles hinaus. Ich versuche und versuche . . .“

„Pst!“ machte Sigmund plötzlich und hob warnend den Finger. Sie lauschten. „Ich glaube, jemand steht vor der Tür“, flüsterte er.

Helmholtz erhob sich, schlich auf den Zehenspitzen durchs Zimmer und stieß mit einem Ruck die Tür auf. Natürlich weit und breit kein Mensch.

„Entschuldige!“ sagte Sigmund und kam sich qualvoll töricht vor; er sah auch so drein. „Ich glaube, meine Nerven sind ein wenig aus der Ordnung. Wenn man von den Menschen immer beargwohnt wird, muß man endlich selber argwöhnisch werden.“ Seufzend fuhr er sich über die Augen, seine Stimme bekam etwas Klägliches. „Wenn du wüßtest, was ich kürzlich durchgemacht habe!“ sagte er fast unter Tränen. Das Mitleid mit sich selbst quoll in ihm hoch wie ein plötzlich befreiter Springbrunnen. „Wenn du nur wüßtest!“

Helmholtz Holmes lauschte ein wenig unbehaglich. „Armer kleiner Sigmund!“ sagte er bei sich. Aber gleichzeitig konnte er ein gewisses Schamgefühl für seinen Freund nicht unterdrücken. Wenn Sigmund nur ein wenig mehr Stolz besäße!

FÜNFTES KAPITEL

Gegen acht Uhr begann es zu dunkeln. Die Lautsprecher am Turm des Freisportklubs verkündeten mit übermenschlichem Tenor das Ende der Spielzeit. Lenina und Henry brachen ihr Spiel ab und gingen ins Klubhaus zurück. Aus den Höfen des Innen- und Außensekrete-Trusts drang das Gebrüll vieler tausend Rinder, deren Hormone und Milch das Rohmaterial für die große Fabrik in Tegel lieferten.

Das Dämmerlicht war vom unaufhörlichen Gesumm der Helikopter erfüllt. Alle zweieinhalb Minuten meldete ein Glockensignal und Pfeifengeschrill die Abfahrt eines der leichten Einschienenzüge, die die Golfspieler der unteren Kasten von ihren Runden in die Hauptstadt zurückbeförderten.

Lenina und Henry stiegen in ihren Apparat und flogen ab. In dreihundert Meter Höhe drosselte er, und ein, zwei Minuten lang hingen sie nun reglos über der verblassenden Landschaft. In den Havelseen spiegelte sich glitzernd der lichte Westhimmel. Der letzte Purpurschein des Sonnenuntergangs über dem Horizont verblich ins Orangefarbene und höher hinauf ins Gelbe und mattwässerig Grüne. Im Norden, hinter und über den Bäumen, strahlten in grellem elektrischen Glanz sämtliche Fenster in den zwanzig Stockwerken der Innen- und -Außensekrete-Fabrik. Gerade unter ihnen lagen die Gebäude des Golfklubs, die ausgedehnten Baracken

für die unteren Kasten und, jenseits einer trennenden Mauer, die kleineren Häuser für Alpha- und Beta-Mitglieder. Die Zugänge zur Einschienenstation waren schwarz vom ameisengleichen hastigen Gewimmel der unteren Kasten. Aus der gläsernen Abfahrthalle schoß ein beleuchteter Zug ins Freie hervor. Wenn der Blick seiner südöstlichen Fahrt über die nächtliche Ebene folgte, begegnete er dem majestätischen Bau des Krematoriums am Spreeufer.

Zum Schutz nächtlicher Flieger waren die vier großen Schornsteine lichtüberflutet, mit scharlachroten Warnsignalen an der Spitze. Es war ein Wahrzeichen der Gegend.

„Warum haben die Schlote diese balkonartigen Dinger rundherum?“ erkundigte sich Lenina.

„Phosphorwiedergewinnung“, erklärte Henry im Telegrammstil. „Auf dem Wege durch den Schornstein werden die Gase vier verschiedenen Prozeduren unterzogen. Bei jeder Leichenverbrennung ging früher Phosphorpentoxyd dem Umlauf verloren. Heute werden mehr als achtundneunzig Prozent davon wiedergewonnen. Über anderthalb Kilogramm bei jeder erwachsenen Leiche. Also nahezu sechshundert Tonnen Phosphor jährlich in Deutschland allein.“ Er sprach stolz, beglückt und herzensfroh über diese Errungenschaft, als hätte er selbst Anteil daran. „Ein schöner Gedanke, daß wir dem Gemeinwohl nützen können, auch wenn wir schon tot sind! Wir düngen die Pflanzen.“

Lenina hatte unterdessen senkrecht in die Tiefe auf die Einschienenstation hinabgeblickt. „Ein schöner Gedanke“, stimmte sie zu. „Aber merkwürdig, daß aus Alphas und Betas nicht mehr Pflanzen wachsen als aus diesen ekligen kleinen Gammas, Deltas und Epsilons da unten.“

„Alle Menschen sind chemisch-physikalisch gleich“, sagte Henry lehrhaft. „Selbst Epsilons leisten unentbehrliche Dienste.“

„Selbst Epsilons . . .“ Lenina entsann sich plötzlich eines Augenblicks aus ihrer Schulmädchenzeit, als sie mitten in der Nacht erwacht war und zum erstenmal das Wispern vernommen hatte, das jeden ihrer Träume heimsuchte. Sie sah wieder den Mondstrahl über der langen Reihe weißer Bettchen, hörte wieder die unendlich leise Stimme, die jene unvergessenen, infolge zahlloser nächtlicher Wiederholungen unvergeßlichen Worte sprach: „Jeder arbeitet für jeden. Wir können niemand entbehren. Selbst Epsilons sind nützlich. Wir können auch Epsilons nicht entbehren. Jeder arbeitet für jeden. Wir können niemand . . .“ Lenina erinnerte sich, wie Angst und Überraschung sie zum erstenmal erschüttert hatten, erinnerte sich an ihr Grübeln während einer durchwachten langen halben Stunde und dann an die allmähliche Beruhigung ihrer Gedanken unter dem Einfluß dieser unaufhörlichen Wiederholungen, an die Beruhigung und Befriedigung und das verstohlene Näherschleichen des Schlafes . . .

„Ich glaube, den Epsilons ist es gar nicht unangenehm, Epsilons zu sein“, sagte sie laut.
„Natürlich nicht. Wie wäre das auch möglich? Sie wissen doch gar nicht, wie das ist, wenn man anders ist. Uns natürlich wäre es sehr unangenehm. Aber wir sind eben anders aufgenormt und haben außerdem eine andere Abstammung.“
„Wie froh bin ich, daß ich keine Epsilon bin!“ sagte Lenina voll Überzeugung.
„Wärst du aber eine Epsilon,“ entgegnete Henry, „dann wärst du dank deiner Aufnormung ebenso froh, keine Beta oder Alpha zu sein.“ Er ließ den Propeller anlaufen und steuerte gegen Berlin. Im Westen, schräg hinter ihnen, waren die Scharlach- und Orangefarben fast erloschen, eine dunkle Wolkenbank war ins Zenit emporgekrochen. Als sie das Krematorium überflogen, schoß das Flugzeug plötzlich in die Höhe, hinaufgetrieben von der heißen Luftsäule, die den Schloten entstieg, und sank, nachdem es sie überflogen hatte, ebenso plötzlich wieder in der kühleren Zone dahinter.
„Ein wundervoller Hüpfer!“ lachte Lenina entzückt.
Aber Henrys Stimme hatte für einen Augenblick fast etwas Schwermütiges. „Weißt du auch, was dieser Hüpfer bedeutete?“ fragte er. „Ein Mensch scheidet endgültig und für immer aus der Reihe der Lebenden. Himmelfahrt in Form eines heißen Gassprudels. Ob es wohl ein Mann oder eine Frau war? Ein Alpha oder ein Epsilon . . .?“ Er seufzte.

Dann sagte er in entschlossen frohgemutem Ton: „Was immer er gewesen sein mag, eins ist jedenfalls gewiß: Er war glücklich, solange er lebte. Jeder ist heute glücklich."

„Ja, jeder ist heute glücklich", echote Lenina. Diese Worte waren ihnen durch zwölf Jahre allnächtlich hundertfünfzigmal wiederholt worden.

Sie landeten auf dem Dach von Henrys vierzig Etagen hohem Gemeinschaftswohnbau am Kurfürstendamm und begaben sich sogleich in den Speisesaal hinab. Inmitten einer fröhlich lärmenden Menge aßen sie eine vortreffliche Mahlzeit. Zum Mokkain wurde Soma serviert. Lenina nahm zwei Halbgrammtabletten, Henry drei. Um neun Uhr zwanzig gingen sie die Straße hinunter, in das neueröffnete Kaiser-Gedächtnis-Kabarett hinüber. Die Nacht war mondlos und sternenklar, aber die beiden merkten glücklicherweise nichts von dieser im allgemeinen bedrückenden Tatsache, denn die Lichtreklamen hielten das nächtliche Dunkel mit Erfolg ab. „Hylton Vandervelde und seine sechzehn Sexophonisten." Einladend flammten die Riesenlettern von der neugotischen Fassade. „Berlins schönste Duft- und Farbenorgel. Allerneueste synthetische Musik."

Sie traten ein. Die Luft war drückend und fast beklemmend von einem Duft nach Ambra und Sandelholz. Auf die Decke des Saales hatte die Farbenorgel gerade einen Sonnenuntergang in den Tropen gemalt. Die sechzehn Sexophonisten spielten

den alten Lieblingsschlager: „Du bist die süßeste Flasche der Welt.“ Vierhundert Tanzpaare stepten im Fünfschritt über das Parkett. Lenina und Henry bildeten bald das vierhunderterste. Die Sexophone miauten wie sangesreiche Katzen im Mondschein, stöhnten lustersterbend im Alt und Tenor. Reich an Harmonieen, schwoll ihr tremolierender Chor zum Höhepunkt an, lauter, immer lauter, bis endlich der Kapellmeister mit einem Wink die niederschmetternde Schlußnote Äthermusik entfesselte und mit ihr die sechzehn nur menschlichen Bläser glatt aus dem Dasein strich. Donner in As-Dur. Und dann, unter fast völliger Stille, in fast völliger Finsternis, folgte ein allmähliches Abschwellen, ein Diminuendo, das durch Vierteltöne tiefer und tiefer zu einem hingewisperten, langgehaltenen Dominantakkord hinabsank, während der Fünfviertelrhythmus darunter weiter pochte und die Sekunden von Dunkelheit mit angespanntester Erwartung lud. Plötzlich explodierte ein Sonnenaufgang, und zugleich brachen die Sechzehn in Gesang aus:

Ich träum von dir, mein Fläschchen,
  Tag und Nacht.
Warum hat man dich jemals
  Aufgemacht?
  Der Himmel war blau,
  Das Klima so lau,
Ich kenn keinen Ort, der mir besser gefällt,
Denn du bist die süßeste Flasche der Welt.

Zusammen mit vierhundert andern Paaren stepten

Lenina und Henry immer und immer wieder ringsherum im Kaiser-Gedächtnis-Kabarett. Aber sie waren in eine andere Welt entrückt, die durchglühte, farbenfrohe, unendlich gütige Welt des Somarausches. Wie freundlich, wie hübsch und entzückend unterhaltsam alle Menschen schienen! „Ich träum von dir, mein Fläschchen . . .“ Aber Lenina und Henry hatten schon, wovon sie geträumt. Sie fühlten sich geborgen, jetzt und hier, im Innern geborgen, im lauen Klima, unter zeitlos blauem Himmel. Als die Sechzehn endlich erschöpft ihre Sexophone weglegten und das Synthetophon den allerneuesten Geburtenregelungstango brachte, glichen sie Zwillingsembryos, sanft miteinander auf den Wogen eines Ozeans von Blutsurrogat in der Flasche geschaukelt.

„Gute Nacht, liebe Freunde. Gute Nacht, liebe Freunde.“ Die Lautsprecher verbargen ihren Befehl hinter von Herzen kommender musikalischer Höflichkeit. „Gute Nacht, liebe Freunde . . .“

Gehorsam verließen Lenina und Henry mit den andern das Gebäude. Die bedrückenden Sterne hatten ein tüchtiges Stück Weges über den Himmel zurückgelegt. Und obgleich die schützende Wand der Lichtreklamen zum größten Teil erloschen war, blieb dem jungen Paar auch weiter seine selige Unkenntnis der Nacht.

Eine zweite Menge Soma, eine halbe Stunde vor Sperrzeit eingenommen, hatte eine undurchdringliche Mauer zwischen der rauhen Wirklichkeit und

ihren Gemütern aufgerichtet. In einer Flasche verkorkt, überquerten sie die Straße; verkorkt fuhren sie mit dem Aufzug in Henrys Wohnung im achtundzwanzigsten Stockwerk hinauf. Aber trotzdem sie verkorkt war, trotz dem zweiten Gramm Soma, vergaß Lenina nicht die vorschriftsmäßigen Empfängnisschutzmittel. Jahrelanger gründlicher Schlafschulunterricht und malthusianischer Drill dreimal die Woche von Zwölf bis Siebzehn machten die Anwendung dieser Mittel fast zu einer unwillkürlichen, unvermeidlichen Gebärde, wie Blinzeln.
„Ach, da fällt mir etwas ein, Henry", sagte sie, als sie aus dem Badezimmer zurückkam. „Fanny Braun läßt dich fragen, wo du diesen reizenden Patronengürtel aus grünem Saffianersatz für mich besorgt hast."

Jeden zweiten Donnerstag hatte Sigmund zur Solidaritätsandacht zu gehn. Sie speisten ziemlich zeitig im Eldoradoklub – Helmholtz war vor kurzem dort laut Paragraph Zwei der Vereinssatzungen zum Mitglied gewählt worden –, dann verabschiedete sich Marx von seinem Freunde, winkte auf dem Dach einem Taxikopter und ließ sich in die Fordson-Vereinigungssinghalle fliegen. Der Apparat stieg ein paar hundert Meter hoch, wandte sich ostwärts, und da, vor Sigmunds Augen, lag, gigantisch schön, die Singhalle. Lichtüberflutet strahlte der weiße Carraramarmorersatz, dreihundertzwanzig Meter breit, mit schneeiger Glut über den Lustgarten.

An jeder der vier Ecken der Landungsfläche ragte ein purpurn leuchtendes T in die Nacht. Aus den Mündungen von vierundzwanzig gewaltigen goldenen Trompeten donnerte feierliche synthetische Musik.

„Verflucht, ich komme spät!“ sagte sich Sigmund mit einem besorgten Blick auf die Singhallenturmuhr. Und während er das Taxi entlohnte, schlug die Uhr auch wirklich schon die Stunde. „Ford“, sang ein ungeheurer Baß aus allen Goldtrompeten. „Ford, Ford, Ford . . .“ Neunmal. Sigmund eilte zum Aufzug.

Der große Saal für Fordtagsfeiern und andre Massenvereinigungschöre lag im Erdgeschoß. Darüber befanden sich, je hundert in jedem Stockwerk, die siebenhundert Räume, die von den Solidaritätsgruppen alle vierzehn Tage für ihre Andachten benutzt wurden. Sigmund fuhr ins dreiunddreißigste Stockwerk hinunter und lief über den Korridor; vor Zimmer 3210 zögerte er einen Augenblick, dann, als er sich innerlich emporgeschraubt hatte, öffnete er die Tür und trat ein.

Ford sei Dank, er war nicht der letzte! Drei von den zwölf Stühlen rund um den kreisförmigen Tisch standen noch leer. Möglichst unauffällig schlüpfte er auf den nächsten Platz, gewillt, jeden noch später Kommenden mit Stirnrunzeln zu empfangen.

Das Mädchen zu seiner Linken drehte sich zu ihm. „Was haben Sie heute nachmittags gespielt? Hindernis oder Elektromagnetisches?“

Sigmund sah sie an. Allmächtiger Ford, es war Morgana Rothschild! Errötend gestand er: keins von beiden. Erstaunt starrte ihn Morgana an. Beklommenes Schweigen. Dann kehrte sie ihm vielsagend den Rücken und wandte sich an den besseren Sportler zu ihrer Linken.

„Ein schöner Anfang für eine Solidaritätsandacht", dachte Sigmund todunglücklich; er sah voraus, daß es ihm wieder einmal mißlingen werde, die höchste Ekstase zu erreichen. Wenn er sich nur Zeit gelassen hätte, einen andern Platz zu wählen, statt den nächstbesten Stuhl zu erwischen! Er hätte jetzt zwischen Fifi Haeckel und Johanna Diesel sitzen können. Statt dessen hatte er sich blindlings neben Morgana niedergelassen, neben Morgana – großer Ford! Ihre schwarzen Augenbrauen, oder vielmehr: ihre Braue, denn sie vereinigten sich über der Nase – großer Ford! Und dabei saß Clara Deterding ihm zur Rechten. Claras Brauen waren allerdings nicht zusammengewachsen, aber sie war übermäßig pneumatisch. Fifi und Johanna dagegen waren einwandfrei. Vollschlank, blond, nicht zu groß ... Und jetzt setzte sich der klobige Lümmel, Sepp Kawaguchi, zwischen sie!

Als letzte kam Sarojini Engels.

„Verspätung!" rief der Vorsitzende der Gruppe ihr strenge zu. „Daß mir das nicht wieder vorkommt!" Sarojini entschuldigte sich und glitt auf ihren Platz zwischen Jim Bokanowsky und Herbert Bakunin. Die Gruppe war jetzt vollzählig, der Solidaritäts-

kreis geschlossen und ohne Fehl. Mann, Weib, Mann, ein endlos wechselnder Ring rings um den Tisch. Zwölf Menschen, bereit, eins zu werden, zu verschmelzen, ihre zwölf Einzelleben an ein höheres Sein zu verlieren.

Der Vorsitzende erhob sich, schlug ein T und drehte die synthetische Musik an. Er entfesselte damit leise, unermüdliche Trommelschläge und einen Chor von Instrumenten – Orgelfagotte und Kontrabratschen–, die klagend die kurze, unentrinnbare Melodie der ersten Solidaritätshymne immer aufs neue zu wiederholen begannen. Wieder und wieder – nicht mehr das Trommelfell fing den pochenden Rhythmus auf, sondern das Zwerchfell. Das Drängen und Schmachten dieser immer wiederkehrenden Harmonieen suchte nicht das Gemüt heim, sondern die Eingeweide, den Unterleib.

Abermals schlug der Präsident ein T und setzte sich. Die Andacht hatte begonnen. Die diesem Zweck geweihten Somatabletten wurden in die Mitte des Tisches gelegt. Der Solidaritätskelch, gefüllt mit Erdbeereiscremesoma, ging von Hand zu Hand, und zwölfmal wurde mit der Formel: „Ich trinke auf meine Auslöschung“ davon getrunken. Dann wurde unter synthetischer Orchesterbegleitung die erste Solidaritätshymne gesungen:

Ford, wir sind zwölf, o mach uns eins
Wie Tropfen im Gemeinschaftsquell.
Laß laufen uns im Strom des Seins
Gleich deinem 12 PS-Modell!

Sechs brünstige Strophen. Der Kelch machte nochmals die Runde. „Ich trinke auf das Allerhöchste“ lautete jetzt die Formel. Alle tranken. Unermüdlich spielte die Musik. Die Trommeln schlugen. Das Aufschreien und Aufeinanderprallen der Harmonieen wurde zur Besessenheit in den hinschmelzenden Eingeweiden. Man stimmte die zweite Solidaritätshymne an:

Komm, Allerhöchstes, Trost der Massen,
Und schmilz uns Zwölf zu Einem hin,
Denn wenn wir unser Leben lassen,
Ist es des höhern Seins Beginn.

Abermals sechs Strophen. Unterdessen begann das Soma seine Wirkung zu tun. Die Augen glänzten, die Wangen glühten, das innere Licht der Allgüte offenbarte sich in aller Mienen durch ein selig entgegenkommendes Lächeln. Sogar Sigmund fühlte sich ein wenig hinschmelzen. Als sich Morgana Rothschild ihm strahlend zuwandte, gab er sich die größte Mühe, zurückzustrahlen. Aber diese Augenbraue, diese schwarze Einswerdung, war leider noch immer da und ließ sich nicht wegleugnen, sosehr er sich auch anstrengte. Er war noch nicht genügend hingeschmolzen. Ja, wenn er zwischen Fifi und Johanna gesessen hätte ... Zum drittenmal kreiste der Kelch. „Ich trinke auf Sein Nahen“, rief Morgana Rothschild, bei der diesmal zufällig die Zeremonie begann. Ihre Stimme klang überschwenglich laut. Sie trank und reichte Sigmund den Kelch. „Ich trinke auf Sein Nahen“, wieder-

holte er mit einem ehrlichen Versuch, das Nahen zu spüren. Allein, der Gedanke an die Augenbraue verfolgte ihn, und das Nahen lag für ihn noch in grauenhafter Ferne. Er trank und reichte Clara Deterding den Kelch. „Es wird wieder ein Mißerfolg“, sagte er sich. „Das weiß ich ganz bestimmt.“ Aber er tat sein möglichstes, um zu strahlen.

Der Kelch war in der Runde herumgegangen. Der Vorsitzende gab mit erhobener Hand ein Zeichen, man stimmte die dritte Hymne an:

O freuet euch voll Überschwang!
Das Allerhöchste nahet sich.
Vergeht bei dieser Trommeln Klang:
Denn ich bin du, und du bist ich.

Von Strophe zu Strophe stieg die Erregung der bebenden Stimmen. Das Gefühl vom Nahen des Allerhöchsten lag wie eine elektrische Spannung in der Luft. Der Vorsitzende schaltete die Musik ab; als der letzte Ton der letzten Strophe verklungen war, trat lautlose Stille ein, die elektrisch durchkribbelte Stille verlängerter Erwartung. Der Vorsitzende streckte die Hand aus, und plötzlich sprach eine Stimme; eine tiefe, kraftvolle Stimme, melodischer als Menschenmund, glutvoller, beschwingter von Liebe und Sehnsucht und Hingebung, eine wunderbare, geheimnisvolle, überirdische Stimme sprach über ihren Köpfen. Ganz langsam sagte sie „O Ford, Ford, Ford!“, immer leiser, immer tiefer. Unerhörte Wärme durchdrang von der Magengrube aus erregend alle Glieder der Hörer, Tränen traten

ihnen in die Augen, Herz und Eingeweide schienen sich in ihrem Innern wie von eigenem Leben zu rühren. „Ford!“ Sie schmolzen. „Ford! Ford!“ Sie vergingen, schwanden hin. Plötzlich, in überraschend verändertem Ton, trompetete die Stimme: „Höret! Höret!“ Sie hörten. Nach einer Pause flüsterte es nur noch, flüsterte aber durchdringender als der allerlauteste Schrei: „Das Nahen des Allerhöchsten!“ und immer wieder: „Das Nahen des Allerhöchsten!“ Das Flüstern erstarb. Neues Schweigen. Die Erwartung, einen Augenblick lang gelöst, spannte sich abermals, straffer und straffer, fast bis zum Reißen. Und plötzlich war der Augenblick des Reißens da. Mit weit geöffneten Augen und Lippen sprang Morgana Rothschild auf.

„Ich fühle es“, rief sie. „Ich fühle das Allerhöchste!“

„Es naht!“ schrie Sarojini Engels.

„Ja, es naht, ich fühle es!“ Fifi Haeckel und Sepp Kawaguchi erhoben sich gleichzeitig.

„Oh, oh, oh!“ Johanna legte unartikuliert Zeugnis ab.

„Es kommt!“ gellte Jim Bokanowsky.

Der Vorsitzende neigte sich vor und entfesselte mit einem Fingerdruck ein Tollhaus von Zimbeln und Blasinstrumenten, einen Tropenkoller von Tamtams.

„Oh, es kommt!“ kreischte Clara Deterding. „Aie!“ Es klang, als würde ihr die Kehle durchgeschnitten. Sigmund fühlte, daß es höchste Zeit für ihn sei, etwas zu tun; er sprang auf und brüllte: „Ich

fühle es. Es naht!“ Es war eine glatte Lüge. Er fühlte nichts, gar nichts, trotz Musik und steigender Erregung. Aber er gab den andern an Armeschwenken und Gebrüll nichts nach, und als sie zu hopsen und stampfen und schlittern begannen, hopste und schlitterte er mit.

Rund um den Tisch zogen sie, eine Tanzprozession im Kreise, jedes die Hand auf den Hüften des vor ihm Tanzenden, ringsherum, ringsherum; alle, wie aus einer Kehle brüllend, stampften sie im Rhythmus der Musik, schlugen den Takt, schlugen ihn auf dem Lendenpaar vor sich, zwölf Paar Hände schlugen im gleichen Takt, auf zwölf Paar Backen klatschte es im gleichen Takt zurück. Zwölf-in-Einem, Zwölf-in-Einem. „Ich fühle es, ich fühle es nahn!“ Die Musik wurde schneller; hurtiger stampften die Füße, rascher, immer rascher sausten die rhythmischen Hände nieder. Und auf einmal verkündete ein machtvoller synthetischer Baß die nahende Verzückung und letzte aller Solidaritäten, das Kommen des Zwölf-in-Einem, die Verkörperung des Allerhöchsten. „Rutschiputschi“, sang die Stimme, während die Tamtams ihren fieberwahnsinnigen Zapfenstreich schlugen:

Rutschiputschi, welch ein Fordsspaß,
Mann und Frau Befreiung findet
Durch die Allmacht Seines Worts, das,
Rutschiputschi, euch verbindet.

„Rutschiputschi.“ Die Tänzer wiederholten den liturgischen Kehrreim.

Und während des Gesangs verdämmerten die Lichter und wurden gleichzeitig wärmer, strahlender, röter, bis die Zwölf endlich im purpurnen Zwielicht eines Embryodepots tanzten. „Rutschiputschi . . .“ In blutroter Mutterleibsfinsternis drehten sie sich noch eine Weile, klopften immerzu den unermüdlichen Rhythmus, dann ging ein Schwanken durch den Kreis, er riß, löste sich in seine Teile auf und zerging auf den Sofas, die als äußerster Kreis den kreisrunden Tisch und seine Stuhlplaneten umgaben. „Rutschiputschi . . .“ Zärtlich gurrte und girrte der tiefe Baß. Im rötlichen Zwielicht schien es, als senkte sich eine riesige Negertaube begnadend auf die jetzt vorgebeugten oder zurückgelehnten Tanzenden herab.

Sie standen auf dem Dach; die Turmuhr hatte soeben zwölf geschlagen. Die Nacht war still und warm. „War es nicht wundervoll?“ meinte Fifi Haeckel. „Einfach wundervoll?“ Sie sah Sigmund hingerissen an, aber ihre Verzückung hatte etwas Beruhigtes, ohne eine Spur von Erregung; denn Erregung ist Unbefriedigung, wogegen ihr die stille Verzückung erfüllten Genusses zuteil geworden war, nicht der Friede bloßer Sättigung und des Nichtseins, sondern der Ausgeglichenheit, der im Gleichgewicht ruhenden Lebensenergieen. Ein Friede von lebendigster Fülle. Denn die Solidaritätsandacht gab, wo sie empfing; sie nahm nur, um zu schenken. So hatte auch Fifi ihr Wesen erfüllt, vollkommen

gemacht, sie war mehr als nur sie selbst. „Fanden Sie es nicht auch wundervoll?“ beharrte sie und sah Sigmund mit überirdisch leuchtenden Augen an. „Ja, ich fand es wundervoll“, log er und sah weg. Der Anblick ihres verwandelten Gesichts war zugleich Vorwurf und höhnende Erinnerung an seine eigene Besonderheit. Er war jetzt genau so elendiglich abgesondert wie vor der Andacht, sogar noch mehr, infolge seiner unausgefüllten Leere, seiner stumpfen Sättigung. Abgesondert und unerlöst, während die andern im Allerhöchsten verschmolzen waren. Einsam sogar in Morganas Umarmung, ja, noch einsamer, noch hoffnungsloser er selbst als je zuvor. Aus dem purpurnen Dämmerlicht war er mit einem bis zur Qual verstärkten Bewußtsein seiner selbst in die gewöhnliche elektrische Helle hinausgetreten. Er fühlte sich restlos elend; und Fifis leuchtende Augen warfen ihm vor, daß es vielleicht seine eigene Schuld sei. „Wirklich wundervoll!“ wiederholte er. Aber er konnte an nichts andres denken als an Morganas Augenbraue.

SECHSTES KAPITEL

MERKWÜRDIG, sehr, aber schon sehr merkwürdig", lautete Leninas Urteil über Sigmund Marx. So merkwürdig, daß sie in der Tat während der folgenden Wochen oftmals überlegte, ob sie nicht lieber, statt nach Neumexiko, doch mit Benito Hoover zum Nordpol fliegen solle. Das Schlimme daran war nur, daß sie den Nordpol schon kannte, erst vergangenen Sommer mit Fordlieb Edison dort gewesen war und – das Allerschlimmste! – die Gegend äußerst öde gefunden hatte. Kein Zeitvertreib, das Hotel unmöglich altmodisch, Schlafzimmer ohne Fernguckkasten, keine Duftorgeln, nur die abgestunkenste synthetische Musik und im ganzen nicht mehr als fünfundzwanzig Rolltreppenfederballplätze für über zweihundert Gäste. Nein, noch einmal auf den Nordpol, das hielte sie entschieden nicht aus. In Amerika war sie dagegen nur einmal gewesen, und auch das nicht lange genug. Ein billiges Wochenende in New York mit Jean Jacques Habibullah, oder war es Emil Ludwig Bokanowsky gewesen? Sie konnte sich nicht mehr erinnern. Es war auch gar nicht wichtig. Die Aussicht, wieder nach Westen fliegen zu können, noch dazu für eine volle Woche, war höchst verlockend. Und vor allem würden sie mindestens drei Tage davon in der Eingeborenenreservation verbringen. Höchstens sechs Leute aus der ganzen Zentrale waren je in einer Reservation gewesen. Sigmund, als alpha-

plus Psychologe, war einer der wenigen Männer ihrer Bekanntschaft, die Anspruch auf Besuchserlaubnis hatten. Eine einmalige Gelegenheit für sie. Andrerseits war auch Sigmunds Eigenart etwas so Einmaliges, daß sie fast gezögert hatte, die Gelegenheit zu ergreifen, und nahe daran gewesen war, nochmals dem Nordpol in Gesellschaft des komischen alten Benito ins Auge zu blicken. Benito war wenigstens normal. Aber Sigmund . . . „Alkohol im Blutsurrogat", war Fannys Erklärung für alles Ungewöhnliche. Henry dagegen, mit dem Lenina eines Abends im Bett sehr angelegentlich über ihren zukünftigen Liebhaber debattiert hatte, nannte den armen Sigmund ein Rhinozeros.

„Man kann einem Rhinozeros nichts beibringen", hatte er auf seine knappe, treffende Art gesagt. „Mancher Mensch ist fast wie ein Rhinozeros und reagiert nicht ordentlich auf Aufnormung. Sigmund ist einer von diesen Bedauernswerten. Zum Glück ist er auf seinem Posten recht tüchtig, sonst hätte ihn der Direktor schon längst gefeuert. Übrigens", schloß er tröstlich, „halte ich ihn für recht harmlos."

Recht harmlos, vielleicht; aber auch recht beunruhigend. Vor allem dieser krankhafte Trieb, nichts öffentlich zu tun. In der Praxis lief das einfach darauf hinaus, überhaupt nichts zu tun. Denn was konnte man im Grunde nicht öffentlich tun, außer natürlich, zu zweit zu schlafen; und das konnte man doch nicht die ganze Zeit! Aber sonst? Äußerst

wenig. An jenem Nachmittag ihres ersten gemeinsamen Spazierflugs war besonders schönes Wetter gewesen. Lenina hatte vorgeschlagen, im Zoppoter Kasino-Klub zu schwimmen und auf Wilhelmshöhe zu speisen. Aber Sigmund fand, daß dort überall zuviel Leute seien. Dann vielleicht eine Partie elektromagnetisches Golf in Baden-Baden? Auch das nicht; elektromagnetisches Golf halte er für Zeitvergeudung.

„Ja, wofür ist die Zeit sonst da?“ fragte Lenina gelinde erstaunt.

Offenbar für Bergtouren im Allgäu; das schlug er nämlich jetzt vor. Auf der Spitze des Hochvogels landen und ein paar Stunden über die Almen wandern. „Endlich allein mit dir, Lenina!“ „Aber Sigmund, wir sind doch die ganze Nacht allein.“

Sigmund sah errötend zur Seite. „Allein zum Reden, meine ich“, murmelte er.

„Reden – worüber nur?“ Wandern und Plaudern, ein wunderliches Programm für einen freien Nachmittag.

Zuletzt überredete sie ihn, sehr gegen seinen Willen, nach London hinüberzufliegen und sich die Semi-Demi-Finales der Schwergewichtlerinnen-Boxmeisterschaft anzusehn.

„Mitten in der Menge,“ murrte er, „wie immer.“

Während des ganzen Nachmittags blieb er hartnäckig übler Laune, sprach kein Wort mit Leninas Bekannten, die sie in den Pausen zu Dutzenden in der Eiscremesoma-Bar trafen, und weigerte sich

trotz seiner unglücklichen Stimmung entschieden, ein halbgrammiges Stachelbeereis mit Soma zu nehmen, das sie ihm aufnötigen wollte. „Ich will lieber ich bleiben“, sagte er. „Ich, das Ekel. Und nicht ein andrer werden, auch wenn der noch so lustig wäre.“

„Bist du verdrossen, flugs Soma genossen!“ sagte Lenina und gab ein schimmerndes Kleinod Schlafschulweisheit zum besten.

Ungeduldig stieß Sigmund das angebotene Glas weg.

„Deswegen brauchst du nicht gleich heftig zu werden“, besänftigte sie. „Denke daran, ein Kubikzentimeter vertreibt zehn Miesepeter!“

„Also jetzt sei doch um Fords willen endlich still!“ schrie er.

Sie zuckte die Achseln. „Ein Gramm versuchen ist besser als fluchen“, schloß sie mit Würde und leerte das Glas selber.

Auf dem Rückflug über die Nordsee ließ sich Sigmund nicht davon abbringen, den Propeller auszuschalten und, von den Helikopterflügeln getragen, fünfzig Meter über den Wellen in der Luft zu verweilen. Das Wetter hatte sich verschlechtert; ein Südwestwind hatte sich erhoben, der Himmel war bewölkt.

„Sieh mal!“ befahl er.

„Das ist ja schrecklich“, sagte Lenina, vom Fenster zurückweichend. Die hochgetürmte Leere der Nacht die schwarze, schaumgefleckte Flut zu ihren Füßen das bleiche Antlitz des Mondes, so hager und ver-

stört hinter den eilenden Wolken, erschreckte sie. „Rasch, drehen wir das Radio an!“ Sie griff nach der Drehscheibe auf dem Schaltbrett und stellte sie auf gut Glück ein.

„. . . der Himmel so blau,“ sangen sechzehn tremulierende Falsette, „das Klima so lau . . .“

Ein Rülpsen, dann Schweigen. Sigmund hatte abgeschaltet.

„Ich will das Meer ungestört betrachten“, erklärte er. „Bei diesem niederträchtigen Klamauk kann man nicht einmal betrachten.“

„Aber das Lied ist doch so hübsch. Und ich will gar nichts betrachten.“

„Aber ich“, beharrte er. „Ich habe dabei ein Gefühl, als . . .“ Er zögerte, nach dem richtigen Ausdruck suchend, „. . . als sei ich dabei mehr als ich, wenn du das verstehen kannst. Mehr mein Eigentum, nicht mehr nur ein Teilchen von etwas andrem. Nicht mehr nur eine Zelle im sozialen Ganzen. Fühlst du das nicht auch, Lenina?“

Lenina schluchzte. „O wie schrecklich,“ wiederholte sie immer wieder, „wie schrecklich! Und wie kannst du solche Dinge sagen, kein Teil des sozialen Ganzen sein zu wollen? Jeder arbeitet doch für jeden. Wir können niemand entbehren. Sogar Epsilons . . .“

„. . . sind nützlich. Ich weiß“, spottete Sigmund. „Ich bin auch nützlich. Aber verflucht nochmal, ich wollte, ich wär's nicht!“

Lenina war über diese Lästerung entsetzt. „Sig-

mund!“ widersprach sie voll schmerzlichem Erstaunen. „Wie kannst du nur?“

„Wie kann ich nur?“ wiederholte er in verändertem Ton, sinnend. „Nein, die Frage heißt wirklich: Wie kommt es, daß ich nicht kann, oder vielmehr – denn ich weiß schließlich ganz genau, warum ich nicht kann –: Wie wäre es, wenn ich könnte, wie ich wollte; wenn ich frei wäre, nicht mehr der Sklave meiner Aufnormung?“

„Sigmund, du sprichst grauenhafte Dinge.“

„Möchtest du nicht frei sein, Lenina?“

„Ich verstehe das nicht. Ich bin doch frei. Es steht mir frei, mich herrlich zu unterhalten. Jeder ist heute glücklich.“

Er lachte bitter. „Jawohl, jeder ist heute glücklich. Bei den fünfjährigen Kindern fangen wir damit an. Aber möchtest du nicht frei sein, um auf andre Art glücklich sein zu können, Lenina? Auf deine eigene Art etwa, nicht auf jedermanns Art?“

„Ich verstehe das nicht“, wiederholte sie. Dann wandte sie sich ihm zu und flehte: „Bitte, fliegen wir zurück, Sigmund! Hier ist es gräßlich.“

„Bist du nicht gern bei mir?“

„Aber natürlich, Sigmund! Nur diese Gegend ist furchtbar.“

„Ich dachte, wir würden hier . . . einander näher sein, nichts als Meer und Mondschein ringsum. Einander näher als unter den Menschen, näher sogar als in meinem Zimmer. Verstehst du das nicht?“

„Gar nichts verstehe ich“, widersprach sie ent-

schieden, fest entschlossen, sich ihre Verständnislosigkeit nicht rauben zu lassen. „Ganz und gar nichts. Am allerwenigsten," ergänzte sie in verändertem Ton, „warum du nicht Soma nimmst, wenn du solche schreckliche Einfälle hast. Du würdest sie ganz vergessen und wärst vergnügt statt unglücklich. Und wie vergnügt!" wiederholte sie und lächelte, trotz der angstvollen Ratlosigkeit in ihrem Blick, mit einem Versuch sinnlicher Lockung. Unbewegt sah er sie in ernstem Schweigen lange an. Nach einigen Sekunden irrten Leninas Augen ab, sie lachte nervös und suchte vergeblich nach etwas, das sie sagen könnte. Das Schweigen verlängerte sich.

Endlich begann Sigmund mit leiser, müder Stimme wieder zu sprechen. „Gut also," sagte er, „fliegen wir zurück!" Heftig gab er Gas, der Apparat schoß raketengleich empor. In viertausend Meter Höhe setzte er den Propeller in Gang. Schweigend flogen sie ein paar Minuten. Plötzlich lachte Sigmund auf. Recht sonderbar zwar, aber es war immerhin ein Lachen.

„Fühlst du dich jetzt wohler?" wagte sie zu fragen. Als Antwort nahm er die Hand vom Schaltbrett, legte den Arm um sie und begann, ihre Brüste zu liebkosen.

„Ford sei Dank," sagte Lenina im stillen, „er ist wieder bei Sinnen!"

Eine halbe Stunde später waren sie in seiner Wohnung angelangt. Sigmund schluckte vier Soma-

tabletten auf einmal, drehte das Radio und den Ferngucker an und begann, sich zu entkleiden.
„Nun," fragte Lenina mit vielsagender Schelmerei, als sie einander am nächsten Nachmittag auf dem Dach begegneten, „war es gestern nicht ein großer Spaß?"
Sigmund nickte. Sie stiegen ins Flugzeug. Ein kleiner Ruck, und sie flogen ab.
„Jeder sagt, ich sei so unerhört pneumatisch", meinte Lenina nachdenklich und tätschelte ihre Beine.
„Ganz unerhört." Aber in seinem Blick lag Schmerz. „Wie ein Stück Fleisch", dachte er.
Sie sah ihn ein wenig besorgt an. „Aber du findest mich doch nicht zu dick, nicht wahr?"
Er schüttelte den Kopf. Ganz wie ein Stück Fleisch!
„Also findest du alles in Ordnung?" Wieder ein Nicken. „In jeder Beziehung?"
„Vollkommen", antwortete er laut und dachte: „Sie denkt von sich selbst nicht anders. Sie macht sich nichts daraus, ein Stück Fleisch zu sein."
Lenina lächelte sieghaft. Aber sie triumphierte zu früh.
„Und doch", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wollte ich fast, alles hätte anders geendet."
„Anders?" Konnte es denn auch anders enden?
„Nicht im Bett geendet", erklärte er.
Sie war überrascht.
„Nicht gleich, nicht schon am ersten Tag."
„Aber was sonst . . .?"
Nun begann er eine Menge unverständliches, ge-

fährliches Zeug zu schwatzen. Lenina tat ihr möglichstes, sich im Geiste die Ohren zuzuhalten, aber manchmal drang dennoch der eine oder andre Satz in ihr Gehör. „... versuchen, meine Triebe im Zaum zu halten", vernahm sie gerade. Diese Worte schienen auf eine Feder in ihrem Kopf zu drücken. „Was dir heute Freude macht, das verschieb nicht über Nacht", sagte sie gewichtig.

Er antwortete darauf nur: „Zweihundert Wiederholungen zweimal in der Woche von Vierzehn bis Sechzehneinhalb." Der tolle, verruchte Wortschwall brauste weiter. „Leidenschaft will ich kennen lernen!" hörte sie ihn ausrufen. „Ich will Gefühle in ihrer ganzen Macht!"

„Wenn der Einzelne fühlt, wird das Ganze unterwühlt", deklamierte Lenina.

„Nun, und warum soll das Ganze nicht ein bißchen unterwühlt werden?"

„Sigmund!"

Aber er ließ sich nicht einschüchtern. „Erwachsene an Verstand und Leistung", fuhr er fort. „Aber Kinder an Gefühl und Trieben."

„Ford der Herr liebte die Kindlein."

Ohne den Einwurf zu beachten, setzte er hinzu: „Neulich fiel mir plötzlich ein, daß man immer erwachsen sein könnte."

„Ich verstehe kein Wort." Leninas Ton klang fest.

„Das weiß ich. Und daher gingen wir gestern zu Bett wie kleine Kinder, statt erwachsen zu sein und zu warten."

„Aber es war doch ein Spaß," beharrte sie, „nicht wahr?"
„Oh, ein Hauptspaß", erwiderte er, jedoch in so traurigem Ton und mit so unglücklicher Miene, daß Lenina ihren Triumph sich plötzlich verflüchtigen spürte. Vielleicht hatte er sie doch zu dick gefunden?
„Ich habe es dir gleich gesagt", antwortete Fanny nur, als Lenina ihr beichtete. „Das kommt vom Alkohol in seinem Blutsurrogat."
„Und trotzdem habe ich ihn gern. Seine Hände sind so schrecklich lieb. Und wie er die Schultern bewegt – höchst anziehend." Sie seufzte. „Wenn er nur nicht so merkwürdig wäre!"

Vor der Tür des Direktionszimmers blieb Sigmund stehn, atmete tief und straffte die Schultern, denn er war überzeugt, daß ihn drin Feindseligkeit und Mißbilligung erwarteten. Er klopfte und trat ein. „Ein Erlaubnisschein zur Paraphierung, Herr Direktor", sagte er so unbefangen als möglich und legte das Blatt auf den Schreibtisch.
Der Direktor warf ihm einen säuerlichen Blick zu. Doch das Blatt trug am Kopf den Stempel des Weltaufsichtsamtes und unten, kühn geschwungen und schwarz, die Unterschrift Mustapha Rathenaus. Alles war vollkommen in Ordnung, dem Direktor blieb nichts andres übrig. Er kritzelte seine Paraphe, zwei winzige, belanglose Buchstaben zu Füßen Mustapha Rathenaus, und wollte das Schriftstück

gerade ohne eine Bemerkung oder ein herzliches „Reisen Sie mit Ford!“ zurückreichen, als sein Blick auf eine Stelle im Text fiel.

„In die neumexikanische Reservation?“ fragte er. Seine Stimme und der zu Sigmund erhobene Blick verrieten etwas wie erregte Überraschung.

Überrascht von seiner Überraschung, nickte Sigmund. Schweigen.

Stirnrunzelnd lehnte sich der Direktor in seinen Stuhl zurück. „Wie lange ist das nun her?“ sagte er mehr zu sich als zu Sigmund. „Zwanzig Jahre werden es sein. Eher fünfundzwanzig. Ich muß etwa so alt wie Sie gewesen sein . . .“ Seufzend schüttelte er den Kopf.

Sigmund fühlte sich äußerst unbehaglich. Ein Mann wie der Direktor, so etepetete und pedantisch genau, beging plötzlich einen so taktlosen Verstoß! Am liebsten hätte er sein Gesicht versteckt und wäre davongelaufen. Nicht als ob er persönlich etwas schlechterdings Verwerfliches darin erblickt hätte, daß jemand von vergangenen Zeiten sprach. Dieses Schlafschulvorurteil glaubte er mit manchem andern völlig überwunden zu haben. Aber es war beklemmend für ihn, zu wissen, daß der Direktor derlei mißbilligte, und zwar aufs schärfste, und sich dennoch zu solchem verfemten Tun hatte hinreißen lassen. Was trieb ihn dazu? Voll Unbehagen, aber auch voll Gier, lauschte er.

„Ich wollte einmal dasselbe“, sagte der Direktor. „Wollte mir die Eingeborenen ansehn. Nahm einen

Erlaubnisschein für Neumexiko und fuhr über die großen Ferien hin. Mit meiner Damaligen. Sie war eine Beta-minus, und ich glaube," er schloß die Augen, „sie war blond. Jedenfalls war sie pneumatisch, äußerst pneumatisch, daran erinnere ich mich noch gut. Wir fuhren hin, wie gesagt, besahen die Wilden, ritten auf Pferden und so weiter. Und dann, fast schon am letzten Tag meines Urlaubs, da . . . nun, sie ging verloren. Wir waren zum Gipfel eines dieser Vulkane dort hinaufgeritten, die Hitze war schrecklich drückend, und nach dem Essen legten wir uns schlafen. Wenigstens ich. Sie wird wohl allein umhergestreift sein, denn als ich erwachte, war sie nicht mehr da. Und über uns brach gerade das furchtbarste Gewitter meines Lebens los. Es goß und krachte und blitzte, die Pferde rissen sich los und gingen durch. Ich stürzte, als ich sie einfangen wollte, und verletzte mich am Knie, so daß ich kaum gehen konnte. Trotzdem suchte ich das Mädchen weiter, rief und suchte. Keine Spur von ihr. Da dachte ich, sie sei vielleicht allein ins Schutzhaus zurückgegangen, und kroch auf demselben Weg ins Tal zurück. Mein Knie schmerzte zum Rasendwerden, das Soma war mir abhanden gekommen. Ich brauchte Stunden für den Rückweg. Erst nach Mitternacht erreichte ich das Schutzhaus. Sie war nicht dort. Sie war nicht dort", wiederholte er. Pause. Dann sagte er: „Am nächsten Tag suchten wir weiter. Vergeblich. Vielleicht war sie in einen Wildbach gestürzt oder von

einem Berglöwen zerrissen worden. Das weiß Ford allein. Aber es war grauenhaft. Und ich war damals ganz außer mir. Über Gebühr sogar, muß ich gestehn. Denn ein solches Unglück kann doch jedem zustoßen, und das soziale Ganze bleibt bestehn, wenn auch die Einzelzellen sich ändern.“ Dieser Schlafschultrost schien jedoch nicht sehr wirksam zu sein. Er schüttelte den Kopf. „Manchmal träumt mir noch davon“, sagte er leise. „Mir träumt, der Donner wecke mich, und sie sei verschwunden. Mir träumt von der endlosen Suche in den Wäldern.“ Er verfiel in stumme Erinnerungen.

„Es muß ein schrecklicher Schlag für Sie gewesen sein“, meinte Sigmund fast neidisch.

Beim Klang der fremden Stimme fuhr der Direktor auf und erinnerte sich schuldbewußt, wo er war. Er warf Sigmund einen Blick zu, sah weg und errötete tief. Dann sah er ihn mit plötzlichem Mißtrauen an und sagte ärgerlich und wieder ganz Amt und Würde: „Bilden Sie sich nur nicht ein, daß ich irgendwelche unerlaubte Beziehungen zu dem Mädchen hatte! Alles ganz ohne tiefere Gefühle, nur für kurze Zeit. Alles vollkommen gesund und normal.“ Er reichte Sigmund den Erlaubnisschein. „Weiß wirklich nicht, warum ich Ihnen diese banale Geschichte erzählte!“ Wütend über sich, daß er sich sein schmachvolles Geheimnis hatte entschlüpfen lassen, ließ er seinen Zorn an Sigmund aus. Sein Blick war jetzt geradezu

bösartig. „Und ich möchte diese Gelegenheit benützen, Herr Marx, um Ihnen mitzuteilen, daß ich mit den Berichten über ihre Lebensführung außerhalb der Arbeitszeit höchst unzufrieden bin. Sie könnten einwenden, das sei nicht meine Sache. Doch da irren Sie. Ich muß den guten Ruf der Zentrale wahren. Meine Angestellten müssen über jeden Verdacht erhaben sein, besonders die aus den obersten Kasten. Alphas werden zwar so aufgenormt, daß sie nicht unbedingt infantil in ihrem Gefühlsleben sein müssen. Aber gerade dies ist ein Grund mehr, sich besondere Mühe zu geben, den andern zu gleichen. Es ist Alphapflicht, infantil zu sein, auch gegen die eigene Neigung. Ich warne Sie also beizeiten, Herr Marx, ich warne Sie!"

Die Stimme des Direktors, die nunmehr vollkommen sachlich geworden war, bebte vor gerechter Entrüstung; die Mißbilligung der Allgemeinheit selbst sprach aus ihr. „Wenn ich noch einmal von einem Verstoß gegen die Regeln infantilen Benehmens höre, beantrage ich Ihre Versetzung in eine Hilfszentrale. Womöglich nach Island. Guten Morgen!"

Er schwang sich auf dem Drehstuhl um seine Achse, nahm die Feder wieder zur Hand und begann zu schreiben.

„Das wird ihm zur Lehre dienen", sagte er sich im stillen. Dem war aber nicht so. Denn Sigmund verließ kecken Schritts das Zimmer und schloß die Tür, beschwingt von dem Gedanken, daß er sich in einsamer Kampfstellung gegen die beste-

hende Ordnung befand; er fühlte sich erhoben von dem berauschenden Bewußtsein seiner Bedeutung und Wichtigkeit als Einzelwesen. Nicht einmal der Gedanke an Verfolgung entmutigte ihn, spornte ihn eher an, statt ihn zu bedrücken. Er kam sich stark genug vor, jedes Ungemach auf sich zu nehmen und zu überwinden, sogar Island. Und seine Zuversicht war um so größer, als er nicht einen Augenblick ernstlich daran glaubte, daß er überhaupt irgendwelche Unannehmlichkeiten zu gewärtigen haben werde. Man versetzte nun einmal die Leute nicht wegen solcher Dinge. Island war eine leere Drohung. Aber eine überaus anfeuernde, belebende Drohung. Während er über den Korridor ging, pfiff er wahrhaftig vor sich hin.

Heroisch war die Schilderung, die er abends von seiner Audienz beim Normdirektor gab. „Und darauf sagte ich ihm einfach, die Antike solle ihn holen, und ging.“ Er sah Helmholtz Holmes erwartungsvoll an, seinen schuldigen Lohn an Mitgefühl, Ermutigung und Bewunderung erhoffend.

Aber Helmholtz sprach kein Wort; er saß schweigend da und starrte zu Boden. Er konnte Sigmund gut leiden, er war ihm dankbar, daß er der einzige seiner Bekannten war, mit dem er über die Dinge sprechen konnte, die ihn wichtig dünkten. Dennoch besaß Sigmund Eigenschaften, die ihn abstießen. Diese Prahlerei, zum Beispiel, die mit Ausbrüchen unwürdigen Selbstbemitleidens abwechselte! Und seine beklagenswerte Gewohnheit, kühn zu sein,

wenn der Sturm vorbei war, und voll unerhörter Geistesgegenwart in Abwesenheit des Gegners! Alles das war Helmholtz verhaßt, gerade weil er Sigmund gut leiden konnte. Die Sekunden verrannen. Er starrte weiter zu Boden. Und plötzlich wurde Sigmund rot und wandte den Blick ab.

Die Reise verlief glatt. Die blaue Ozeanrakete traf zweieinhalb Minuten zu früh in Neuorleans ein, verlor vier Minuten in einem Tornado über Texas, geriet jedoch über dem 95. Grad westlicher Länge wieder in eine günstige Luftströmung und vermochte in Santa Fé weniger als vierzig Sekunden nach fahrplanmäßiger Zeit einzutreffen.
„Vierzig Sekunden bei sechseinhalb Stunden Flugdauer. Nicht übel", gab Lenina zu.
Sie verbrachten die Nacht in Santa Fé. Das Hotel war ausgezeichnet – unvergleichlich besser als etwa das scheußliche Nordlicht-Palace, wo Lenina im letzten Sommer soviel auszustehen gehabt hatte. Flüssige Luft, Ferngruck, Vibrovakuummassage, heiße Koffeinlösung, vorgewärmte Empfängnisschutzmittel und acht verschiedene Parfümleitungen in jedem Schlafzimmer. Das Synthetophon spielte, als sie die Halle betraten, und ließ nichts zu wünschen übrig. Eine Tafel im Lift verkündete, daß das Hotel über sechzig Rolltreppenballplätze verfüge und die P. T. Gäste im Park sowohl Hindernisgolf als auch elektromagnetisches spielen konnten.

„Das klingt ja wirklich herrlich“, rief Lenina aus. „Ich wünschte fast, wir könnten hier bleiben. Sechzig Rolltreppenballplätze!“

„In der Reservation gibt es keinen“, warnte Sigmund. „Kein Parfüm, keinen Ferngucк, nicht einmal Heißwasser. Wenn du das Gefühl hast, daß du das nicht aushalten kannst, bleib lieber hier, bis ich zurückkomme!“

Lenina war nahezu beleidigt. „Natürlich kann ich es aushalten. Ich sagte nur, hier sei es herrlich, weil ... weil Fortschritt eben herrlich ist, nicht wahr?“

„Fünfhundert Wiederholungen einmal in der Woche von Dreizehn bis Siebzehn“, sagte Sigmund voll Überdruß, gleichsam zu sich selbst.

„Was sagtest du?“

„Fortschritt ist herrlich, sagte ich. Darum solltest du nicht in die Reservation mitkommen, wenn du nicht wirklich Lust hast.“

„Aber ich habe doch Lust.“

„Na gut“, erwiderte Sigmund, und es klang fast wie eine Drohung.

Ihr Erlaubnisschein mußte vom Kustos der Reservation gegengezeichnet werden, und am nächsten Morgen sprachen sie daher pflichtschuldig in seinem Amte vor. Ein epsilon-plus Negerportier trug Sigmunds Karte hinein; sie wurden fast sogleich vorgelassen.

Der Kustos war ein blonder, rundschädeliger Alphaminus, untersetzt, mit einem rötlichen Vollmond-

gesicht, breiten Schultern und laut schmetternder Stimme, die für die Wiedergabe von Schlafschulweisheiten gerade so recht geeignet war. Er war eine Fundgrube unnützen Detailwissens und unverlangter guter Ratschläge. Wenn er einmal begonnen hatte, dann schmetterte und schmetterte er ohne Unterlaß.

„. . . fünfhundertsechzigtausend Quadratkilometer, in vier verschiedene Unterreservationen eingeteilt, jede mit Hochspannungsdraht eingezäunt . . .“

In diesem Augenblick erinnerte sich Sigmund plötzlich ohne jeden ersichtlichen Anlaß, daß er vergessen hatte, den Kölnischwasserhahn in seinem Badezimmer abzudrehn.

„. . . der mit Strom aus dem Grand-Cañon-Wasserkraftwerk gespeist wird.“

„Kostet mich ein Vermögen, bis ich wieder heimkomme!“ Vor seinem geistigen Auge sah Sigmund den Zeiger des Duftmessers im Kreise kriechen gleich einer unermüdlichen Ameise. „Rasch Helmholtz Holmes anläuten.“

„. . . mehr als fünftausend Kilometer Zaun von sechzigtausend Volt.“

„Was Sie nicht sagen!“ bemerkte höflich Lenina, die keine Ahnung hatte, was der Kustos da redete, und daher seine dramatische Pause zum Stichwort nahm. Als der Kustos zu schmettern begann, hatte sie unauffällig ein halbes Gramm Soma geschluckt und konnte infolgedessen jetzt dasitzen und seelenruhig nicht zuhören, dabei aber, an gar

nichts denkend, die großen blauen Augen in hingerissener Aufmerksamkeit auf das Gesicht des Kustos gerichtet halten.

„Jede Berührung des Gitters bedeutet sofortigen Tod“, verkündete der Kustos feierlich. „Aus einer Reservation gibt es kein Entrinnen.“

Das Wort Entrinnen war bedeutsam. Sigmund erhob sich: „Wir möchten Sie jetzt nicht länger aufhalten.“ Der kleine schwarze Zeiger hastete weiter wie ein Insekt, knabberte sich durch die Zeit, fraß sich in sein Geld.

„Kein Entrinnen“, wiederholte der Kustos und winkte ihn auf seinen Sitz zurück; was blieb Sigmund übrig, als zu gehorchen, da der Erlaubnisschein noch nicht gegengezeichnet war. „Wer in der Reservation geboren wird, – und vergessen Sie nicht, meine liebe junge Dame,“ setzte er mit einem zotigen Grinsen gegen Lenina in unanständigem Flüsterton hinzu, „vergessen Sie nicht, daß in der Reservation die Kinder in der Tat noch geboren werden, so widerlich das auch scheinen mag . . .“ Er hatte gehofft, mit dieser Anspielung auf Dinge, über die man nicht sprach, Lenina in Verlegenheit zu bringen, allein sie lächelte nur voll geheuchelten Verständnisses und antwortete: „Was Sie nicht sagen!“

„Wer in der Reservation geboren wird, wie erwähnt, muß auch dort verenden.“

Muß verenden . . . Ein Zehntelliter Kölnischwasser in der Minute. Sechs Liter in der Stunde. Sigmund

versuchte nochmals sein Glück. „Wir möchten Sie jetzt . . .“

„Sie möchten mich jetzt fragen,“ ergänzte der Kustos, neigte sich vor und klopfte mit dem Zeigefinger auf den Tisch, „wie viele Menschen in der Reservation leben. Und ich erwidere Ihnen,“ – voll Triumph – „daß wir es nicht wissen. Wir können nur annähernd schätzen.“

„Was Sie nicht sagen!“

„Meine liebe junge Dame, es ist, wie ich Ihnen sage.“

Sechsmal vierundzwanzig, – nein, viel eher sechsmal sechsunddreißig. Sigmund war bleich und bebte vor Ungeduld. Aber unerbittlich schmetterte es weiter.

„. . . etwa sechzigtausend Indianer und Mischlinge . . . vollkommene Wilde . . . von unseren Aufsehern gelegentlich besucht . . . sonst keinerlei Verbindung mit der zivilisierten Außenwelt . . . halten an ihren widerlichen Sitten und Gebräuchen fest . . . heiraten, wenn Sie wissen, was das ist, meine liebe junge Dame. Familien . . . keine Aufnormung . . . haarsträubender Aberglaube . . . Christentum und Totemismus und Ahnenverehrung . . . ausgestorbene Sprachen wie Zuñi, Spanisch und Athapaskisch . . . Pumas, Stachelschweine und anderes wilde Getier . . . ansteckende Krankheiten . . . Priester . . . giftige Echsen . . .“

„Was Sie nicht sagen!“

Endlich kamen sie los. Sigmund stürzte ans Tele-

phon. Rasch, rasch! Trotzdem dauerte es fast drei Minuten, bis er mit Helmholtz Holmes verbunden war. „Als befänden wir uns bereits bei den Wilden“, beschwerte er sich. „Verdammte Schlappheit!“

„Nimm ein Gramm!“ riet Lenina.

Er lehnte ab, sein Ärger war ihm lieber. Endlich, Ford sei Dank! kam die Verbindung zustande, Helmholtz meldete sich. Sigmund erklärte ihm, was geschehen war, und Helmholtz versprach, sofort hinzugehn und den Hahn abzudrehn, ja, sofort, aber bei dieser Gelegenheit erzählte er Sigmund auch, was der Normdirektor gestern abends öffentlich gesagt hatte . . .

„Was? Er sucht einen Ersatzmann für mich?“ Sigmunds Stimme klang tödlich betroffen. „Also ist es wirklich entschieden? Sprach er von Island? Ja, sagst du? Allmächtiger Ford! Island . . .“ Er hing den Hörer hin und kehrte sich wieder Lenina zu, bleich und völlig niedergeschmettert.

„Was ist geschehn?“ fragte sie.

„Geschehn?“ Er fiel schwer in einen Stuhl. „Ich werde nach Island verschickt.“

In früheren Zeiten hatte er oft nachgegrübelt, wie das sein müßte: ohne Soma und nur auf seine inneren Hilfsquellen angewiesen, irgendeiner schweren Prüfung, einem Schmerz, einer Verfolgung ausgesetzt. Er hatte sich geradezu nach einer Heimsuchung gesehnt. Erst vor einer Woche hatte er sich in der Direktion seinen mutigen Widerstand, sein stoisch stummes Erdulden des Leids ausge-

malt. Die Drohungen des Direktors hatten ihn geradezu beflügelt, ihn überlebensgroß gemacht. Aber nur, wie er jetzt begriff, weil er die Drohungen nicht sehr ernst genommen hatte. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß der Direktor wirklich jemals etwas gegen ihn unternehmen werde. Jetzt, da diese Drohungen Tatsache geworden schienen, war Sigmund im Innersten erschüttert. Keine Spur mehr von seinem erträumten Stoizismus, seinem theoretischen Mut!

Er tobte gegen sich selbst – solch ein Esel zu sein! – gegen den Direktor, der ihm gemeinerweise keine zweite Gelegenheit mehr gegeben hatte, auf die er doch immer gewartet hatte. Und nun Island, Island . . .

Lenina schüttelte den Kopf. „Ich will, ich war, sagt mancher Narr", zitierte sie. „Die Medizin: ein Gramm – ich bin."

Schließlich überredete sie ihn, vier Somatabletten zu schlucken. Fünf Minuten später waren Einst und Später wie weggeblasen, nur die Blume des Jetzt blühte rosig. Der Portier meldete, daß auf Anordnung des Kustos ein Reservationswächter hergeflogen sei und mit seinem Flugzeug auf dem Hoteldach warte. Sie fuhren sofort hinauf. Ein Oktorone in gammagrüner Uniform salutierte und begann, das Vormittagsprogramm herzusagen:

Blick aus der Vogelschau auf zehn, zwölf der bedeutensten Pueblos; dann Landung im Tale von Malpais zum Mittagessen. Die Schutzhütte dort war

sehr bequem, und droben im Pueblo feierten die Wilden wahrscheinlich gerade ihr Sommerfest. Der geeignetste Ort zum Übernachten.

Sie nahmen ihre Plätze in dem Eindecker ein und starteten. Zehn Minuten später überflogen sie die Grenze, die Zivilisation von Barbarentum trennte. Bergauf, bergab, durch Salzwüsten und Sandsteppen, durch Wälder, in die violette Tiefe der Cañons hinab, über Gebirgskämme und Berggipfel und tafelförmige Mesas erstreckte sich der Gitterzaun, eine unaufhaltsame Gerade, das geometrische Symbol siegreicher menschlicher Zweckbewußtheit. Zuweilen bezeichnete ein Mosaik gebleichter Knochen, ein noch unverwester Kadaver zu Füßen des Gitters auf der lohbraunen Erde die Stelle, wo Wild oder Rind, Puma oder Stachelschwein, Präriewolf oder gefräßige Geier, angelockt vom Aasgeruch, dem vernichtenden Draht zu nahe gekommen und vom Blitzschlag der poetischen Gerechtigkeit getroffen worden waren.

„Sie haben's noch immer nicht gelernt", sagte der grünuniformierte Flugzeugführer und wies auf die Skelette hinab. „Und werden's niemals lernen", ergänzte er lachend, als hätte er irgendwie einen persönlichen Sieg über die hingerichteten Tiere errungen.

Auch Sigmund lachte; mit zwei Gramm Soma im Leibe schien der Witz aus irgendeinem Grunde nicht übel. Er lachte – und schlief fast im nächsten Augenblick ein. Schlafend überflog er Taos und

Tesuque, Nambe und Picuris und Poajaque, Sia und Cochiti, Laguna und Acoma und die Verzauberte Mesa, Zuñi und Cibola und Ojo Caliente und erwachte erst, als das Flugzeug schon auf der Erde stand, Lenina die Koffer in ein kleines würfelförmiges Haus trug und der gammagrüne Oktorone in einer unverständlichen Sprache mit einem jungen Indianer redete.

„Malpais“, erklärte der Pilot beim Aussteigen. „Hier ist die Schutzhütte. Nachmittags wird im Pueblo getanzt. Der da wird Sie hinführen.“ Er zeigte auf den stumpfen jungen Indianer. „Wird wahrscheinlich sehr toll zugehn.“ Er grinste. „Sie treiben lauter tolles Zeug.“ Mit diesen Worten kletterte er in das Flugzeug und ließ die Motoren an. „Bin morgen wieder zurück. Und vergessen Sie nicht,“ versicherte er Lenina, „das Volk hier ist ganz zahm. Die Wilden werden Ihnen nichts zuleide tun. Sie haben genug von Gasbomben erlebt, um zu wissen, daß sie nichts anstellen dürfen.“ Noch immer lachend, schaltete er die Helikopterschrauben ein, gab Gas, und weg war er.

SIEBENTES KAPITEL

Die Mesa glich einem Schiff, bekalmt in einer Meerenge von löwengelbem Sand zwischen felsigen Steilufern; schräg von einer Talwand zur andern lief im Zickzack ein Streifen Grün: der Fluß mit den Feldern daran. Auf dem Vorderdeck des steinernen Schiffs inmitten der Meerenge, und anscheinend ein Teil von ihm, ein behauener, geometrischer Auswuchs des nackten Gesteins, lag der Pueblo Malpais. Block auf Block, jedes Stockwerk kleiner als das darunter befindliche, erhoben sich große Bauten gleich abgestuften, gekappten Pyramiden in den blauen Himmel. An ihrem Fuße lag ein Gewirr niedriger Häuser, ein Kreuz und Quer von Mauern; an drei Seiten fielen die Felswände jäh zu der Ebene ab. Ein paar Rauchsäulen stiegen senkrecht in die unbewegte Luft und entschwanden dem Blick.

„Merkwürdig", sagte Lenina. „Sehr merkwürdig." Es war ihr gebräuchlicher Ausdruck für Ablehnung. „Das gefällt mir nicht. Und auch der Mann da gefällt mir nicht." Sie wies auf den Indianerführer, der bestimmt worden war, sie in den Pueblo zu begleiten.

Dieses Gefühl beruhte offenbar auf Gegenseitigkeit, denn sogar der Rücken des voranschreitenden Mannes drückte Feindseligkeit und stumpfe Verachtung aus.

„Außerdem", sie dämpfte die Stimme, „stinkt er."

Sigmund versuchte nicht, es zu leugnen. Sie gingen weiter.

Plötzlich schien es, als werde die ganze Luft lebendig und pulsiere, pulsiere mit der unermüdlichen Bewegung des Blutes. Droben in Malpais wurden die Trommeln gerührt. Ihre Schritte stimmten in den Rhythmus dieses geheimnisvollen Herzschlags ein; sie gingen rascher. Der Weg führte an den Fuß des Felshanges. Über ihnen türmten sich die Wände hundert Meter hoch bis zur Reling des großen Mesaschiffes auf.

„Schade, daß wir das Flugzeug nicht hier haben!“ meinte Lenina und starrte verdrossen das unbewegte Steingesicht der überhängenden Felsen an. „Ich kann Gehen nicht ausstehn. Und man kommt sich am Fuß eines Berges so klein vor.“

Sie wanderten ein Stück Weges im Schatten der Mesa, bogen um einen Felsvorsprung, und da, in einer vom Regen ausgewaschenen Rinne, führte der Weg über das Fallreep hinauf. Sie erkletterten es. Der Pfad war ausnehmend steil und lief im Zickzack von einer Wand der Schlucht zur andern. Manchmal verklang das Pochen der Trommeln fast ganz, manchmal schien ihr dumpfes Dröhnen nicht weiter entfernt als um die nächste Ecke.

Auf halbem Wege flog ein Adler so dicht an ihnen vorbei, daß sein Schwingenschlag ihnen kühl ins Gesicht wehte. In einem Felsspalt lag ein Haufen Knochen. All das war niederdrückend merkwürdig, und der Indianer stank immer stärker. Endlich

gelangten sie aus der Schlucht ins volle Sonnenlicht. Die Hochfläche der Mesa glich einem Verdeck aus Stein.

„Sieht aus wie der Flugturm von Tempelhof“, fand Lenina. Aber nicht lange sollte sie sich dieser Entdeckung einer beruhigenden Ähnlichkeit erfreuen. Ein weiches Tappen von Schritten ließ sie sich umwenden. Zwei Indianer, nackt vom Hals bis zum Nabel, die dunkelbraunen Leiber mit weißen Linien bemalt, – „wie asphaltierte Tennisplätze“, beschrieb Lenina sie später –, die Gesichter bis zur Menschenunähnlichkeit entstellt durch eine Tünche aus Scharlachrot, Schwarz und Ocker, kamen den Pfad herangelaufen. In ihr schwarzes Haar war Fuchspelz und rotes Stoffzeug eingeflochten. Mäntel aus Truthahnfedern flatterten um ihre Schultern, hohe Federkronen explodierten in grellen Farben rings um ihre Köpfe. Bei jedem Schritt klirrten und rasselten ihre Silberarmbänder und ihre schweren Halsketten aus Knochen und Türkiskugeln. Wortlos kamen sie in ihren Fellmokassins herangelaufen. Einer hielt einen Federwedel, der andere trug in jeder Hand etwas, das von fern drei, vier dicken Seilenden glich. Eines dieser Taue wand sich unruhig, und plötzlich erkannte Lenina, daß es Schlangen waren.

Immer näher kamen die beiden Männer, ihre dunklen Augen waren auf Lenina gerichtet, aber nicht das geringste Anzeichen deutete darauf, daß sie sie überhaupt gewahrten. Die sich windende

Schlange hing nun schlaff mit den andern herab. Sie eilten vorüber.

„Das gefällt mir nicht“, sagte Lenina. „Aber schon gar nicht!“

Noch weit weniger gefiel ihr, was sie am Eingang des Pueblo erwartete, während der Führer um weitere Weisungen hineingegangen war. Vor allem der Schmutz, die Abfallhaufen, der Staub, die Köter, die Fliegen. Ihr Gesicht verzog sich vor Ekel, sie hielt das Taschentuch an die Nase.

„Wie kann man nur so leben?“ brach sie in entrüstet ungläubigem Ton aus. Es war einfach nicht denkbar!

Sigmund zuckte philosophisch die Achseln. „Jedenfalls leben sie seit fünf- oder sechstausend Jahren so und werden sich wohl schon daran gewöhnt haben.“

„Reinlichkeit kommt gleich nach Fördlichkeit“, beharrte sie.

„Stimmt, und ‚Je zivilisierter, desto sterilisierter‘“, ergänzte Sigmund in spöttischem Ton die zweite Schlafschullektion aus dem Abc der Hygiene. „Aber diese Leute haben nie von Ford dem Herrn gehört und sind nicht zivilisiert. Es hat also gar keinen Sinn . . .“

„Oh!“ Sie packte ihn am Arm. „Sieh nur!“

Ein fast nackter Indianer klomm ganz langsam die Leiter von der Terrasse des ersten Stockwerks eines nahen Hauses herab, Sprosse nach Sprosse, mit der zitternden Vorsicht höchsten Greisenalters. Sein Gesicht war über und über voll Falten und

schwarz wie eine Maske aus Obsidian. Der zahnlose Mund war eingefallen. In den Mundwinkeln und am Kinn schimmerten ein paar Borsten fast weiß auf der dunklen Haut. Das lange ungeflochtene Haar hing in grauen Strähnen um sein Gesicht. Sein fast fleischloser Leib war krumm und bis auf die Knochen ausgemergelt. Ganz langsam stieg er herab, hielt auf jeder Sprosse inne, bevor er den nächsten Schritt wagte.

„Was ist ihm denn geschehn?“ flüsterte Lenina, die Augen vor Grauen und Staunen weit aufgerissen.

„Er ist alt, sonst nichts“, antwortete Sigmund möglichst gleichmütig. Auch er war erschrocken, bemühte sich aber, ungerührt zu scheinen.

„Alt?“ wiederholte sie. „Unser Direktor ist doch auch alt, viele Menschen sind alt, aber keiner sieht so aus.“

„Weil wir ihnen nicht gestatten, so auszusehn. Wir schützen sie vor Krankheiten. Wir erhalten ihre innere Sekretion künstlich in jugendlichem Gleichgewicht. Wir lassen ihren Magnesium-Kalziumgehalt nicht unter den eines Dreißigjährigen sinken. Wir nehmen Transfusionen von jungem Blut an ihnen vor. Wir halten ihren Stoffwechsel ständig rege. Infolgedessen sehen sie natürlich auch nicht aus wie der dort. Zum Teil deswegen, weil die meisten von ihnen sterben, lange bevor sie das Alter dieses Geschöpfs erreicht haben. Unversehrte Jugend bis zum sechzigsten Jahr – dann krach! das Ende.“

Allein Lenina hörte nicht zu. Sie beobachtete den Greis. Langsam, unendlich langsam kroch er herab. Seine Füße berührten die Erde. Er wandte sich um. Die Augen in den tief eingesunkenen Höhlen strahlten noch ungewöhnlich hell. Ausdruckslos und ohne Staunen, blickte er sie eine Sekunde lang an, als wäre sie gar nicht da. Dann humpelte er mit krummem Rücken an ihnen vorbei und verschwand.

„Das ist ja entsetzlich", flüsterte sie. „Das ist grauenhaft. Wären wir nur nicht hierhergekommen!"

Sie langte nach dem Soma in ihrer Tasche und entdeckte, daß sie die Tube unten in der Schutzhütte vergessen hatte. Auch Sigmunds Taschen waren leer.

Ohne Beistand mußte sie den Schrecknissen von Malpais ins Auge sehn. Sie häuften sich rasch. Beim Anblick zweier junger Weiber, die ihren Säuglingen die Brust gaben, errötete sie und wandte das Gesicht ab. In ihrem ganzen Leben hatte sie nichts so Unanständiges erblickt. Und das Allerschlimmste war, daß Sigmund, statt es taktvoll zu übersehen, offen über diese abstoßende Säugeszene zu sprechen begann. Nun, da die Wirkung des Soma verflogen war, schämte er sich seiner Schwäche vom Morgen im Hotel und machte besondere Anstrengungen, um sich als freigeistige Kraftnatur aufzuspielen.

„Ein wunderbar vertrauliches Verhältnis", bemerkte er vorsätzlich anstößig. „Welches tiefe Ge-

fühl es erzeugen muß! Oft scheint es mir, als hätte ich etwas versäumt, weil ich keine Mutter hatte. Und vielleicht hast auch du etwas versäumt, Lenina, weil du keine Mutter bist. Stell dir das vor, wie du hier sitzt, dein eigenes Kindchen im Arm . . ."
„Sigmund! Wie kannst du nur!" Ein altes Weib mit einem Augenleiden und einer Hautkrankheit, das gerade vorüberkam, lenkte sie von ihrer Entrüstung ab. „Gehn wir doch", bat sie. „Mir gefällt das nicht."
In diesem Augenblick kam ihr Führer zurück, winkte ihnen, ihm zu folgen, und führte sie einen schmalen Pfad zwischen den Häusern entlang. Sie bogen um die Ecke. Auf einem Abfallhaufen lag ein toter Hund; eine Frau mit Kropf suchte einem kleinen Mädchen im Haar nach Läusen. Der Führer blieb am Fuße der Leiter stehn, hob die Hand hoch und schwenkte sie dann waagrecht. Sie folgten seinem stummen Geheiß, stiegen die Leiter hinauf und betraten durch die Tür, zu der sie führte, einen langen, schmalen Raum, fast dunkel und nach Rauch, Kochfett und vielgetragenen, selten gewaschenen Kleidern riechend. Am andern Ende des Raumes befand sich ein zweiter Eingang, durch den ein Sonnenstrahl und der nahe Lärm sehr lauter Trommeln drang.
Sie traten über die Schwelle und befanden sich auf einer breiten Terrasse. Unter ihnen lag, von den großen Häusern eingeschlossen, der Dorfplatz, auf dem sich die Indianer drängten. Grelle Decken,

Federn im schwarzen Haar, glitzernde Türkise und dunkle Haut, die vor Hitze glänzte. Lenina hielt das Taschentuch wieder an die Nase. In einem freien Raum inmitten des Platzes bemerkte man zwei kreisförmige Platten aus Mörtel und festgestampftem Lehm, offenbar die Dächer unterirdischer Kammern, denn jede Platte hatte in der Mitte eine Luke, durch die eine Leiter aus der dunklen Tiefe herausragte. Unterirdisches Flötenspiel drang herauf und verlor sich fast völlig im gleichbleibenden, erbarmungslosen Klang der hartnäckigen Trommeln.

Die Trommeln gefielen Lenina. Mit geschlossenen Augen überließ sie sich den Wiederholungen dieses gedämpften Donnerrollens, ließ ihr Bewußtsein mehr und mehr davon durchdringen, bis von der ganzen Welt nichts andres übrig blieb als der Klang dieses dumpfen Pulsschlags. Er gemahnte sie anheimelnd an die synthetischen Geräusche bei den Solidaritätsandachten und Fordtagsfeiern. „Rutschiputschi", flüsterte sie vor sich hin. Aus diesen Trommeln erdröhnte genau der gleiche Rhythmus. Plötzlich ein überraschender Ausbruch von Gesang. Hunderte von Männerstimmen schrieen wild in rauhem, metallischem Chor. Einige langgezogene Töne, dann Schweigen, das nachdröhnende Schweigen der Trommeln; dann schrill, in der Terz wiehernd, die Antwort der Weiber. Abermals Trommelklang; und wieder der Männer tiefe, wilde Bejahung ihres Mannstums.

Merkwürdig? Die Gegend war merkwürdig, ebenso die Musik und die Tracht, die Kröpfe und Hautkrankheiten und die alten Leute. Aber die Vorführung selbst schien gar nicht besonders merkwürdig.

„Es erinnert mich an einen Vereinigungschor der unteren Kasten“, bemerkte sie zu Sigmund.

Aber es dauerte nicht lange, da erinnerte es sie schon weit weniger an jene harmlose Veranstaltung. Denn aus den runden, unterirdischen Kammern schwärmte plötzlich eine gespenstische Schar von Ungeheuern hervor. Gräßlich verlarvt oder über alle Menschenähnlichkeit hinaus bemalt, stampften sie in sonderbar hinkendem Tanz rund um den Platz, ringsherum, ringsherum, sangen und tanzten ringsherum, rascher bei jeder Runde; die Trommeln hatten ihren Rhythmus verändert und beschleunigt, daß es wie Fieberpulsschlag in den Ohren klang; die Zuschauer begannen mit den Tänzern zu singen, lauter und lauter; eine Frau kreischte auf, noch eine und eine dritte, als würden sie umgebracht. Plötzlich brach der Tanzführer aus dem Kreise, lief zu einer großen Holztruhe am Rande des Platzes, hob den Deckel und zog ein Paar schwarzer Schlangen heraus.

Ein gewaltiger Schrei gellte aus der Menge auf, und alle Tänzer eilten mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Er warf die Schlangen den Nächststehenden zu, griff wieder in die Truhe, zog noch mehr Schlangen heraus, schwarze und braune und

gefleckte, immer mehr, und warf sie unter die Tänzer. Der Tanz begann in anderem Rhythmus von neuem. Ringsumher tanzten sie, selber schlangengleich, mit ihren Schlangen, in weichen Wellenbewegungen der Kniee und Hüften. Ringsherum, ringsherum. Der Führer gab ein Zeichen: eine Schlange nach der andern wurde inmitten des Platzes auf die Erde geworfen. Aus der unterirdischen Tiefe stieg ein alter Mann und bestreute sie mit Maismehl, durch die andre Luke erschien ein Weib und besprengte sie mit Wasser aus einem schwarzen Krug. Dann hob der Greis die Hand.

Völlig unvermutet und erschreckend trat lautlose Stille ein. Die Trommeln hörten zu schlagen auf, alles Leben schien erloschen. Der Alte wies auf die beiden Luken, die in die Unterwelt führten. Und langsam, von unsichtbaren Händen emporgehoben, entstieg der einen Luke das Bild eines Adlers, der andern das eines nackten Mannes am Kreuz. Sie hingen über der Menge, scheinbar ohne Stütze, gleich Wächtern.

Der Alte klatschte in die Hände. Ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, nur mit einem Lendentuch aus weißer Baumwolle bekleidet, trat aus der Menge vor ihn hin, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt. Der Greis machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und wandte sich ab.

Langsam begann der Knabe den Haufen sich windender Schlangen zu umschreiten. Nach der ersten Runde, auf halbem Wege der zweiten, näherte sich

ihm aus der Reihe der Tänzer ein hochgewachsener Mann in der Maske eines Präriewolfs, in den Händen eine geknotete Ledergeißel. Der Jüngling schritt weiter, als gewahrte er ihn nicht. Der Präriewolf hob die Peitsche; ein langer Augenblick der Erwartung, dann eine hurtige Bewegung, der Riemen pfiff und klatschte laut und flach auf die Haut. Ein Zittern lief durch den Leib des Knaben, aber er blieb stumm und ging im gleichen, langsam festen Schritt weiter. Der Präriewolf schlug nochmals zu, und nochmals; bei jedem Schlag lief ein heftiges Atemholen durch die Menge, dann ein tiefes Stöhnen. Der Jüngling schritt weiter. Zweimal, dreimal, viermal umwandelte er den Kreis. Das Blut floß. Fünfmal in der Runde, sechsmal.

Plötzlich schlug Lenina die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen. „Oh, sie sollen aufhören, sie sollen aufhören!“ flehte sie.

Unerbittlich fiel die Peitsche, fiel, fiel. Siebente Runde. Auf einmal wankte der Knabe und stürzte lautlos aufs Antlitz. Der Greis beugte sich über ihn und berührte seinen Rücken mit einer weißen Feder, hielt sie einen Augenblick lang scharlachrot in die Höhe, damit die Menge sie sehen könne, und schwenkte sie dreimal über den Schlangen. Ein paar rote Tropfen fielen nieder, und plötzlich brachen die Trommeln wieder in eine Panik überstürzter Töne aus; allgemeines gewaltiges Geschrei erhob sich. Die Tänzer stürzten vor, ergriffen die Schlangen und flohen vom Dorfplatz. Die ganze

Menge, Männer, Weiber und Kinder, lief ihnen nach, bis eine Minute später der Platz leer war. Nur der Knabe lag hingestreckt, wo er gestürzt war, und rührte sich nicht.

Drei alte Weiber kamen aus einem Haus, hoben ihn nicht ohne Mühe auf und trugen ihn hinein. Der Adler und der Mann am Kreuz hielten noch ein wenig Wache über dem menschenleeren Pueblo. Dann, als hätten sie genug gesehn, sanken sie langsam in ihre Luken zurück, entschwanden in die Unterwelt.

Lenina schluchzte noch immer. „Unerträglich grauenhaft“, wiederholte sie immer wieder auf Sigmunds vergebliche Trostworte. „Unerträglich grauenhaft! Dieses Blut!“ Sie schauderte. „Oh, wenn ich nur mein Soma hier hätte.“

Nebenan klangen Schritte.

Lenina rührte sich nicht und blieb sitzen, das Gesicht in den Händen verborgen, ohne einen Blick für die Umwelt. Nur Sigmund wandte sich um.

Der junge Mann, der die Terrasse betrat, war indianisch gekleidet, aber sein geflochtenes Haar war strohblond, seine Augen blaßblau und seine Haut die eines Weißen, jedoch tief gebräunt.

„Guten Morgen“, sagte der Fremde mit tadelloser, wenn auch eigenartiger Aussprache. „Sie sind Zivilisierte, nicht? Sie kommen aus dem Jenseits außerhalb der Reservation?“

„Wer in aller Welt . . .?“ begann Sigmund erstaunt.

Der junge Mann schüttelte mit einem Seufzer den Kopf. „Ein höchst bedauernswerter junger Herr“, sagte er und wies auf die Blutlache inmitten des Platzes. „Sehen Sie diesen verdammten Fleck?“ fragte er, bebend vor Mitgefühl.

„Ein Gramm versuchen ist besser als fluchen“, sagte Lenina mechanisch hinter den vors Gesicht geschlagenen Händen. „Wenn ich nur mein Soma hätte!“

„Ich hätte an seiner Stelle sein sollen“, erklärte der junge Mann. „Warum haben sie mich nicht zum Opfer zugelassen? Zehnmal wäre ich herumgegangen, zwölf- und fünfzehnmal. Palautiwa brachte es nur auf siebenmal. Ich hätte ihnen doppelt soviel Blut geben können, – mit Purpur die unermeßlichen Gewässer färben!“ Er breitete die Arme schwelgerisch aus und ließ sie dann verzweifelt fallen. „Aber sie duldeten mich nicht. Sie mochten mich nicht wegen meiner Hautfarbe. Immer ist es mir so gegangen. Immer!“ Tränen standen in seinen jungen Augen, in tiefer Scham wandte er sich ab.

Vor Staunen vergaß Lenina, daß sie des Somas beraubt war. Sie nahm die Hände vom Gesicht und sah zum erstenmal den Fremden an. „Wollen Sie allen Ernstes sagen, daß Sie mit der Peitsche geschlagen werden wollten?“

Noch immer abgewandt, nickte der junge Mann bejahend. „Zum Wohle des Pueblo, damit der Regen fällt und der Mais wächst. Und zu Ehren

Pukongs und Jesu. Und damit man sieht, daß ich Schmerz ertragen kann, ohne zu schreien. Jawohl," seine Stimme tönte auf einmal voller, er wandte sich mit stolzem Straffen der Schultern um, das Kinn herausfordernd gehoben, „damit man sieht, daß ich ein Mann bin . . . oh!" Er sperrte den Mund auf und verstummte. Zum erstenmal in seinem Leben erblickte er ein Mädchen, dessen Wangen nicht die Farbe von Schokolade oder Hundeleder hatten, dessen Haar rotblond und dauergewellt war und das ihn – niegekanntes Wunder! – mit wohlwollender Teilnahme betrachtete.

Lenina lächelte ihn an. Ein äußerst netter Junge, dachte sie, und wirklich schön gebaut. Dem jungen Mann schoß das Blut ins Gesicht, er schlug die Augen nieder, hob für eine Sekunde wieder den Blick, und da sie ihn noch immer anlächelte, war er so überwältigt, daß er sich abwenden mußte und tat, als betrachtete er angestrengt irgend etwas auf der andern Seite des Platzes.

Sigmunds Fragen boten Ablenkung. Wer, wieso, wann, woher? Den Blick auf Sigmund geheftet, weil er sich so sehr nach Leninas Lächeln sehnte, daß er sie nicht anzusehn wagte, versuchte der junge Mann, seine Herkunft zu erklären. Er und Linda, seine Mutter, – Lenina sah peinlich berührt drein – waren Fremde in der Reservation. Linda stammte aus dem Jenseits, sie war viele Jahre vor seiner Geburt mit einem Mann hierhergekommen, der sein Vater war.

Sigmund spitzte die Ohren.
Sie hatte allein einen Spaziergang in den Bergen dort oben im Norden unternommen, war eine steile Stelle hinabgestürzt und hatte sich am Kopfe verletzt.
„Weiter, weiter!“ drängte Sigmund erregt.
Jäger aus Malpais hatten sie gefunden und in den Pueblo gebracht. Den Mann, der sein Vater war, hatte Linda niemals wiedergesehn. Er hieß Tomakin.
Es stimmte! Thomas war der Vorname des Normdirektors.
Er war wohl ohne sie ins Jenseits zurückgeflogen, der böse, herzlose Mann. „Und so kam ich in Malpais zur Welt“, schloß er. „In Malpais“, und schüttelte den Kopf.

Diese schmutzstarrende Hütte am Rande des Pueblo!
Eine Zone von Staub und Abfällen trennte sie vom Dorfe. Zwei ausgehungerte Hunde schnüffelten schamlos im Unrat vor der Schwelle. Als die Drei eintraten, stank ihnen fliegendurchsummtes Dämmerlicht entgegen.
„Linda!“ rief der Jüngling.
„Komme schon“, erwiderte von drinnen eine sehr rauhe Frauenstimme.
Sie warteten. Auf der Erde standen in Näpfen die Überreste einer Mahlzeit, vielleicht mehrerer Mahlzeiten.

Die Tür ging auf. Eine äußerst dicke, blonde Squaw trat über die Schwelle und blieb beim Anblick der Fremden mit offenem Munde staunend stehn, ihren Augen nicht trauend. Lenina bemerkte angeekelt, daß ihr zwei Vorderzähne fehlten. Und die Farbe der übrig gebliebenen Zähne ... Sie schauderte. Das war noch ärger als der alte Mann. So dick, und die Falten in ihrem Gesicht, die Schwammigkeit, die Runzeln! Und die sackenden Wangen mit den dunkelroten Flecken, die roten Äderchen in ihrer Nase, die blutunterlaufenen Augen! Und der Hals, ach, der Hals! Die zerrissene, schmutzige Decke, die sie über dem Kopfe trug! Und unter diesem braunen, kartoffelsackartigen Überwurf die riesigen Brüste, der vorspringende Bauch, die Hüften! O tausendmal ärger als der alte Mann!

Plötzlich brach die Person in eine Flut von Worten aus, eilte Lenina mit ausgestreckten Armen entgegen und – allmächtiger Ford! es war zum Kotzen, gleich wird Lenina übel werden! – preßte sie an den Vorsprung, an den Busen, und begann sie abzuküssen. Ford! Sie küßte geifernd und roch so grauenhaft, nahm augenscheinlich nie ein Bad und duftete nach dem Zeug, das man in Delta- und Epsilon-Flaschen tat, – nein, das Gerücht über Sigmund war eine Lüge – stank buchstäblich nach Alkohol. Lenina machte sich so rasch als möglich los.

Ein verheultes, entstelltes Gesicht starrte ihr entgegen. Die Person weinte.

„O meine Liebe, meine Liebe!“ Die Worte sprudelten unter Schluchzen hervor. „Wenn Sie wüßten, wie froh – nach so vielen Jahren! Endlich ein zivilisiertes Gesicht. Und zivilisierte Kleider. Ich dachte schon, daß ich nie wieder im Leben ein Stück echte Azetatseide sehen werde!“ Sie befühlte Leninas Hemdärmel. Ihre Fingernägel waren kohlschwarz. „Und diese köstlichen Viskosesamthosen! Wissen Sie, meine Liebe, ich habe noch meine alten Kleider, in denen ich hierherkam, in einer Truhe aufbewahrt. Später werde ich sie Ihnen zeigen. Natürlich ist das Azetat schon voller Löcher. Und einen reizenden weißen Patronengürtel – aber der Ihre aus grünem Saffian ist selbstverständlich viel hübscher. Mir hat der Gürtel nicht viel genützt, mir nicht!“ Ihre Tränen strömten von neuem. „Josef wird Ihnen ja schon alles erzählt haben. Was ich leiden mußte – und kein Gramm Soma weit und breit. Nur dann und wann ein Schluck Mescal, wenn Popé welches brachte. Popé war einer meiner Freunde. Aber man fühlt sich gar nicht wohl danach, nach Mescal meine ich, und vom Peyotl wird einem übel. Und dieses schreckliche Schamgefühl am nächsten Tage wird nur noch ärger davon. Ich schämte mich ja so! Bedenken Sie nur: ich, eine Beta, hatte ein Kind. Versetzen Sie sich in meine Lage!“ (Die bloße Andeutung ließ Lenina schaudern.) „Obgleich ich schwören kann, daß es nicht meine Schuld war. Ich weiß ja noch immer nicht, wie es kam, ich habe

doch den ganzen Malthusdrill mitgemacht, – Sie wissen doch, wo eins, zwei, drei, vier gezählt wird, – den ganzen Lehrgang, ich schwöre es. Trotzdem ist das Malheur geschehn, und hier gibt's selbstverständlich keine Abtreibestelle oder dergleichen. Übrigens, ist sie noch immer in Monbijou?" fragte sie. Lenina nickte. „Und noch immer jeden Dienstag und Freitag lichtüberflutet?" Lenina nickte abermals. „Der schöne rosa Glasturm!" Die arme Linda hob das Gesicht und betrachtete mit geschlossenen Augen verzückt das leuchtende Bild in ihrer Erinnerung. „Und der nächtliche Fluß!" flüsterte sie. Große Tränen quollen langsam zwischen den dichtgeschlossenen Lidern hervor. „Und abends der Heimflug vom Kasinoklub. Dann ein heißes Bad und Vibrovakuummassage . . . Aber hier!" Sie atmete tief, schüttelte den Kopf, öffnete die Augen, schnupfte ein paarmal durch die Nase und schneuzte sich mit den Fingern, die sie am Kleidsaum abwischte. „Oh, entschuldigen Sie vielmals!" sagte sie auf Leninas unwillkürliche Grimasse des Ekels. „Es gehört sich nicht. Entschuldigen Sie! Aber was soll man tun, wenn es keine Taschentücher gibt? Ich weiß noch genau, wie ich außer mir geriet über den vielen Schmutz, und weil nichts aseptisch war. Als man mich hierherbrachte, hatte ich eine gräßliche Kopfwunde. Sie ahnen nicht, was man mir darauflegte. Dung, jawohl, Dung! ‚Je zivilisierter, desto sterilisierter', sagte ich ihnen immer wieder. Und ‚Hopp, hopp, hopp! Bazillchen lauf

Galopp! Hier bei uns gedeihst du nimmer, marsch, ins Klo und Badezimmer!' wie zu kleinen Kindern. Natürlich verstanden sie kein Wort. Wie sollten sie auch? Und endlich muß ich mich wohl daran gewöhnt haben. Wie soll man denn auch seine Sachen reinhalten, wenn kein Heißwasser eingeleitet ist? Sehn Sie sich diese Kleider an! Solch elendes Wollzeug ist nun einmal kein Azetat. Es hält und hält. Und man soll es ausbessern, wenn es zerrissen ist! Aber ich bin eine Beta und habe nur im Befruchtungsraum gearbeitet, und niemand hat mir jemals so was beigebracht. Es gehörte nicht zu meinen Aufgaben. Und es galt auch immer für ungehörig, Kleider zu wenden. Wegwerfen, wenn sie schäbig werden, und neue kaufen! ‚Je mehr Nähte, desto mehr Nöte.' Das stimmt doch? Wenden ist unsozial. Hier dagegen ist alles ganz anders. Als lebte man in einem Narrenhaus. Alles, was sie treiben, ist verrückt."

Sie blickte sich um und sah, daß Josef und Sigmund sie verlassen hatten und draußen im Staub und Unrat vor der Hütte auf und ab gingen. Trotzdem dämpfte sie vertraulich die Stimme und neigte sich so nahe zu Lenina, die sich zurückschreckend steif hielt, daß ihr nach Embryogift riechender Atem Schläfe und Wange der andern streifte. „Nehmen Sie, zum Beispiel," flüsterte sie heiser, „die Art und Weise, wie es hier zwischen Männern und Frauen gehalten wird! Verrückt, sage ich Ihnen, einfach verrückt. Jeder ist seines Nächsten Eigen-

tum, nicht wahr, nicht wahr?“ fragte sie dringlich und zog Lenina am Ärmel. Lenina nickte mit abgewandtem Kopf, stieß den angehaltenen Atem aus und vermochte, einen neuen, verhältnismäßig unvergifteten Atemzug zu tun. „Also hierzulande“, fuhr Linda fort, „ist man der Ansicht, daß jeder nur einem einzigen Menschen gehört. Und wenn man sich mit mehreren einläßt wie bei uns daheim, wird man für lasterhaft und unsozial gehalten, gehaßt und verachtet. Einmal kam ein Rudel Weiber zu mir und schlug Skandal, weil ihre Männer mich besuchten. Warum auch nicht? Und dann stürzten sie sich auf mich . . . Nein, das war zu gräßlich, das kann ich Ihnen gar nicht erzählen.“ Linda verbarg schaudernd das Gesicht in den Händen. „Sie sind solche Furien, die Weiber hier. Wahnsinnige, grausame Wahnsinnige. Von Malthusdrill und Embryoflaschen und Entkorkung oder dergleichen haben sie natürlich keine Ahnung. Daher kriegen sie fortwährend Kinder, wie Hündinnen. Es ist zum Kotzen. Und wenn man bedenkt, daß auch ich . . . O Ford, o Ford! Und dennoch war Josef ein großer Trost für mich. Ich weiß nicht, was ich ohne ihn begonnen hätte. Er geriet zwar jedesmal außer sich, wenn ein Mann mich . . . Schon als ganz kleiner Junge. Einmal, da war er aber schon älter, versuchte er, den armen Waihusiwa umzubringen, – oder war es Popé? – Nur weil er manchmal bei mir lag. Ich konnte ihm einfach nicht klarmachen, daß sich das für zivilisierte Leute so gehört. Wahnsinn

scheint ansteckend zu sein, Josef scheint ihn von den Indianern erwischt zu haben. Denn er war natürlich viel mit ihnen beisammen, obwohl sie immer so gemein gegen ihn waren und ihn nichts tun ließen, was die andern Jungen tun durften. In gewissem Sinne war das ja ganz gut, weil ich ihn dadurch wenigstens ein wenig aufnormen konnte. Sie machen sich gar keinen Begriff, wie schwer das war! Man weiß doch über so viele Dinge nicht Bescheid; es gehörte eben nicht zu meinen Aufgaben, sie zu wissen. Wenn zum Beispiel ein Kind fragt, wie Helikopter fliegen, oder, wer die Welt erschuf, – was soll man da antworten, wenn man eine Beta aus dem Befruchtungsraum ist? Ja, was soll man da antworten?"

ACHTES KAPITEL

Sigmund und Josef gingen langsam vor der Tür auf und ab, mitten unter Schmutz und Unrat, in dem jetzt vier Hunde wühlten.

„Es fällt mir nicht leicht, mir das zu vergegenwärtigen," sagte Sigmund, „es mir zu rekonstruieren. Als lebten wir zwei auf verschiedenen Planeten, in verschiedenen Jahrhunderten. Eine Mutter, der viele Schmutz, Götter, hohes Alter, Krankheiten . . ." Er schüttelte den Kopf. „Es ist nahezu unvorstellbar. Ich kann es nicht begreifen, wenn Sie es mir nicht erklären."

„Was erklären?"

„Dies!" Er deutete auf den Pueblo. „Und dies!" Er wies auf die Hütte am Rande des Dorfes. „Alles! Ihr ganzes Leben!"

„Ja, wie soll ich das erklären?"

„Von Anfang an. Soweit Sie sich erinnern können."

„Soweit ich mich erinnern kann?" Josef runzelte die Stirn. Langes Schweigen.

Es war glühend heiß. Sie hatten eine Menge Tortillas und Mais gegessen. Linda sagte: „Komm schlafen, Bübchen!" und sie legten sich in das große Bett. „Sing mir was vor!" Und Linda sang: „Hopp, hopp, hopp, Bazillchen", und „Guten Abend, gut' Nacht, morgen wird dein Fläschchen aufgemacht." Ihre Stimme wurde leiser und leiser . . .

Ein großer Lärm weckte ihn plötzlich aus dem

Schlaf. Neben dem Bett stand ein schrecklicher Riese, der etwas zu Linda sagte. Sie lachte, die Decke bis ans Kinn gezogen, aber der Mann zerrte sie wieder weg. Sein Haar glich zwei schwarzen Stricken, um den Arm trug er ein hübsches Silberarmband mit blauen Steinen. Ihm gefiel das Armband, aber er fürchtete sich trotzdem und verbarg das Gesicht an Lindas Körper. Linda legte die Hand auf ihn, da fühlte er sich geborgener. In der andern Sprache, die er nicht so gut verstand, sagte Linda zu dem Mann: „Nicht, wenn der Kleine hier liegt.“ Der Mann sah ihn, dann wieder Linda an und sagte leise einige Worte. „Nein“, erwiderte sie. Aber der Mann beugte sich über das Bett zu ihm, sein Gesicht war groß und fürchterlich, die schwarzen Haarseile berührten die Decke. „Nein“, wiederholte Linda, und er fühlte, wie sie ihn fester an sich drückte. „Nein, nein!“ Aber der Mann ergriff ihn am Arm; es tat weh. Er brüllte. Der Mann streckte die andre Hand aus und hob ihn hoch. Linda hielt ihn noch immer fest und sagte abermals: „Nein, nein!“ Der Mann rief zornig ein paar Worte, und plötzlich ließen ihre Hände ihn los. „Linda, Linda!“ Er stieß und wand sich, aber der Mann trug ihn zur Tür, öffnete und setzte ihn im anderen Raum mitten auf die Erde nieder, dann ging er wieder fort und schloß die Tür hinter sich. Er stand auf und lief zur Tür. Auf den Zehenspitzen stehend, reichte er gerade bis zu dem großen hölzernen Riegel. Er hob ihn und drückte gegen die Tür, aber sie

ging nicht auf. „Linda!“ schrie er. Sie gab keine Antwort.

Er erinnerte sich an einen großen, ziemlich dunklen Raum mit mächtigen hölzernen Geräten, an denen Schnüre befestigt waren; eine Schar Frauen stand vor ihnen und webte Decken, wie Linda sagte. Er solle sich in den Winkel zu den andern Kindern setzen, während sie den Frauen half. Lange Zeit spielte er mit den kleinen Jungen. Plötzlich erhob sich lautes Geschrei, die Frauen jagten Linda weg, und Linda weinte. Sie ging zur Tür, er lief ihr nach und fragte, warum sie so zornig seien. „Ich habe etwas zerbrochen“, sagte sie. Dann wurde auch sie zornig: „Woher soll ich denn ihre dumme Webarbeit verstehen! Eklige Wilde.“ Er fragte, was Wilde seien. Zu Hause erwartete sie Popé an der Tür und ging mit ihnen hinein. Er hatte eine große Kürbisflasche, gefüllt mit etwas, das Wasser glich, aber es war kein Wasser, sondern etwas Übelriechendes, das im Schlunde brannte und zum Husten reizte. Linda trank davon, dann Popé, und Linda lachte unmäßig und sprach sehr laut; und dann ging sie mit Popé in die andre Kammer. Als Popé gegangen war, schlich er sich hinein. Linda lag im Bett und schlief so fest, daß er sie nicht erwecken konnte.

Popé kam häufig. Das Zeug in der Flasche nannte er Mescal, aber Linda sagte, es sollte Soma heißen, nur mit dem Unterschied, daß einem nachher übel

davon werde. Er haßte Popé. Er haßte alle, alle Männer, die zu Linda kamen. Eines Nachmittags, – es war kalt gewesen, erinnerte er sich, und Schnee hatte auf den Bergen gelegen, – kehrte er vom Spiel mit den andern Kindern heim und hörte zornige Stimmen aus dem Schlafraum. Es waren Frauenstimmen, und er verstand die Worte nicht, aber er erkannte, daß es furchtbare Worte waren. Und plötzlich ein Krach! Etwas war zu Boden gefallen; er hörte hastige Bewegungen, noch ein Krachen und dann ein Geräusch, als schlüge man ein Maultier, aber nicht so knochig. Und dann schrie Linda: „Aufhören! Nicht, oh, nicht!“ Er stürzte hinein. Drei Weiber in dunklen Decken waren im Zimmer. Linda lag im Bett. Die eine Frau hielt sie an den Handgelenken, die zweite lag quer über ihren Beinen, damit sie nicht stoßen könne, die dritte schlug sie mit einer Peitsche. Einmal, zweimal, dreimal; und bei jedem Schlag schrie Linda auf. Weinend zog er die dritte an den Fransen ihres Umhangs. „Bitte nicht, bitte!“ Mit der freien Hand hielt sie ihn sich vom Leib. Wieder fiel die Peitsche nieder, und Linda schrie. Er erwischte die riesige braune Tatze der Frau und biß aus Leibeskräften hinein. Sie schrie auf, riß die Hand los und gab ihm einen Stoß, daß er hinfiel. Während er auf der Erde lag, schlug sie ihn dreimal mit der Peitsche. Es schmerzte mehr als alles, was er in seinem Leben je gespürt hatte, – schmerzte wie Feuer. Die Peitsche pfiff nochmals, sauste nieder. Aber diesmal schrie Linda.

„Warum wollten sie dir wehtun, Linda?“ fragte er abends. Er weinte, weil die roten Peitschenspuren auf seinem Rücken noch immer so schrecklich brannten, aber auch, weil die Menschen so roh und gemein waren und er so klein, daß er nichts gegen sie vermochte. Auch Linda weinte, obgleich sie erwachsen war, aber sie war doch nicht groß genug, gegen drei aufzukommen. Es war auch gegen sie eine Gemeinheit. „Warum wollten sie dir wehtun, Linda?“

„Ich weiß nicht. Wie soll ich das wissen?“ Ihre Worte waren schwer verständlich, weil sie auf dem Bauche lag, das Gesicht in die Kissen vergraben. „Die Weiber sagen, diese Männer gehören ihnen“, fuhr sie fort, als spräche sie nicht mit ihm, sondern mit jemand in ihrem Innern. Es war ein langes Gespräch, und er verstand es nicht; zuletzt begann sie noch lauter zu weinen.

„Oh, wein doch nicht, Linda! Nicht weinen!“

Er schmiegte sich an sie, legte die Arme um ihren Hals. „Au!“ schrie Linda. „Gib doch acht! Meine Schulter! Au!“ Sie stieß ihn so heftig von sich, daß er mit dem Kopf gegen die Mauer schlug. „Du kleiner Tölpel!“ rief sie, und plötzlich begann sie ihn zu schlagen. Klatsch, klatsch . . .

„Linda!“ schrie er auf. „Nicht, Mutter!“

„Ich bin nicht deine Mutter, will nicht deine Mutter sein.“

„Aber Linda . . . au!“ Sie schlug ihn auf die Wange. „Eine Wilde geworden!“ brüllte sie. „Junge kriegen

wie ein Vieh ... Wenn du nicht gewesen wärst, hätte ich zum Aufseher gehn und vielleicht wieder heimkehren können. Aber nicht mit einem Kind. Die Schande wäre zu groß gewesen."
Er sah ihr an, daß sie ihn wieder schlagen wollte, und hob den Arm schützend vors Gesicht. „Nicht schlagen, Linda, bitte nicht!"
„Kleines Biest!" Sie riß seinen Arm nieder, daß sein Gesicht ungeschützt war.
„Nicht, Linda!" Er schloß die Augen in Erwartung des Schlages.
Aber sie tat ihm nichts. Nach einer Weile öffnete er die Augen und gewahrte, daß sie ihn ansah. Er versuchte, sie anzulächeln. Und auf einmal schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn wieder und wieder.

Mitunter stand Linda tagelang nicht auf, lag im Bett und war traurig. Oder sie trank das Zeug, das Popé brachte, lachte unmäßig und schlief ein. Manchmal war sie krank. Oft vergaß sie, ihn zu waschen, und es gab nichts zu essen als kalte Tortillas. Deutlich erinnerte er sich ihres fassungslosen Geschreis, als sie zum erstenmal die kleinen Tierchen in seinem Haar entdeckte.

Die glücklichsten Stunden waren es, wenn sie vom Jenseits erzählte. „Kann man dort wirklich fliegen, sooft man will?"
„Sooft man will." Sie erzählte ihm von der wunderschönen Musik, die aus einem Kasten herauskam, den

hübschen Spielen und den köstlichen Dingen, die es zu essen und zu trinken gab, dem Licht, das erstrahlte, wenn man auf einen kleinen Knopf in der Wand drückte, den Bildern, die man nicht nur sehen, sondern auch hören und spüren konnte, und einem andern Kasten, der wunderbare Düfte machte; von den berghohen Häusern in Rosa, Grün, Blau und Silber, und von den allezeit glücklichen Menschen, die niemals traurig oder zornig waren. Sie erzählte ihm, daß jeder seines Nächsten Eigentum sei, beschrieb die Dinger, mit denen man sehen und hören konnte, was am andern Ende der Welt vorging, und die Kindlein in den hübschen, sauberen Flaschen, alles so rein, kein Gestank, kein Schmutz, keine Einsamkeit unter den Menschen, die alle miteinander lebten und froh und glücklich waren wie das Volk hier in Malpais bei den Sommertänzen, nur viel glücklicher, ein Glück, das alle Tage anhielt, alle Tage ...

Stundenlang lauschte er. Manchmal, wenn er und die andern Kinder vom Spiel müde waren, erzählte ihnen einer der Greise in seiner Sprache vom Großen Neuschöpfer der Welt und von dem langen Kampf zwischen der Rechten und der Linken Hand, zwischen Naß und Trocken; von Awonawilona, dessen Nachtgedanken einen großen Nebel zeugten und der dann die ganze Welt aus diesem Nebel schuf; von Mutter Erde und Vater Himmel; von Ahaiyuta und Marsailema, den Zwillingsbrüdern des Krieges und des Zufalls; von Jesus und Pukong;

von Maria und Etsanatlehi, der ewig sich Verjüngenden; vom Schwarzen Stein von Laguna und dem Großen Adler und Unserer lieben Frau von Acoma. Seltsame Geschichten, um so wunderlicher, weil sie in der andern Sprache erzählt und von ihm daher nicht ganz verstanden wurden. Daheim im Bette dachte er an den Himmel und an Berlin und Unsere liebe Frau von Acoma und die unzählbaren Reihen von Kindlein in sauberen Flaschen und an Jesu Flug in den Himmel und an Lindas Flug in den Himmel und an den großen Welt-Normdirektor und Awonawilona.

Viele Männer besuchten Linda. Die Knaben begannen, mit den Fingern auf ihn zu zeigen. In ihrer fremden Sprache schrieen sie, daß Linda schlecht sei, gaben ihr Namen, die er nicht verstand, aber er wußte, daß es Schimpfnamen waren. Eines Tages sangen sie ein Lied auf sie, sangen es immer wieder. Er warf Steine nach ihnen. Sie warfen zurück; ein spitzer Stein traf ihn an der Wange. Das Blut wollte nicht aufhören zu fließen; er war von oben bis unten besudelt.

Linda lehrte ihn lesen. Mit einem Stück Holzkohle zeichnete sie Bilder an die Wand: ein Tier, das sich niedersetzt, ein Kind in der Flasche. Darunter schrieb sie Buchstaben: ‚Die Katze liegt auf der Tasche. Das Kind liegt in der Flasche.‘ Er lernte rasch und leicht. Als er alle Wörter an der Wand lesen konnte, öffnete Linda ihre große Holztruhe

und zog unter den komischen roten Hosen, die sie niemals trug, ein dünnes Büchlein hervor. Er hatte es schon oft gesehn. „Wenn du größer bist, darfst du es lesen“, hatte sie gesagt. Jetzt war er groß genug. Er war sehr stolz. „Leider wirst du es nicht sehr spannend finden,“ bemerkte sie, „aber ich habe nichts andres.“ Sie seufzte. „Wenn du die schönen Lesemaschinen bei uns in Berlin sehen könntest!“ Er begann zu lesen. ‚Leitfaden der chemischen und bakteriologischen Aufnormung des Embryos. Praktische Winke für Beta-Embryodepotangestellte.‘ Eine Viertelstunde brauchte er allein zur Entzifferung des Titels. Er warf das Buch zu Boden. „Das böse, böse Buch!“ rief er und brach in Tränen aus.

Die Knaben sangen auch weiterhin ihr schreckliches Spottlied gegen Linda. Manchmal verlachten sie auch ihn wegen seiner Lumpen. Linda verstand sich nicht darauf, die Löcher, die er in seine Kleider riß, zu flicken. Im Jenseits, belehrte sie ihn, warf man zerrissene Kleider weg und kaufte neue. „Lumpenbankert, Lumpenbankert!“ höhnten ihn die Jungen. „Dafür kann ich lesen,“ tröstete er sich, „und sie wissen nicht einmal, was Lesen heißt.“ Wenn er angestrengt ans Lesen dachte, fiel es ihm ganz leicht, so zu tun, als machte er sich nichts aus ihrem Spott. Er verlangte wieder von Linda das kleine Buch.

Je mehr die Jungen auf ihn wiesen und höhnten,

desto emsiger las er. Bald konnte er sogar die längsten Wörter ganz gut entziffern. Aber, was bedeuteten sie? Er fragte Linda, doch selbst, wenn sie sie ihm erklären konnte, wurde ihm der Sinn nicht sehr klar. Meist konnte sie sie überhaupt nicht erklären.

„Was sind Chemikalien?“ fragte er etwa.

„Ach, Magnesiumsalze und so Sachen, Alkohol, damit Deltas und Epsilons klein und unentwickelt bleiben, Kalziumkarbonat für die Knochen und alles solche Zeug.“

„Und wie macht man Chemikalien, Linda? Woher kommen sie?“

„Ja, das weiß ich nicht. Aus Flaschen jedenfalls. Und wenn die Flaschen leer sind, schickt man ins Chemikalienhaus um neue. Ich glaube, die Leute dort erzeugen sie, oder sie lassen sie aus der Fabrik kommen. Ich weiß es nicht, mit Chemie habe ich mich nie befaßt. Ich war bei den Embryos beschäftigt.“

So ging es mit allen andern Fragen. Nie schien Linda eine Antwort zu wissen. Die Greise des Pueblo wußten viel bestimmtere Antworten.

„Das Samenkorn der Menschen und alles Lebenden, das Samenkorn der Sonne und das Samenkorn der Erde und das Samenkorn des Himmels hat Awonawilona aus dem Nebel des Werdens erschaffen. Vierfach ist der Schoß der Welt, und in den untersten Schoß legte er die Samenkörner. Und da begannen sie langsam zu wachsen . . .“

Eines Tages, nach Josefs Berechnungen mußte es bald nach seinem zwölften Geburtstag gewesen sein, fand er beim Heimkommen auf dem Boden des Schlafraums ein Buch, das er nie zuvor gesehn hatte. Es war ein dickes Buch und sah sehr alt aus. Mäuse hatten den Einband angefressen, und einige Seiten waren lose und verknittert. Er hob es auf und las den Titel: ‚William Shakespeares sämtliche Werke' hieß es.

Linda lag im Bett und schlürfte aus einer Schale das greuliche, stinkende Mescal. „Popé hat es gebracht", sagte sie. Ihre Stimme war belegt und rauh und klang fremd. „Es lag in einer Kiste im Antilopenkiva. Dort soll es schon Jahrhunderte gelegen haben. Das wird wohl stimmen, denn ich habe es mir angesehn, und es scheint mir lauter Unsinn. Unzivilisiert! Aber gut genug für deine Leseübungen." Sie nahm noch einen Schluck, stellte die Schale neben das Bett zu Boden, drehte sich auf die andre Seite, rülpste ein paarmal und schlief ein.

Er öffnete das Buch aufs Geratewohl:

> . . . zu leben
> Im Schoß und Brodem eines eklen Bettes,
> Gebrüht in Fäulnis, buhlend und sich paarend
> Über dem garst'gen Nest . . .

Die seltsamen Worte rollten durch sein Hirn, polternd wie gesprochener Donner; wie die Trommeln bei den Sommertänzen, wenn sie hätten reden können; wie die Männer beim Maisgesang; schön, ach,

so schön, daß man weinen mußte; wie Mitsima, der Greis, wenn er seine Zaubersprüche über die Federn, geschnitzten Stöcke, Knochen und Steine sagte, – *kiathla tsilu silokwe silokwe silokwe. Kiai silu silu, tsithl* – nur viel eindrucksvoller als Mitsimas Zaubersprüche, weil sie mehr bedeuteten, sich an ihn selbst richteten; wunderbare, nur halb verständliche Worte, ein schrecklich schöner Zauberspruch über Linda, die schnarchend dalag, die leere Schale neben dem Bett auf der Erde, ein Zauberspruch über Linda und Popé ... Linda und Popé ...

Er haßte Popé immer tiefer. Daß einer lächeln kann und doch ein Schurke sein! Fühlloser, falscher, geiler, schnöder Bube! Was hieß das eigentlich? Er begriff es nur halb. Aber die Zauberkraft der Worte war groß und polterte weiter durch sein Gehirn. Fast schien es, als hätte er Popé nie zuvor wahrhaft gehaßt, weil ihm die Worte gefehlt hatten, um auszusprechen, wie sehr er ihn haßte. Aber nun gebot er über diese Worte, die Trommeln, Gesang und Zaubersprüchen glichen. Diese Worte und die über alle Maßen seltsame Geschichte, der sie entnommen waren, – er konnte sie sich freilich nicht zusammenreimen, aber sie war dennoch wundervoll, ganz wundervoll, – gaben ihm Grund zum Haß gegen Popé, gaben seinem Haß wahres Leben, sie gaben sogar Popé selbst wahreres Leben.

Eines Tages kehrte er vom Spiel heim und erblickte durch die offenstehende Tür die beiden schlafend im Bett – Linda, die Weiße, und neben ihr Popé,

fast schwarz, einen Arm unter ihren Schultern, die andre dunkle Hand auf ihrer Brust, einen seiner langen Zöpfe über ihren Hals gelegt, gleich einer schwarzen würgenden Schlange. Popés Kürbisflasche und eine Schale standen neben dem Bett. Linda schnarchte.

Sein Herz schien verschwunden zu sein und nichts als ein Loch an seiner Stelle gelassen zu haben. Er fühlte sich leer. Leer, kalt, sterbensübel und schwindlig. Halt suchend lehnte er sich an die Mauer. Fühlloser, falscher, geiler ... Wie Trommeln, wie der Bittgesang um den Mais, wie Zaubersprüche kehrten die Worte in seinem Kopfe immer wieder. Sein Frösteln verwandelte sich plötzlich in Gluthitze. Seine Wangen brannten von aufwallendem Blut, das Zimmer verschwamm und verdunkelte sich vor seinen Blicken. Er knirschte mit den Zähnen. „Ich schlag ihn tot, tot, tot", murmelte er. Und plötzlich kamen neue Worte:

„Wenn er berauscht ist, schlafend, in der Wut,
In seines Betts blutschänderischen Freuden ..."

Der Zauber stand ihm bei, offenbarte und befahl. Er trat wieder in den vorderen Raum. „Wenn er berauscht ist, schlafend ..." Das Fleischmesser lag neben dem Herd auf dem Boden; er hob es auf und schlich wieder zur Tür. „Wenn er berauscht ist, schlafend, berauscht ... schlafend ..." Er stürzte ins andre Zimmer und stach zu – oh, das Blut! – stach nochmals zu, als Popé sich aus dem Schlafe wälzte, und hob die Hand zum dritten Stoß, als

sein Gelenk gepackt, festgehalten und – au, au! – herumgedreht wurde. Er konnte sich nicht rühren, er war in der Falle, und Popés kleine schwarze Augen starrten ganz dicht in die seinen. Er wandte das Gesicht ab. Auf Popés linker Schulter waren zwei Stiche. „Oh, sieh nur das Blut!“ rief Linda. „Das viele Blut!“ Sie hatte den Anblick von Blut nie ertragen können. Popé hob die andre Hand. Wohl um ihn zu schlagen, dachte er und straffte sich gegen den kommenden Hieb. Aber die Hand fuhr ihm nur unter das Kinn und drehte sein Gesicht so, daß er wieder in Popés Augen sehen mußte – stundenlang. Und plötzlich – er konnte sich nicht helfen – mußte er weinen. Popé begann zu lachen. „Geh,“ sagte er, „geh, mein tapfrer Kriegsgott!“ Er lief in die andre Kammer, um seine Tränen zu verbergen.

„Du bist nun Fünfzehn,“ sagte der alte Mitsima auf indianisch, „ich will dich jetzt lehren, den Lehm zu formen.“

Am Flußufer kauernd, arbeiteten sie miteinander.

„Zum Anfang“, sagte Mitsima und nahm einen befeuchteten Lehmklumpen zwischen seine Hände, „machen wir einen kleinen Mond.“ Er knetete den Klumpen zur Scheibe und bog dann ihre Ränder auf, daß sie zur flachen Schale wurde.

Langsam und unbeholfen ahmte er die gewandten Bewegungen des Greises nach.

„Ein Mond, eine Schale und nun eine Schlange.“ Mitsima walzte einen andern Lehmklumpen zu

einem langen biegsamen Wulst, bog ihn zum Kreis und drückte ihn auf den Rand der Schale. „Nun noch eine Schlange, eine dritte und eine vierte.“ Kreis auf Kreis, formte Mitsima die Wände des Kruges, unten schmal, dann gebaucht, dann wieder, gegen den Hals zu, verengt. Er knetete und glättete, strich und kratzte, und zuletzt stand der Krug da, geformt wie die herkömmlichen Wassergefäße von Malpais, aber nicht schwarz, sondern milchweiß und noch weich unter den Händen. Sein eigenes Werk stand daneben, ein verbogenes Zerrbild von Mitsimas Krug. Beim Vergleich der beiden Krüge mußte er lachen.

„Der nächste wird schon besser werden“, sagte er und befeuchtete einen neuen Lehmklumpen.

Bilden und Formen, die Finger an Kraft und Gewandtheit zunehmen zu fühlen, gewährte ihm ungemeines Vergnügen. „A, B, C, Vitamin D,“ sang er bei der Arbeit, „das Fett ist in der Leber, der Dorsch ist in der See.“ Auch Mitsima sang; es war ein Lied vom Bärentöten. Sie arbeiteten den ganzen Tag, und während all der Zeit war er in tiefe Seligkeit versunken.

„Im nächsten Winter“, sagte Mitsima, der Alte, „werde ich dich lehren, einen Bogen zu machen.“

Lange Zeit stand er vor dem Haus; endlich waren die Zeremonieen zu Ende. Die Tür ging auf, sie kamen heraus. Zuerst Kothlu, die ausgestreckte Rechte fest geschlossen, als hielte er darin ein kost-

bares Juwel. Dann kam Kiakimé, gleichfalls mit ausgestreckter, geschlossener Hand. Schweigend schritten sie dahin, – die Schwestern und Brüder und Vettern und das ganze Rudel der Alten folgte ihnen schweigend.

Sie verließen den Pueblo und zogen über die Mesa. Am Rande des Abgrundes blieben sie stehn, die Gesichter der frühen Morgensonne zugewandt. Kothlu öffnete die Hand. Eine Prise Maismehl lag auf seiner Handfläche; er hauchte darauf, murmelte ein paar Worte und warf dann die Handvoll gelblichen Staubes gegen die Sonne. Kiakimé tat desgleichen. Dann trat Kiakimés Vater vor, hielt einen gefiederten Gebetstock in die Höhe, betete lange und warf dann den Stock dem Maismehl nach.

„Nun ist's zu Ende", sagte laut der alte Mitsima. „Jetzt sind sie Mann und Frau."

„Na," bemerkte Linda, als sie heimkehrten, „ich kann nur sagen, die machen aber ein großes Aufsehn wegen solcher Kleinigkeiten. Wenn in zivilisierten Ländern ein Junge ein Mädel haben will, braucht er nur . . . Ja, wohin läufst du denn, Josef?"

Er achtete nicht auf ihre Rufe und stürmte weg, weit weg, irgendwohin, um allein zu sein.

Es war zu Ende. Die Worte des alten Mitsima gingen ihm immer wieder durch den Sinn. Zu Ende, zu Ende . . . Stumm und aus der Ferne, aber leidenschaftlich, hoffnungslos, verzweifelt, hatte er Kiakimé geliebt. Und nun war alles zu Ende!

Er war damals sechzehn.

Zur Vollmondzeit wurden im Antilopenkiva Geheimnisse erzählt, Geheimes wurde getan, neue Geheimnisse entstanden. Als Knaben stiegen sie ins Tal und kamen als Männer zurück. Alle Knaben hatten Angst davor und sehnten sich doch ungeduldig danach. Endlich nahte der Tag. Die Sonne sank, der Mond stieg auf. Er ging mit den andern. Männer standen am Eingang, dunkle Gestalten. Eine Leiter führte in die rotbeleuchtete Tiefe hinab. Die Anführer der Knabenschar begannen schon hinunterzuklettern. Plötzlich trat einer der Männer vor, faßte ihn am Arm und zerrte ihn aus der Reihe. Er wand sich los und stürzte auf seinen Platz unter den andern zurück. Da schlug ihn der Mann und riß ihn an den Haaren. „Du gehörst nicht dazu, Weißhaar!“ Und ein andrer sagte: „Der Sohn der Hündin gehört nicht dazu!“ Die Knaben lachten. „Fort mit dir!“ Und als er sich noch am Rande der Gruppe herumdrückte, schrieen die Männer abermals: „Fort mit dir!“ Einer bückte sich, hob einen Stein auf und warf nach ihm. „Fort mit dir, fort mit dir!“ Steine hagelten. Blutend stürzte er davon ins Dunkel. Aus dem rotbeleuchteten Kiva erschallte Gesang. Nun war auch der letzte der Knaben die Leiter hinabgeklettert. Er war allein.

Ganz allein, außerhalb des Pueblo, auf der kahlen Ebene der Mesa. Die Felsen im Mondlicht glichen gebleichten Knochen. Unten im Tale heulten die Präriewölfe zum Mond empor. Die Verletzungen schmerzten ihn, die Wunden bluteten noch, aber er

schluchzte nicht mehr vor Schmerz, sondern, weil er so einsam war, hinausgestoßen in die Einsamkeit dieser Skelettwelt von Felsen und Mondlicht. Am Rande des Abgrunds ließ er sich nieder, den Mond im Rücken, und blickte in den schwarzen Schatten der Mesa hinab, hinab in den düsteren Schatten des Todes. Nur einen Schritt, einen einzigen kleinen Sprung ... Er hielt die Rechte ins Mondlicht. Aus der Wunde am Gelenk sickerte noch immer Blut. Alle paar Sekunden fiel ein dunkler Tropfen, fast farblos im totenfahlen Licht. Tropf, tropf, tropf ... Morgen und morgen und wieder morgen ...
In diesem Augenblick entdeckte er Zeit und Tod und Gott.

„Allein, ewig allein!" rief der junge Wilde.
Die Worte weckten ein klagendes Echo in Sigmunds Brust. Allein, allein ... „Ich auch", sagte er in plötzlich aufwallender Vertraulichkeit. „Grauenhaft allein."
„Wirklich?" Josef machte ein überraschtes Gesicht. „Ich dachte, im Jenseits ... Linda hat mir nämlich immer erzählt, daß niemand dort je allein ist."
Sigmund errötete verlegen. „Ja, sehen Sie," murmelte er abgewandten Blicks, „ich bin wohl ganz anders als die meisten Menschen. Wenn man unter einem besonderen Stern entkorkt ist ..."
„Daran liegt es", nickte der junge Mann. „Wenn man anders ist als die übrigen Menschen, muß man einsam bleiben. Die Menschen sind so gemein gegen

einen. Wissen Sie, daß sie mich buchstäblich von allem ausgeschlossen haben? Wenn die andern Knaben für eine Nacht in die Berge hinausgeschickt wurden – um zu träumen, welches ihr heiliges Schutztier sei, verstehen Sie? –, durfte ich nicht mit. Sie wollten mir nichts von den Geheimnissen verraten. Aber ich bin ganz allein daraufgekommen", fügte er hinzu. „Fünf Tage habe ich nichts gegessen, und dann blieb ich eine Nacht allein draußen in den Bergen." Er wies hin.

Gönnerhaft lächelte Sigmund. „Und haben Sie etwas geträumt?"

Der andre nickte. „Ich darf Ihnen aber nicht sagen, was." Er schwieg eine kleine Weile, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Einmal tat ich etwas, das keiner von den andern getan hat. Ich stellte mich an einem Sommermittag an eine Felswand, die Arme ausgebreitet wie Jesus am Kreuz."

„Aber wozu in aller Welt?"

„Um zu wissen, wie es ist, wenn man gekreuzigt wird. In der Sonnenglut da hängen . . ."

„Ja, wozu nur?"

„Wozu? Nun . . ." Er zögerte. „Es trieb mich dazu. Wenn Jesus es ausgehalten hat . . . Und wenn man etwas Unrechtes begangen hat . . . Ich war ja auch so unglücklich; das war gleichfalls ein Grund."

„Eine wunderliche Kur gegen Unglück", meinte Sigmund. Aber bei näherer Überlegung fand er, daß sie im Grunde gar nicht so dumm war. Jedenfalls besser, als Soma zu nehmen . . .

„Nach einiger Zeit“, erzählte der junge Mann, „wurde ich ohnmächtig und stürzte auf das Gesicht. Sehn Sie, hier?“ Er schob das dichte, blonde Haar aus der Stirn und zeigte eine blasse, eingeschrumpfte Narbe an seiner rechten Schläfe.

Sigmund sah hin und wandte dann rasch mit einem leichten Schauder die Augen ab. Seine Aufnormung hatte ihm weniger Mitleid als tiefen Ekel eingeimpft. Die bloße Andeutung von Krankheit oder Wunden verursachte ihm nicht nur Grauen, sondern Abscheu und geradezu Brechreiz. Wie Unrat, Krüppelhaftigkeit oder Greisenalter. Hastig wechselte er das Thema.

„Hätten Sie nicht im Grunde Lust, mit uns nach Berlin zurückzukehren?“ fragte er. Das war der erste Vorstoß in einem Feldzug, den er seit jenem Augenblick plante, als er in der Hütte begriffen hatte, wer der ‚Vater‘ dieses jungen Wilden sein müsse. „Möchten Sie nicht?“

Das Gesicht des Jünglings verklärte sich. „Ist das Ihr Ernst?“

„Natürlich. Das heißt, wenn ich die Erlaubnis dazu erhalte.“

„Auch Linda?“

„Na ja ...“ Er zögerte zweifelnd. Dieses scheußliche Geschöpf! Ausgeschlossen! Außer, wenn, wenn... Plötzlich fiel Sigmund ein, daß sich gerade ihre Widerlichkeit ungeheuer wertvoll erweisen könnte. „Aber natürlich!“ rief er, sein anfängliches Zögern durch übertrieben laute Herzlichkeit ausgleichend.

Der junge Mann atmete tief. „Daß es also wahr

werden soll – was ich mein ganzes Leben erträumte! Erinnern Sie sich an die Worte Mirandas?"

„Wer ist das?"

Aber der junge Mann schien die Frage überhört zu haben. „O Wunder", rezitierte er mit leuchtenden Augen und hellglühenden Wangen. „Was gibt's für herrliche Geschöpfe dort! Wie schön der Mensch ist!" Plötzlich errötete er noch tiefer: Lenina war ihm eingefallen, ein Engel in flaschengrüner Viskose, strahlend vor Jugend und Hautcreme, mollig, gütig lächelnd. Die Stimme versagte ihm fast. „O wackre neue Welt!" begann er, dann brach er plötzlich ab. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen, er war weißer als ein Blatt Papier. „Sind Sie mit ihr verheiratet?" fragte er.

„Ob ich was bin?"

„Verheiratet. Sie wissen doch: für Zeit und Ewigkeit. Auf indianisch sagt man ‚für Zeit und Ewigkeit'. Unlösbar."

„Du lieber Ford! Natürlich nicht!" Sigmund mußte lachen.

Auch Josef lachte, nur aus einem andern Grund. Er lachte vor lauter Seligkeit. „Wackre neue Welt", wiederholte er. „Wackre neue Welt, die solche Bürger trägt! Brechen wir gleich auf!"

„Manchmal drücken Sie sich aber höchst merkwürdig aus", meinte Sigmund, den jungen Mann in verdutztem Staunen anstarrend. „Und überhaupt, sollten Sie nicht lieber warten, bis Sie sie wirklich gesehen haben, die neue Welt?"

NEUNTES KAPITEL

Nach diesem Tag der Wunder und des Grauens fühlte Lenina, daß sie Anspruch auf einen ganz ungestörten Ruhetag habe. Kaum wieder in der Schutzhütte, schluckte sie drei Gramm Soma, legte sich zu Bett und war binnen zehn Minuten unterwegs in die Ewigkeit auf dem Mond. Es mußten mindestens achtzehn Stunden vergehn, bis sie wieder ins Zeitliche zurückkehrte.

Sigmund lag unterdessen gedankenvoll mit offenen Augen im Dunkel. Erst lange nach Mitternacht schlief er ein. Aber seine Schlaflosigkeit hatte einen Plan gezeitigt.

Punkt zehn Uhr am folgenden Morgen entstieg der grüninformierte Oktorone seinem Helikopter. Sigmund erwartete ihn unter den Agaven.

„Fräulein Braun hat Somaferien", erklärte er. „Kann schwerlich vor fünf Uhr zurück sein. Wir haben also sieben Stunden Zeit."

Zeit genug, nach Santa Fé zu fliegen, um alle nötigen Schritte zu unternehmen und, lange bevor sie aufwachte, wieder in Malpais einzutreffen.

„Sie wird doch hier in Sicherheit sein?"

„Wie in einem Helikopter", beteuerte der Oktorone.

Sie bestiegen sogleich die Maschine und flogen ab. Um zehn Uhr vierunddreißig landeten sie auf dem Dach des Postamtes von Santa Fé, um zehn Uhr siebenunddreißig war Sigmund mit dem Weltaufsichtsamt in der Wilhelmstraße verbunden, zwei

Minuten später sprach er mit dem vierten Sekretär Seiner Fordschaft; um ein Viertel vor elf wiederholte er die Geschichte dem Generalsekretär, und nach zweieinhalb Minuten tönte ihm die tiefe, dröhnende Stimme Mustapha Rathenaus selbst ins Ohr.

„Ich habe mir gestattet, anzunehmen," stammelte Sigmund, „daß Eure Fordschaft die Sache von hinreichendem wissenschaftlichem Interesse finden werden . . ."

„Ich finde sie von hinreichendem wissenschaftlichem Interesse", sagte die tiefe Stimme. „Nehmen Sie die beiden mit nach Berlin zurück!"

„Es ist Eurer Fordschaft bekannt, daß ich hierzu einer besondern Erlaubnis . . ."

„Die nötigen Weisungen gehen soeben an den Kustos der Reservation", antwortete der Aufsichtsrat. „Begeben Sie sich sofort in sein Amt. Guten Morgen, Herr Marx."

Stille. Sigmund hängte den Hörer hin und eilte auf das Dach.

„Zum Kustos!" befahl er dem Gammagrünen.

Um zehn Uhr vierundfünfzig schüttelte er dem Beamten die Hand.

„Sehr erfreut, Herr Marx, sehr erfreut", schmetterte der ehrerbietig. „Wir erhielten soeben besondern Auftrag . . ."

„Weiß schon", unterbrach Sigmund. „Habe soeben mit Seiner Fordschaft telephoniert." Sein blasierter Ton deutete an, daß er tagtäglich mit Seiner Fordschaft zu telephonieren pflege. Er warf sich in einen

Stuhl. „Veranlassen Sie, bitte, raschest alles Nötige! Raschest!“ wiederholte er mit Nachdruck. Er fühlte sich.

Drei Minuten nach elf hatte er alle erforderlichen Dokumente in der Tasche.

„Wiedersehn!“ sagte er mit Gönnermiene zum Kustos, der ihn bis an die Aufzugtür begleitete. „Wiedersehn!“

Er ging ins Hotel hinüber, nahm ein Bad und eine Vibrovakuummassage, ließ sich elektrolytisch rasieren, hörte sich die Morgenneuigkeiten an, verbrachte eine halbe Stunde am Ferngucker, aß gemächlich zu Mittag und flog um halb drei mit dem Oktoronen zurück nach Malpais.

Der junge Mann stand vor der Schutzhütte.

„Sigmund!“ rief er. „Sigmund! “Keine Antwort.

Lautlos lief er auf seinen Fellmokassins die Stufen hinauf und wollte die Tür öffnen. Sie war versperrt. Sie waren weg! Weggeflogen! Niemals war ihm etwas Schrecklicheres widerfahren. Sie hatte ihn zu Besuch geladen, und nun waren sie weg. Er setzte sich auf die Stufen und weinte bitterlich.

Nach einer halben Stunde fiel ihm ein, durch das Fenster zu spähen. Als erstes erblickte er einen grünen Koffer mit den Anfangsbuchstaben L. B. auf dem Deckel. Freude flammte in ihm hoch. Er las einen Stein auf. Glassplitter klirrten zu Boden. Im nächsten Augenblick stand er im Zimmer. Er öffnete den grünen Koffer, und sogleich sog er Leninas Par-

füm ein, füllte seine Lungen mit dem Duft ihrer Persönlichkeit. Sein Herz schlug wild, einen Augenblick lang war er einer Ohnmacht nahe. Über den köstlichen Koffer gebeugt, betastete er den Inhalt, hob ihn ans Licht, besah ihn. Die Zippverschlüsse an Leninas Ersatzpaar Viskosesamthosen boten anfangs ein Rätsel, dann – gelöst – höchstes Entzücken. Zipp, zipp – zipp, zipp: er war hingerissen. Etwas Schöneres als ihre grünen Pantoffel hatte er nie gesehn. Er entfaltete ein Zipphemdhöschen, wurde rot und legte es hastig wieder weg, aber ein parfümiertes Azetattaschentuch küßte er, und einen Schal schlang er sich um den Hals. Beim Öffnen einer Schachtel verschüttete er eine Wolke duftenden Puders. Seine Hände waren ganz damit bestäubt. Er wischte sie an der Brust, den Schultern und den bloßen Armen ab. Köstlicher Duft! Er schloß die Augen und rieb die Wange an seinem gepuderten Arm. Glatte Haut berührte sein Gesicht, Moschusgeruch stieg ihm in die Nase – ihr ganzes Ich war gegenwärtig. „Lenina," flüsterte er, „Lenina!"

Ein Geräusch schreckte ihn auf, schuldbewußt fuhr er herum. Er stopfte seinen Raub in den Koffer zurück und schloß den Deckel, dann lauschte er und spähte umher. Nichts rührte sich, nirgends ein Laut. Und er hatte doch deutlich etwas gehört, einem Seufzer vergleichbar oder dem Knacken einer Diele. Er schlich auf den Zehenspitzen zur Tür, öffnete sie vorsichtig und sah einen breiten Flur vor sich.

Gegenüber stand eine andere Tür weit offen. Er stieß sie auf und spähte hinein.

Auf einem niedrigen Bett, die Decke zurückgeworfen, lag Lenina in rosa Zippyjamas aus einem Stück, fest schlafend und so schön in ihrer Lockenfülle, so rührend kindlich mit ihren rosigen Zehen und ihrem schlafernsten Gesicht, so vertrauensvoll in der Hilflosigkeit ihrer schlaffen Hände und ihrer hingegossenen Glieder, daß ihm die Tränen in die Augen kamen.

Unter unendlichen und ganz überflüssigen Vorsichtsmaßregeln – denn höchstens ein Revolverschuß hätte Lenina vor der Zeit aus ihrem Somatraum reißen können – trat er ins Zimmer und kniete neben dem Bett nieder. Er starrte sie mit gefalteten Händen an, seine Lippen bewegten sich. „Ihr Aug'", murmelte er,

„Ihr Aug', ihr Haar, Gang, Stimme, ihre Hand,
Mit der verglichen alles Weiß wie Tinte,
Sich selbst das Urteil schreibt; ihr sanft Berühren
Macht rauh des Schwanes Flaum . . . . . ."

Eine Fliege umsummte sie, er scheuchte sie weg. „Fliegen," entsann er sich, „sie dürfen

Das Wunderwerk der weißen Hand berühren
Und Himmelswonne rauben ihren Lippen,
Die sittsam, in Vestalenunschuld, stets
Erröten, gleich als wäre Sünd ihr Kuß."

Ganz langsam und zögernd wie jemand, der einen scheuen und vielleicht recht gefährlichen Vogel streicheln will, streckte er die Hand aus. Sie hing

zitternd in der Luft, eine Spanne von Leninas schlaffen Fingern entfernt, zum Berühren nahe. Durfte er es wagen, daß die unheil'ge Hand zu nahe kam? Nein, der Vogel war zu gefährlich! Seine Hand fiel zurück. Wie schön sie war, wie schön!

Und plötzlich ertappte er sich bei dem Gedanken, daß er nur den Zippverschluß an ihrem Hals zu erfassen und einmal lange und fest daran zu ziehen brauchte ... Er schloß die Augen und schüttelte den Kopf, wie ein Hund die Ohren schüttelt, wenn er aus dem Wasser kommt. Nichtswürdiger Gedanke! Er schämte sich seiner. Sittsam, in Vestalenunschuld ...

Es summte in der Luft. Noch eine Fliege, die Himmelswonne rauben wollte? Eine Wespe? Er sah nichts. Das Summen wurde immer lauter, es kam von draußen, von jenseits der geschlossenen Fenster. Das Flugzeug! In panischem Schreck sprang er auf und eilte ins andre Zimmer, sprang durch das offene Fenster und lief den Weg zwischen den hohen Agaven hinunter; er kam gerade zurecht, um Sigmund Marx begrüßen zu können, als der aus dem Helikopter kletterte.

ZEHNTES KAPITEL

Die Zeiger der viertausend elektrischen Uhren in den viertausend Sälen der Zentrale Dahlem zeigten auf zwei Uhr siebenundzwanzig. „Dieser emsige Bienenstock“, wie der Direktor sie zu nennen liebte, surrte in vollster Tätigkeit. Jeder war tätig, alles ging seine vorgezeichnete Bahn. Unter den Mikroskopen stürzten sich Spermatozoen, mit ihren langen Schwänzen wütend peitschend, kopfüber in die Eier; die befruchteten Eier dehnten und teilten sich, oder sie trieben, wenn sie bokanowskysiert waren, Knospen und brachen auf in ganze Volksstämme einzelner Embryos. Aus dem Vorbestimmungssaal polterten die Rolltreppen hinab ins Tiefgeschoß, wo in purpurner Nacht, dampfend heiß auf ihren Bauchfellkissen, mit Blutsurrogat und Hormonen gefüttert, die Fötusse wuchsen und gediehen oder infolge Alkoholzusatzes zu kümmerlicher Epsilonschaft herabsanken. Leise summend und ratternd wanderten die Flaschen durch die Wochen, die abgekürzte Äonen waren, bis im Entkorkungszimmer die neuentkorkten Kinder ihr erstes gellendes Geschrei des Schreckens und Staunens ausstießen. Im Tiefkeller surrten die Dynamos, die Aufzüge hasteten hinauf, hinunter. In allen elf Stockwerken der Pflegesäle war Fütterungszeit. Achtzehnhundert sorgfältig bezettelte Kinder saugten gleichzeitig aus achtzehnhundert Flaschen ihren halben Liter pasteurisierten Außensekrets.

Über ihnen, zehn Reihen hoch, schliefen die Kleinen, die noch eines Nachmittagsnickerchens bedurften, auch sie beschäftigt wie alle anderen, wenn auch, ohne es zu wissen, und unbewußt dem Schlafschulunterricht in Hygiene und Gemeinnützigkeit, Klassenbewußtsein und ‚Hosenmätzchens Liebesleben' lauschend. Und über ihnen lagen die Spielsäle, in denen jetzt, weil es regnete, neunhundert ältere Kinder sich mit Klötzchen und Plastilin, ‚Der Zippsack geht um' und ‚Wie machen's die Großen?' vergnügten.

Summ, summ, summ! Der Bienenstock surrte froh geschäftig. Seelenvergnügt sangen die Mädchen über ihren Eprouvetten, die Prädestinatoren pfiffen bei der Arbeit, und im Entkorkungszimmer wurden glänzende Witze über die entleerten Flaschen gerissen. Aber das Gesicht des Direktors, als er mit Henry Päppler den Befruchtungssaal betrat, war ernst und von hölzerner Strenge.

„Ein öffentliches Exempel", sagte er. „Und zwar gerade in diesem Saal, weil hier mehr Beamte aus den höheren Kasten arbeiten als sonstwo in der Zentrale. Ich habe ihn für halb drei hierher bestellt."

„Bei der Arbeit ist er ja sehr tüchtig", warf Henry mit heuchlerischer Großmut ein.

„Das weiß ich. Ein Grund mehr zur Strenge. Seine geistige Überlegenheit bringt entsprechende sittliche Pflichten mit sich. Je begabter ein Mensch, desto größer seine Macht, andere irrezuleiten. Besser, daß einer leide, als daß viele verdorben werden. Be-

trachten Sie die Sache objektiv, Herr Päppler, und Sie werden finden, daß es keinen ärgeren Frevel gibt als unkonventionelles Benehmen. Mord tötet den Einzelnen – aber was liegt schon an einem Einzelnen?“ Mit schwungvoller Gebärde wies er auf die Reihen der Mikroskope, die Eprouvetten, die Inkubatoren. „Wir können ganz ohne Mühe neue Einzelmenschen erzeugen, so viele wir nur wollen. Ungewöhnlichkeit bedroht mehr als das Leben des Einzelnen, sie ist ein Schlag gegen die Allgemeinheit selbst. Jawohl, gegen die Allgemeinheit“, wiederholte er. „Ah, da kommt er ja!“

Sigmund war in den Saal getreten und kam zwischen den Reihen der Befruchter auf sie zu. Ein Anflug sorglosen Selbstvertrauens verbarg nur schwach seine Nervosität. Der Ton, in dem er dem Direktor guten Morgen wünschte, war abgeschmackt überlaut, und die leise Stimme, mit der er, um seinen Fehler wettzumachen, „Sie wollten mich hier sprechen?“ fragte, war ein lächerliches Gequieke.

„Jawohl, Herr Marx“, erwiderte der Direktor unheildrohend. „Ich wollte Sie hier sprechen. Sie sind gestern abend vom Urlaub zurückgekehrt, wie ich höre?“

„So ist es.“

„Sso isst ess“, wiederholte der Direktor mit schlangengleichen Zischlauten. Plötzlich erhob er seine Stimme: „Meine Damen und Herren,“ trompetete er, „meine Damen und Herren!“

Mit einem Schlag verstummte der Gesang der

Mädchen an den Eprouvetten, das gedankenverlorene Pfeifen der Mikroskopierenden. Tiefe Stille trat ein, alles blickte sich um.

„Meine Damen und Herren," wiederholte der Direktor abermals, „entschuldigen Sie diese Unterbrechung Ihrer Arbeit! Ich gehorche einer schmerzlichen Pflicht. Die Sicherheit und Beständigkeit der Allgemeinheit sind in Gefahr. Jawohl, in Gefahr, meine Damen und Herren! Dieser Mann hier," anklagend wies er auf Sigmund, „dieser Mann, der vor Ihnen steht, dieser Alpha-plus, dem soviel zuteil ward und von dem daher soviel erwartet werden durfte, dieser Ihr Kollege – oder soll ich vorgreifen und sagen: Ex-Kollege? – hat das in ihn gesetzte Vertrauen schnöde enttäuscht. Durch seine ketzerischen Ansichten über Sport und Soma, durch die skandalöse Regelwidrigkeit seines Geschlechtslebens, durch seine Weigerung, den Geboten Fords des Herrn zu folgen" – bei diesen Worten schlug der Direktor ein T – „und sich nach Amtsschluß zu benehmen wie ein Kind in der Flasche, hat er sich als Feind der Gesellschaft erwiesen, der die Ordnung und Beständigkeit untergräbt, ja, meine Damen und Herren, als Verschwörer gegen die Zivilisation selbst. Und aus diesem Grund bin ich dafür, ihn auszustoßen, mit Schmach und Schande von seinem Posten in unserer Zentrale zu jagen, und ich werde seine Versetzung in eine Hilfszentrale letzten Ranges beantragen. Und zwar, damit seine Strafe dem Gemeinwohl zum größten Heile diene, so fern

als möglich von allen wichtigen Bevölkerungszentren. Island wird ihm wenig Gelegenheit bieten, andere durch sein fordloses Betragen auf Irrwege zu locken.“ Der Direktor hielt inne und wandte sich mit über der Brust gekreuzten Armen hoheitsvoll an Sigmund. „Marx,“ sagte er, „sind Sie in der Lage, irgendeinen Grund vorzubringen, der mich abhalten könnte, das Urteil über Sie auf der Stelle zu vollstrecken?“

„Ja, ich bin in der Lage“, entgegnete Sigmund sehr laut.

Ein wenig herabgestimmt, aber noch immer höchst majestätisch, sagte der Direktor: „Dann bringen Sie ihn vor.“

„Gern! Aber er ist auf dem Korridor, der Grund. Einen Augenblick!“ Er lief zur Tür und riß sie auf. „Sie können hereinkommen“, befahl er, und der Grund wandelte herein.

Alles riß den Mund auf; ein Murmeln des Staunens und Abscheus; ein Mädchen kreischte auf; jemand, der auf einem Stuhle stand, um besser sehen zu können, warf zwei Röhrchen mit Spermatozoen um. Sackig aufgedunsen, ein fremdartiges, erschreckendes Ungetüm des Verfalls unter diesen festen, jugendlichen Gestalten mit ihren glatten Gesichtern, wälzte sich Linda in den Saal, lächelte kokett ihr verzerrtes, farbloses Lächeln und wackelte beim Gehen verführerisch, wie sie glaubte, mit den ungeheuren Hüften. Neben ihr schritt Sigmund.

„Dort steht er“, sagte er, auf den Direktor deutend.

„Glauben Sie etwa, daß ich ihn nicht sofort wiedererkannte?“ gab Linda entrüstet zurück. Dann zum Direktor: „Natürlich hab ich dich gleich erkannt, Tomakin. Ich hätte dich überall unter Tausenden herausgefunden. Aber du hast mich vielleicht vergessen. Erinnerst du dich? Erinnerst du dich an deine Linda, Tomakin?“ Da stand sie, den Blick auf ihn geheftet und den Kopf schelmisch zur Seite geneigt, und lächelte noch, aber vor dem versteinerten Ekel in den Mienen des Direktors wurde ihr Lächeln immer verzagter, flackerte und erlosch zuletzt. „Erinnerst du dich denn nicht, Tomakin?“ wiederholte sie mit bebender Stimme, tödliche Angst im Blick. Das fleckige, sackende Gesicht verzerrte sich zu einer grotesken Maske tiefsten Jammers. „Tomakin!“ Sie breitete die Arme aus. Jemand kicherte.

„Was bedeutet . . .“ begann der Direktor, „. . . dieser unerhörte . . .“

„Tomakin!“ Sie stürzte sich auf ihn, ihren Umhang nachschleifend, schlang die Arme um seinen Hals und verbarg ihr Gesicht an seiner Männerbrust.

Alles heulte vor ununterdrückbarem Lachen.

„. . . dieser unerhörte Schabernack?“ brüllte der Direktor.

Rot im Gesicht, suchte er sich aus ihrer Umschlingung zu befreien. Verzweifelt klammerte sie sich an ihn. „Ich bin doch Linda, deine Linda!“ Ihre Stimme ging im Gelächter unter. „Ich habe ja ein Kind von dir!“ überschrie sie den Lärm. Alles ver-

stummte plötzlich erschrocken, die Blicke irrten unbehaglich in der Runde, unschlüssig, wo sie halten sollten. Der Direktor wurde auf einmal bleich, gab den Kampf auf und stand da, die Hände noch um ihre Gelenke, von Grauen gepackt auf sie niederstarrend. „Ja, ein Kind, – und ich bin seine Mutter!“

Herausfordernd schleuderte sie das unflätige Wort in das empörte Schweigen. Und plötzlich riß sie sich in tiefster Scham von ihm los, schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte: „Es war nicht meine Schuld, Tomakin. Ich hab doch immer brav den Drill mitgemacht, nicht wahr, nicht wahr? Immer... Ich weiß nicht, wieso ... Tomakin, wenn du wüßtest, wie furchtbar ... Aber er war mir doch ein großer Trost im Unglück. – Josef!“ rief sie zur Tür hinaus, „Josef!“

Er erschien sofort, sah sich auf der Schwelle einen Augenblick lang zögernd um, dann durcheilte er lautlos in seinen Mokassins den Saal, fiel vor dem Direktor auf die Kniee und sagte ausnehmend klar: „Mein Vater!“

Dieses Wort, das mit seiner Anspielung auf Dinge, die von der Ekelhaftigkeit und Sittenverderbnis des Kindergebärens schon etwas entfernter waren, dieses Wort, das, mehr derb als schlüpfrig, eher eine skatologische als eine pornographische Zotigkeit darstellte, dieses nur komisch unflätige Wort löste die unerträglich gewordene Spannung. Endloses, nahezu hysterisches Gelächter stieg in Salve auf

Salve zur Decke empor. Mein Vater – der Direktor! Mein Vater, o Ford, o Ford! Es war einfach unbezahlbar. Das Keuchen und Brüllen brach immer wieder los, die Gesichter schienen zu zerrinnen, Lachtränen standen in aller Augen. Weitere sechs Spermatozoenröhrchen gingen in Trümmer. Mein Vater!

Bleich und verstört stierte der Direktor umher, fassungslos vor Demütigung.

Mein Vater! Das Gelächter, das gerade nachlassen wollte, schwoll von neuem an, lauter als zuvor. Er hielt sich die Ohren zu und stürzte aus dem Saal.

ELFTES KAPITEL

Nach dem Auftritt im Befruchtungssaal waren die ganzen besseren Kasten Berlins wie verrückt darauf, den entzückenden Kerl kennen zu lernen, der vor dem Brut- und Normdirektor – besser gesagt: vor dem gewesenen Direktor, denn der Arme hatte sofort demissioniert und die Zentrale nie wieder betreten – auf dem Boden umhergerutscht war und ihn – der Witz war fast zu gut, um wahr zu sein! – ‚Mein Vater' genannt hatte. Linda dagegen machte kein Furore, niemand hatte auch nur das leiseste Verlangen nach ihrem Anblick. Sich Mutter zu nennen, das ging doch über den Spaß, das war Unzucht! Außerdem war sie gar keine waschechte Wilde, sondern in der Flasche ausgebrütet und aufgenormt worden wie alle Welt: es ließen sich also von ihr keine sehenswerten Verdrehtheiten erwarten. Aber der stärkste Grund, daß man die arme Linda nicht zu sehn begehrte, war ihr Äußeres. Dick, verblüht, mit schlechten Zähnen und Flecken im Gesicht und dieser Figur, – großer Ford, es wurde einem übel vor dem Anblick, sterbensübel! Die feinen Leute waren fest entschlossen, sich Linda nicht anzusehn. Und Linda hatte ihrerseits kein Verlangen nach ihnen. Rückkehr zur Zivilisation, das hieß für sie Rückkehr zum Soma, das bedeutete die Möglichkeit, im Bett zu bleiben und einen Urlaub von der Wirklichkeit nach dem anderen zu nehmen, ohne jemals mit Kopfschmerz oder Brechanfall zu

erwachen, ohne das Gefühl, das sich nach dem Peyotl regelmäßig einstellte, das Gefühl, als habe man etwas so schändlich Unsoziales getan, daß man niemand mehr in die Augen blicken konnte. Soma spielte einem keinen dieser unangenehmen Streiche. Der Rausch, den es gewährte, war vollkommen, und wenn nachher das morgendliche Erwachen auch unangenehm war, kam das nicht von seinen Eigenschaften, sondern vom Gegensatz zur Seligkeit des Rausches. Das beste Mittel dagegen war, den Rausch nie zu unterbrechen. Gierig verlangte sie immer häufigere, immer größere Mengen. Doktor Shaw erhob anfangs Einwände, dann gab er ihr nach. Sie gelangte bis auf zwanzig Gramm täglich.

„Das wird ihr in ein, zwei Monaten den Garaus machen", vertraute der Arzt Sigmund an. „Eines Tages ist das Atemzentrum im Gehirn gelähmt. Kein Atem mehr. Schluß. Und das ist gut so. Ja, wenn wir die Menschen verjüngen könnten . . . aber das können wir eben nicht."

Zur allgemeinen Überraschung – denn Linda war durch ihre Somaräusche so bequem aus dem Wege geräumt – widersetzte sich Josef.

„Verkürzen Sie denn nicht ihr Leben durch solche Mengen?"

„In gewissem Sinn allerdings", gab Doktor Shaw zu. „In anderm Sinne verlängern wir es geradezu."

Verständnislos starrte ihn der junge Mann an.

„Soma raubt dem Menschen vielleicht ein paar irdische Jahre", erläuterte der Arzt. „Aber bedenken

Sie, welche unvorstellbare Zeitlosigkeit es spendet. Jeder Somarausch ist ein Stückchen Ewigkeit, wie unsere Vorfahren das nannten."

Josef begann zu begreifen. „In unserm Mund und Blick lag Ewigkeit", murmelte er.

„Wie beliebt?"

„Ach, nichts."

„Selbstverständlich", fuhr Doktor Shaw fort, „kann man die Leute nicht so mir nichts, dir nichts in die Ewigkeit durchbrennen lassen, wenn sie ernste Arbeit zu leisten haben. Aber sie hat doch nichts dergleichen . . ."

„Trotzdem," beharrte Josef, „trotzdem halte ich es für ein Unrecht."

Der Arzt zuckte die Achseln. „Na schön, wenn es ihnen lieber ist, daß sie fortwährend schreit wie eine Wahnsinnige . . ."

Schließlich mußte Josef nachgeben. Linda bekam ihr Soma. Von nun ab verließ sie ihr Bett in einem Zimmerchen im siebenunddreißigsten Stockwerk von Sigmunds Wohnhaus nicht mehr; Radio und Fernguckkasten waren immer eingeschaltet, der Patschuli-Leitungshahn tröpfelte, und die Somatabletten waren stets in Reichweite. Hier blieb sie; und doch war sie nicht da, sondern gleichzeitig weit, unendlich weit weg, auf Urlaub in einer andern Welt, in der die Radiomusik zum Labyrinth melodischer Farben wurde, zum gleitenden, wogenden Labyrinth, das in prächtigen Windungen unvermeidlich zum strahlenden Mittelpunkt tiefster Über-

zeugung führte. Auf Urlaub in einer Welt, in der die tanzenden Bildchen des Ferngguckkastens einen unbeschreiblich schönen, hundertprozentigen Klang- und Fühlfilm aufführten; einer Welt, in der Patschuli nicht nur ein Duft war, sondern die Sonne und Millionen Sexophone und Popés Liebeskünste, nur unsäglich eindringlicher und ohne Ende.

„Nein, verjüngen können wir nicht. Aber es hat mich sehr gefreut," schloß Doktor Shaw, „daß ich Gelegenheit hatte, diesen seltenen Fall menschlichen Alterns zu sehn. Vielen Dank, daß Sie mich rufen ließen!" Er schüttelte Sigmund herzlich die Hand.

Hinter Josef also waren sie alle her. Und da an Josef nur auf dem Umweg über seinen bestallten Wärter Sigmund heranzukommen war, sah sich Sigmund zum ersten Male in seinem Leben nicht nur für voll genommen, sondern als Persönlichkeit von ungemeiner Wichtigkeit behandelt. Kein Wort wurde mehr über den Alkohol in seinem Blutsurrogat laut, kein Spott über sein Äußeres. Henry Päppler bemühte sich krampfhaft, liebenswürdig zu sein; Benito Hoover verehrte ihm sechs Päckchen Sexualhormonkaugummi; der Prädestinationsstellvertreter flehte fast unterwürfig um eine Einladung zu einer von Sigmunds Abendgesellschaften. Und erst die Weiber: Sigmund brauchte nur von fern auf eine Einladung anzuspielen, und schon hatte er das Jawort einer jeden, die er wollte.

„Sigmund hat mich für nächsten Mittwoch einge-

laden, den Wilden zu besichtigen", erklärte Fanny triumphierend.

„Wie mich das freut!" antwortete Lenina. „Aber jetzt wirst du doch zugeben, daß du Sigmund falsch beurteilt hast. Findest du ihn nicht wirklich süß?"

Fanny nickte. „Und ich muß sagen," setzte sie hinzu, „ich war sehr angenehm überrascht."

Der Obereinfüller, der Prädestinationsdirektor, drei stellvertretende Assistenten des Generalbefruchters, der Fühlfilmdozent der Gefühlshochschule, der Chormeister der Westminstervereinigung, der Bokanowskysierungsaufseher – Sigmunds Besuchsliste von Würdenträgern nahm kein Ende.

„Vergangene Woche waren sechs Mädels bei mir", vertraute er Helmholtz Holmes an. „Eine Montag, zwei Dienstag, zwei Freitag und eine Samstag. Wenn ich Zeit oder Lust gehabt hätte, wären mindestens noch zwölf gekommen, die nur zu gerne . . ."

Helmholtz lauschte diesen Prahlereien mit so finsterer Mißbilligung, daß Sigmund beleidigt war.

„Du bist neidisch", sagte er.

Helmholtz schüttelte den Kopf. „Nur traurig, sonst nichts."

Sigmund ging weg, die Nase in der Luft. Nie wieder, nahm er sich vor, nie wieder wollte er mit Helmholtz sprechen.

Die Tage vergingen. Der Erfolg stieg Sigmund prickelnd zu Kopf und versöhnte ihn so, wie jedes gute Rauschmittel sollte, mit der Welt, die er bisher so unbefriedigend gefunden hatte. Soweit ihn die

Weltordnung als wichtige Persönlichkeit gelten ließ, war an ihr nichts auszusetzen. Aber wenngleich der Erfolg ihn versöhnlich stimmte, verzichtete er doch nicht auf das Vorrecht, diese Weltordnung zu bekritteln. Denn das Kritteln erhöhte sein Wichtigkeitsgefühl, es weitete ihn. Überdies glaubte er aufrichtig, daß es viel an ihr zu tadeln gab, wiewohl es ihm gleichzeitig aufrichtig gefiel, Erfolg und alle begehrten Mädchen zu haben. Vor den Leuten, die ihm um des Wilden willen den Hof machten, entfaltete er eine tadelsüchtige Besonderheit. Man hörte ihm höflich zu. Aber hinter seinem Rücken schüttelte man den Kopf. „Dieser junge Mann wird noch ein böses Ende nehmen", sagten die Leute, und sie konnten mit um so größerer Sicherheit prophezeien, als sie selbst zur rechten Zeit dazu beizutragen gedachten, diese Ende böse zu gestalten. „Ein andermal wird er keinen zweiten Wilden mehr als Beistand finden", hieß es. Bis dahin war jedoch der erste Wilde da, und das zwang sie zur Höflichkeit. Und infolge ihrer Höflichkeit fühlte sich Sigmund als wahrer Riese – riesenhaft und zugleich erhoben, unbeschwert, leichter als Luft.

„Leichter als Luft", erklärte Sigmund und deutete gen Himmel.

Gleich einer Perle im Blau, hoch über ihren Häuptern, glänzte der Fesselballon der Wetterzentrale rosig im Sonnenschein.

„. . . besagtem Wilden", – so lauteten Sigmunds

Instruktionen – „das zivilisierte Leben von allen Seiten zu zeigen . . .“
Man zeigte es ihm gerade aus der Vogelschau von der Plattform des Flugturms von Tempelhof. Der Wetterstationsvorsteher und der Obermeteorologe dienten als Führer. Aber das meiste Reden besorgte Sigmund. In seinem Erfolgsrausch benahm er sich – endlich am Ziel! – wie ein Weltaufsichtsrat auf Inspektionsreise. Leichter als Luft.
Die grüne Bombayrakete fiel aus den Wolken nieder. Die Fahrgäste stiegen aus. Acht identische Drawidenzwillinge in Khaki guckten aus den acht Kajütenluken, – die Flugstewards.
„Zwölfhundertfünfzig Kilometer Stundengeschwindigkeit“, erklärte der Stationsvorsteher eindrucksvoll. „Wie finden Sie das, Herr Wilder?“
Josef fand es recht nett. „Allerdings,“ sagte er, „Ariel trank im Flug die Luft und war zurück, eh zweimal Euer Puls schlug.“

„Der Wilde“, meldete Sigmund in seinem Bericht an Mustapha Rathenau, „zeigt auffallend wenig Überraschung oder Ehrfurcht angesichts der Errungenschaften der Zivilisation. Dies kommt zweifellos zum Teil daher, daß er von ihnen bereits gehört hat, und zwar durch diese Linda, seine M . . . . r –“
Mustapha Rathenau runzelte die Stirn. „Hält mich der Schafskopf für so prüde, daß ich das Wort nicht vollausgeschrieben sehen kann?“
„– zum Teil daher, daß sich sein Interesse auf etwas

konzentriert, das er ‚die Seele‘ nennt und hartnäckig als etwas von der Außenwelt ganz Unabhängiges betrachtet. Demgegenüber versuchte ich geltend zu machen . . .“

Der Aufsichtsrat übersprang die nächsten Sätze und wollte gerade auf der Suche nach interessanten Tatsachen umblättern, als sein Blick auf eine Reihe höchst ungewöhnlicher Bemerkungen fiel.

„. . . wenngleich ich gestehen muß,“ las er, „daß ich, ebenso wie der Wilde, die Infantilität unserer Zivilisation unbefriedigend finde oder, wie er das ausdrückt, zu billig. Ich gestatte mir, diese Gelegenheit zu ergreifen, um Eure Fordschaft darauf aufmerksam zu machen . . .“

Mustapha Rathenaus erste zornige Aufwallung ging fast sogleich in Heiterkeit über. Der Gedanke, daß dieser Mensch ihm – ihm! – eine feierliche Predigt über die Gesellschaftsordnung hielt, war wirklich zu grotesk. Der Mann mußte verrückt geworden sein. „Ich sollte ihm eine Lektion erteilen“, sagte er sich, aber dann warf er laut lachend den Kopf zurück.

Es war eine kleine Fabrik für Helikopterlichtanlagen, eine Gründung des Elektromaterial-Trusts. Schon auf dem Dach wurden sie, dank der Zauberwirkung eines Empfehlungsrundschreibens des Aufsichtsrates, vom Ersten Ingenieur und dem Personalchef empfangen. Hierauf begaben sie sich in die Fabrik hinab.

„Jeder Arbeitsvorgang“, erläuterte der Personal-

chef, „wird womöglich von einer einzigen Bokanowskygruppe besorgt.“

So war es in der Tat. Dreiundachtzig fast nasenlose, schwarze, rundschädelige Deltas standen an den Kaltpressen. Die sechsundfünfzig vierspindeligen Drehbänke wurden von sechsundfünfzig adlernasigen gelbbraunen Gammas bedient. Hundertsieben auf Hitze genormte Epsilon-Senegalesen arbeiteten in der Gießerei. Dreiunddreißig weibliche Deltas, langschädelig, sandhaarig und enggebaut, alle mindestens zwanzig Millimeter kleiner als ein Meter neunundsechzig, schnitten Schrauben. Im Montageraum wurden die Dynamos von zwei Garnituren gamma-plus Zwergen zusammengesetzt. Die beiden niedrigen Arbeitstische standen einander gegenüber; zwischen ihnen kroch das laufende Band mit seiner Last einzelner Bestandteile; siebenundvierzig Blondhaarige standen siebenundvierzig Braunhaarigen gegenüber. Siebenundvierzig Stumpfnasen gegen siebenundvierzig Hakennasen, siebenundvierzig fliehende gegen siebenundvierzig vorspringende Kinnladen. Die montierten Maschinen wurden von achtzehn identischen blondlockigen, gammagrünen Mädchen überprüft, von vierunddreißig dachsbeinigen delta-minus Linkshändern in Verschläge verpackt und auf die wartenden Rollwagen und Lastautos von dreiundsechzig blauäugigen, blonden, sommersprossigen Epsilon-Halbidioten verladen.

„O wackre neue Welt . . .“ Ein boshafter Streich

seines Gedächtnisses brachte dem Wilden gerade in diesem Augenblick Mirandas Worte in Erinnerung. „Wackre neue Welt, die solche Bürger trägt.“
„Ich kann Ihnen versichern,“ schloß der Personalchef beim Verlassen des Betriebes, „daß wir kaum jemals Schwierigkeiten mit unsern Arbeitern haben. Wir finden immer . . .“
Der Wilde war plötzlich auf und davon gestürmt. Hinter einem Lorbeerbusch erbrach er sich so heftig, als wäre die ganze Weltkugel nichts als ein in ein Luftloch geratener Helikopter gewesen.

„Der Wilde“, berichtete Sigmund, „lehnt Soma ab und scheint sehr besorgt, weil diese Linda, seine M . . . . r, dauernd auf Urlaub ist. Es verdient Beachtung, daß der Wilde seine M . . . . r trotz ihres vorgeschrittenen Alters und der ungemeinen Widerlichkeit ihrer Erscheinung häufig besucht und offenbar sehr an ihr hängt. Ein interessantes Beispiel dafür, wie Aufnormung im zarten Alter die natürlichen Triebe eindämmen und sogar in entgegengesetzte Bahnen zu lenken vermag (in diesem Fall den Trieb, unangenehmen Dingen auszuweichen).“

In Pforta stiegen sie auf dem Dach der Oberschule aus. Auf der entgegengesetzten Seite des Schulhofes schimmerte das zweiundfünfzig Stockwerke hohe Fürstenhaus weiß in der Sonne. Hoch ragten die ehrwürdigen Bauten des Klosterhauses zur Linken und der Schulvereinigungssinghalle zur Rechten, beide aus Eisenbeton und Vitaglas, empor. Im Hallen-

hof stand die merkwürdige altertümliche Chromstahlbildsäule Fords des Herrn mit der Ewigen Lampe.

Doktor Gaffke, der Rektor, und Fräulein Kerr, die Oberlehrerin, empfingen sie beim Aussteigen.

„Gibt es hier viele Zwillinge?“ fragte der Wilde besorgt, als sie den Besichtigungsrundgang begannen.

„O nein“, erwiderte der Rektor. „Pforta ist ausschließlich den hochkastigen Knaben und Mädchen vorbehalten. Ein Ei, ein Mensch. Natürlich erschwert das die Erziehung beträchtlich. Aber da sie einst auf verantwortliche Posten berufen werden und überraschenden Situationen gewachsen sein müssen, läßt sich das nicht ändern.“ Er seufzte.

Sigmund hatte unterdessen lebhaftes Wohlgefallen an Fräulein Kerr gefunden. „Wenn Sie an einem Montag-, Mittwoch- oder Freitagabend Zeit haben . . .“, sagte er und wies mit dem Daumen auf den Wilden. „Er ist ein interessantes Exemplar, wissen Sie, äußerst merkwürdig.“

Fräulein Kerr antwortete mit einem Lächeln, das er wirklich reizend fand, und sagte „Vielen Dank“, sie werde mit größtem Vergnügen zu einer seiner Abendgesellschaften kommen. Der Rektor öffnete eine Tür.

Die fünf Minuten Aufenthalt in der Alpha-doppelplus-Klasse brachten Josef einigermaßen in Verwirrung.

„Was sind das nur, Anfangsgründe der Relativität?“ flüsterte er Sigmund zu. Sigmund versuchte zu

erklären, dann ließ er es lieber sein und schlug vor, in eine andre Klasse zu gehn.

Hinter einer Tür auf dem Korridor, der in den Beta-minus-Geographiesaal führte, kommandierte eine klangvolle Sopranstimme: „Eins-zwei, drei-vier“, dann, müde und ungeduldig: „Wie ihr vorher wart.“

„Geburtenregelungsdrill“, erklärte die Oberlehrerin. „Die meisten unserer Schülerinnen sind natürlich empfängnisfrei. Ich übrigens auch.“ Sie lächelte Sigmund zu. „Aber wir haben etwa achthundert unsterilisierte Mädchen hier, die immerzu gedrillt werden müssen.“

Im Geographiesaal erfuhr Josef, daß ‚eine Eingeborenenreservation eine Gegend ist, die infolge ungünstiger klimatischer oder geologischer Verhältnisse oder wegen ihrer Armut an Bodenschätzen die Kosten der Zivilisierung nicht lohnt‘. Ein Klicken, das Schulzimmer verdunkelte sich, und auf der Leinwand über dem Kopf des Lehrers erschienen plötzlich die Büßer von Acoma, die sich vor Unserer Lieben Frau niederwarfen, winselnd, wie Josef selbst sie winseln gehört hatte, und vor Jesus am Kreuz und dem Adlerbilde Pukongs ihre Sünden beichteten. Die Schüler brüllten vor Lachen bei diesem Anblick. Winselnd erhoben sich die Büßer, warfen die Oberkleider ab und begannen, sich mit geknoteten Geißeln zu bearbeiten. Verdoppeltes Gelächter übertönte die schallverstärkte Wiedergabe ihres Stöhnens.

„Warum lachen die da?“ fragte der Wilde schmerzlich erstaunt.

„Warum?“ Der Rektor wandte sich ihm, noch breit grinsend, zu. „Warum? Weil es so unerhört komisch ist.“

In dem kinomäßigen Halbdunkel wagte Sigmund eine Gebärde, zu der ihn früher nicht einmal völlige Finsternis ermutigt hätte. Im Bewußtsein seiner neuen Wichtigkeit legte er den Arm um die Hüften der Oberlehrerin. Gertengleich schmiegte sie sich an. Eben wollte er einen Kuß oder zwei rauben, vielleicht auch einen kleinen Knipp wagen, als es wieder hell wurde.

„Begeben wir uns vielleicht weiter“, sagte Fräulein Kerr und schritt zur Tür.

„Und hier“, sagte der Rektor einen Augenblick später, „ist der Schlafschulkontrollraum.“

Hunderte von Synthetophonen, eins für jeden Schlafraum, standen in Regalen an drei Seiten des Saales; in Zellenfächern an der vierten lagen die Tonstreifenrollen, auf denen die verschiedenen Schlafschullektionen aufgezeichnet waren.

„Man legt die Rolle hier ein,“ unterbrach Sigmund Doktor Gaffkes Erklärungen, „drückt auf diesen Knopf . . .“

„Nein, auf den andern“, verbesserte der Rektor geärgert.

„Also auf den. Die Rolle läuft ab. Die Selenzellen verwandeln die Lichtschwingungen in Schallwellen, und . . .“

„Und die Sache ist gemacht“, schloß der Rektor.
„Lesen die Schüler auch Shakespeare?“ fragte der Wilde, als sie auf dem Wege in die biochemischen Laboratorien an der Schulbibliothek vorbeikamen.
„Natürlich nicht“, antwortete die Oberlehrerin und wurde rot.
„Unsere Bibliothek enthält nur Nachschlagewerke“, bemerkte Doktor Gaffke. „Wenn die liebe Jugend sich unterhalten will, kann sie ins Fühlkino gehen. Wir leisten ihnen keinen Vorschub, sich einsamen Zerstreuungen hinzugeben.“
Fünf Omnibusse mit singenden oder schweigend einander umarmt haltenden Knaben und Mädchen rollten an ihnen auf der beglasten Hauptstraße vorbei.
„Eben zurückgekehrt“, erklärte der Rektor, während Sigmund im Flüsterton mit der Oberlehrerin ein Stelldichein für den Abend vereinbarte. „Die waren im Krematorium am Spreeufer. Sterbenormung beginnt im Alter von anderthalb Jahren. Jeder Dreikäsehoch verbringt zwei Vormittage in der Woche in einem Spital für Sterbende. Dort gibt es die erstklassigsten Spielsachen und Schokoladecreme an Sterbetagen. Sie lernen, das Sterben als eine Selbstverständlichkeit hinzunehmen.“
„Wie jeden andern physiologischen Vorgang“, ergänzte die Oberlehrerin sachlich.
Das Stelldichein war für acht Uhr im Adlon vereinbart.

Auf dem Rückflug hielten sie über der Ferngucksfabrik am Siemensdamm.
„Möchten Sie wohl einen Augenblick hier warten, während ich telephoniere?“ fragte Sigmund.
Der Wilde wartete und beobachtete. Die Tagschicht verließ gerade ihre Arbeit. Dichtgedrängt standen die Arbeiter aus den unteren Kasten Schlange vor der Einschienenstation, sieben- bis achthundert Gammas, Deltas und Epsilons, Männer und Frauen, die alle zusammen höchstens zwölf verschiedene Gesichter und Gestalten aufwiesen. Jedem von ihnen schob der Schalterbeamte mit der Fahrkarte ein Pappschächtelchen hin. Langsam kroch die endlose Menschenraupe vorwärts.
„Was ist in diesen Kästchen?“ fragte der Wilde, des ‚Kaufmanns von Venedig‘ eingedenk, als Sigmund zurückkam.
„Die Tagesration Soma“, antwortete Sigmund ziemlich undeutlich, da er gerade ein Stück von Benitos Sexualhormonkaugummi lutschte. „Sie kriegen sie nach Arbeitsschluß. Vier Halbgrammtabletten. An Samstagen sechs.“
Zärtlich nahm er Josef am Arm und ging mit ihm zum Helikopter zurück.

Singend betrat Lenina den Umkleideraum.
„Du scheinst ja sehr mit dir zufrieden“, meinte Fanny.
„Bin ich auch!“ antwortete sie. Zipp! „Vor einer halben Stunde hat Sigmund mich angeläutet.“ Zipp,

zipp! Sie stieg aus ihren Hosen. „Er hat eine unvorhergesehne Zusammenkunft.“ Zipp! „Er fragte, ob ich heute abend den Wilden ins Fühlkino mitnehmen möchte. Ich muß mich sputen.“ Sie eilte ins Badezimmer.

„Das Mädel hat Glück!“ dachte Fanny, ihr nachsehend.

Es lag kein Neid in diesem Gedanken; die gutmütige Fanny stellte lediglich eine Tatsache fest. Ja, Lenina hatte Glück, weil sie zusammen mit Sigmund ein vollgerüttelt Maß von der ungeheuren Berühmtheit des Wilden abbekam und ihr eigenes unbedeutendes Persönchen im Ruhmesglanz der großen Mode des Augenblicks sonnte. Der Sekretär des Fordlichen Mädchenbundes hatte sie aufgefordert, einen Vortrag ‚Meine Erlebnisse mit dem Wilden‘ zu halten. Der Eldoradoklub hatte sie zu seinem jährlichen Festbankett eingeladen. Sogar in der Tönenden Wochenfühlschau war sie erschienen, – sichtbar, hörbar und fühlbar für ungezählte Millionen auf der ganzen Erdkugel.

Nicht weniger schmeichelhaft waren die Aufmerksamkeiten, die ihr von prominenten Persönlichkeiten zuteil wurden. Der Hilfssekretär des amtführenden Weltaufsichtsrats hatte sie zum Abendessen und Frühstück eingeladen. Mit dem Gerichtspräsidenten hatte sie ein Wochenende verbracht und eins mit dem Erzvereinigungskantor von Köln. Der Präsident des Innen- und Außensekrete-Trusts rief sie alle Augenblicke an, und mit

dem Vizegouverneur der Bank von Europa war sie in Deauville gewesen.

„Es ist ja wirklich wundervoll. Und doch“, hatte sie Fanny gestanden, „habe ich das Gefühl, als würde mir das alles durch Vorspieglung falscher Tatsachen zuteil. Denn natürlich will ein jeder zuallererst wissen, wie es sich mit einem Wilden liebt. Und da muß ich antworten, daß ich es nicht weiß.“ Sie schüttelte den Kopf. „Selbstverständlich glauben mir die meisten Männer das überhaupt nicht. Aber es ist wahr. Ich wollte, es wäre nicht wahr“, setzte sie traurig hinzu und seufzte. „Er ist ja soo hübsch, findest du nicht?“

„Mag er dich denn nicht?“ fragte Fanny.

„Manchmal glaube ich, er mag mich, und manchmal, er mag mich nicht. Er weicht mir geflissentlich aus, verläßt das Zimmer, wenn ich eintrete, rührt mich nicht an, würdigt mich keines Blicks. Aber zuweilen, wenn ich mich rasch umwende, ertappe ich ihn, wie er mich anstarrt, und dann – nun, du weißt ja, wie einen die Männer anstarren, wenn man ihnen gefällt.“

Fanny wußte es.

„Ich werde nicht klug daraus“, sagte Lenina.

Sie wurde nicht klug daraus und war darüber nicht nur erstaunt, sondern nahezu aus der Fassung.

„Denn weißt du, Fanny, mir gefällt er nämlich.“

Und zwar von Tag zu Tag mehr. Aber heute war eine günstige Gelegenheit, dachte sie, als sie sich nach dem Bade parfümierte – tupf, tupf, tupf – eine

äußerst günstige Gelegenheit. Ihre frohe Laune flutete in Gesang über:

Drück mich, entrück mich, Geliebtes,
Bis mir die Sinne vergehn,
Denn außer Soma gibt es
Nichts, was wie Liebe so schön.

Die Duftorgel spielte ein köstlich erfrischendes Kräuterkapriccio – Arpeggiowellchen von Thymian und Lavendel, Rosmarin, Basilikum, Myrte und Schlangenkraut, eine Folge kühner Modulationen durch die Gewürztonarten bis nach Ambra, dann langsam zurück über Sandelholz, Kampfer, Zedernholz und frischgemähtes Heu, mit gelegentlichen zart angedeuteten Dissonanzen von Leberpastete und einem leisen Verdacht auf Schweinedünger, zurück zu den schlichten Duftweisen, mit denen das Stück begonnen hatte. Der letzte Hauch von Thymian verflüchtigte sich, Beifallssalven ertönten, die Lichter flammten auf. Im Synthetophon begann sich die Tonstreifenrolle zu drehen. Ein Trio für Hypervioline, Supercello und Ersatzoboe erfüllte die Luft mit angenehmem Schmachten. Dreißig, vierzig Takte, dann schwang sich über dieser instrumentalen Untermalung eine weit mehr als menschliche Stimme trällernd empor; bald kehlig, bald mit Kopftönen, dann wieder hohl gleich einer Flöte oder schwer von brünstigem Wohllaut, stieg sie von Gaspard Forsters tiefster Note an der Grenze des Singbaren auf zu einem Triller, weit höher als das höchste C, das im Jahre 1770 in der

großherzoglichen Oper von Parma Lucrezia Ajugari als einzige Sängerin der Geschichte, zum Erstaunen Mozarts, ein einziges Mal markdurchdringend aus ihrer Kehle entsandt hatte.
In ihre pneumatischen Fauteuils versunken, schnupperten und lauschten Lenina und der Wilde. Nun kam die Reihe an Augen und Haut.
Es wurde finster. Feurige Lettern standen massig und gleichsam aus eigener Kraft im Dunkel. ‚Drei Wochen im Helikopter. Ein hundertprozentiger Super-Sing-Sprech-Farben- und -Fühlfilm mit synchronisierter Duftorgelbegleitung.'
„Fassen Sie die Metallknöpfe auf den Armlehnen Ihres Fauteuils an", flüsterte Lenina. „Sonst spüren Sie nichts."
Der Wilde tat, wie ihm geheißen.
Inzwischen waren die feurigen Lettern verschwunden; zehn Sekunden tiefsten Dunkels; und plötzlich erschien, blendend und unvergleichlich naturgetreuer, als sie in Fleisch und Blut aussehen konnten, wirklicher als Wirklichkeit, das stereoskopische Bild eines riesigen Negers und einer goldhaarigen, kurzschädeligen jungen Beta-plus in seinen Armen.
Dem Wilden gab es einen Riß. Dieses unerhörte Gefühl auf seinen Lippen! Er hob die Hand zum Mund, das Kitzeln hörte auf; er ließ sie auf den Metallknopf zurückfallen, und sofort begann es wieder. Die Duftorgel verhauchte unterdessen reinsten Moschus. Verröchelnd gurrte eine Tonstreifen-Übertaube „Uu-uuh", und mit nur zweiunddreißig

Schwingungen in der Sekunde antwortete ein Baß, tiefer als jemals Afrika gesungen: „Aa-aah!“ „Uuh-aah“, „Uuh-aah!“ Die stereoskopischen Lippenpaare fanden einander von neuem, und wieder bebten die erogenen Gesichtszonen der sechstausend Gloriapalastbesucher in fast unerträglich galvanischer Verzückung. „Uuh . . .“

Die Handlung des Films war äußerst simpel. Auf die ersten Uuhs und Aahs – inzwischen war noch ein Duett gesungen und etwas Liebe auf dem berühmten Bärenfell genossen worden, dessen Haare man tatsächlich jedes einzeln deutlich fühlen konnte, – folgte ein Helikopterunfall, bei dem der Neger auf die Erde hinabstürzte, Kopf voran. Krachbumm! wie das in die Stirnhöhle zwackte! Ein Chor von Auwehs stieg aus dem Publikum auf.

Durch den Aufprall ging die ganze schöne Aufnormung des Negers flöten. Eine wahnsinnige, alles andre ausschließende Begier nach der blonden Beta überfiel ihn. Sie weigerte sich. Er ließ nicht locker. Daraus ergaben sich Kämpfe, Verfolgungen, Überfall auf einen Nebenbuhler und zuletzt eine atemraubende Entführung. Die blonde Beta wurde in die Wolken verschleppt und dort drei Wochen lang in einer höchst unsozialen Zweisamkeit mit dem verrückten Schwarzen gefangen gehalten. Doch endlich gelang es, nach beträchtlichen Abenteuern und akrobatischen Kunststücken, drei gutgebauten Alphajünglingen, die Blonde zu retten. Der Neger wurde in eine Wiederaufnormungsanstalt gesteckt,

und der Film endete glücklich und geziemend damit, daß die blonde Beta allen drei Befreiern ihre Liebe schenkte. Hiebei unterbrachen sie sich für kurze Zeit, um ein synthetisches Quartett mit voller Superorchesterbegleitung zu singen; die Duftorgel spielte dazu Gardenien. Noch einmal erschien das Bärenfell auf der Leinwand, und unter Sexophongeschmetter wurde der letzte stereoskopische Kuß abgeblendet, das letzte elektrische Kitzeln erstarb auf den Lippen gleich einer Motte, die schwächer und schwächer zuckt und sich endlich nicht mehr rührt.

Für Lenina starb die Motte nicht völlig. Als schon die Lichter wieder aufgeflammt waren und sie sich langsam inmitten der Menge zu den Aufzügen schob, spukte die flatternde Motte noch auf ihren Lippen, zog noch immer erschauernde Fährten angstvollen Lustgefühls auf ihrer Haut. Ihre Wangen glühten, ihre Augen schimmerten tauig, ihr Atem ging schwer. Sie drückte den schlaffen Arm des Wilden an sich. Er blickte eine Sekunde auf sie nieder, bleich, schmerzlich, begehrlich und voll Scham über seine Begierde. Er war nicht würdig, nicht . . . Ihre Blicke begegneten einander. Welche Schätze ihre Augen verhießen! Eine königliche Beute an Temperament. Hastig sah er weg und befreite seinen gefangenen Arm. Eine dunkle Angst erfüllte ihn, sie könnte aufhören, etwas zu sein, dessen er sich unwürdig fühlte.

„Meiner Meinung nach sind solche Sachen nichts

für Sie", sagte er und schob so die Schuld an vergangenen oder etwaigen zukünftigen Entgleisungen seines Idealbildes hastig von Lenina auf die Umwelt, in der sie lebte.

„Was für Sachen, Josef?"

„Wie diesen gräßlichen Film."

„Gräßlich?" Sie war ehrlich überrascht. „Ich finde ihn entzückend."

„Er war gemein," sagte er entrüstet, „unwürdig."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht."

Warum war er so merkwürdig, warum wollte er mit Gewalt alle Freude verderben?

Im Lufttaxi sah er sie kaum an. Durch niemals ausgesprochene schwere Eide gebunden, längst außer Kraft geratenen Gesetzen gehorchend, saß er schweigend abgewandt. Manchmal durchlief ein nervöses Zucken seinen ganzen Körper, als hätte ein Finger an einer zum Reißen gespannten Schnur gezupft.

Der Taxikopter hielt auf dem Dach von Leninas Gemeinschaftswohnbau. „Endlich!" dachte sie frohlockend beim Aussteigen. Endlich! – wenn er auch vorhin so merkwürdig gewesen war. Im Schimmer einer Lampe blickte sie in ihren Taschenspiegel. Endlich! Ja, ihre Nase glänzte ein wenig. Sie schüttelte den lockeren Puder von ihrer Quaste. Gerade Zeit genug, während er das Taxi entlohnte. Sie fuhr über die glänzende Stelle. „Er ist schrecklich hübsch", dachte sie dabei. „Er brauchte wirklich nicht so schüchtern zu sein wie Sigmund. Und doch ... Jeder andre Mann hätte es schon längst

getan. Aber jetzt, endlich!" Das Stückchen Gesicht in dem runden Spieglein lächelte sie plötzlich an.
„Gute Nacht", sagte eine erstickte Stimme hinter ihr. Sie fuhr herum. Er stand am Schlag, den starren Blick auf sie geheftet. Wahrscheinlich hatte er sie schon die ganze Zeit, während sie ihre Nase puderte, angestarrt und gewartet, – aber worauf? – hatte gezögert, hatte einen Entschluß zu fassen gesucht und die ganze Zeit nachgedacht, nachgedacht – sie konnte sich nicht vorstellen, über welche ungewöhnlichen Dinge. „Gute Nacht, Lenina", wiederholte er mit seltsam verzerrtem Gesicht und einem Versuch, zu lächeln.
„Aber Josef ... Ich dachte, Sie wollten mit ... Kommen Sie denn nicht ...?"
Er schloß den Schlag und beugte sich vor, um dem Lenker etwas zu sagen. Das Taxi schoß in die Luft empor.
Durch das Fenster im Boden konnte er Leninas aufwärts gewandtes, blasses Gesicht im bläulichen Lampenschimmer erblicken. Ihr Mund war offen, sie rief etwas. Ihre verkürzte Gestalt entschwand pfeilschnell, das kleiner werdende Dachviereck schien in die Nacht hinabzustürzen.
Fünf Minuten später war er daheim. Aus seinem Versteck holte er das mäusebenagte Buch hervor, wandte mit frommer Scheu die fleckigen, verknitterten Seiten und begann ‚Othello' zu lesen. Auch Othello war ein Schwarzer – wie der Held in ‚Drei Wochen im Helikopter'.

Lenina trocknete sich die Augen und ging über das Dach zum Aufzug. Auf der Fahrt ins siebenundzwanzigste Stockwerk hinab nahm sie ihr Somafläschchen heraus. Ein Gramm, entschied sie, genügte nicht; ihr Kummer wog schwerer als ein Gramm. Doch wenn sie zwei Gramm nähme, könnte es geschehn, daß sie morgen nicht rechtzeitig erwachte. Sie wählte den Mittelweg und schüttete in ihre hohle linke Hand drei Halbgrammtabletten.

ZWÖLFTES KAPITEL

Der Wilde wollte nicht öffnen, Sigmund mußte durch die geschlossene Tür schreien.

„Alle sind schon da und warten auf Sie!“

„Lassen Sie sie warten!“ kam es undeutlich zurück.

„Aber Josef, Sie wissen doch ganz gut,“ – wie schwer es ist, jemand zu überreden, wenn man dabei aus Leibeskräften brüllen muß! – „daß ich die Leute eigens eingeladen habe, damit sie Sie kennen lernen.“

„Dann hätten Sie mich vorher fragen sollen, ob ich die Leute kennen lernen will.“

„Sie kamen doch sonst immer, Josef.“

„Eben deswegen komme ich nicht mehr.“

„Mir zuliebe“, bellte Sigmund schmeichelnd. „Wollen Sie nicht mir zuliebe kommen?“

„Nein.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Ja.“

„Aber was soll ich jetzt nur tun?“ wimmerte Sigmund verzweifelt.

„Zum Teufel gehn!“ schrie die Stimme in höchster Gereiztheit zurück.

„Aber der Erzvereinigungskantor von Köln ist heute abend persönlich erschienen.“ Sigmund weinte fast.

„Ai yaa tákwa!“ Nur auf Zuñi konnte der Wilde seinen Gefühlen gegen den Erzkantor gebührenden Ausdruck verleihen. „Háni!“ setzte er bei weiterer

Überlegung hinzu, und dann noch mit wildem Spott: „Sons éso tse-ná.“ Und er spuckte auf den Boden, wie Popé getan hätte.

Zuletzt blieb Sigmund nichts andres übrig, als zermalmt in seine Wohnung zurückzukehren und der ungeduldigen Gesellschaft zu erklären, daß der Wilde heute abend nicht erscheinen werde. Allgemeine Entrüstung. Die Männer waren wütend, weil sie sich so weit hatten foppen lassen, gegen diese Null, diesen anrüchigen Ketzer, höflich zu sein. Je höher ihre Stellung in der Hierarchie, desto tiefer ihr Unwille.

„Und das mir, das mir!“ wiederholte der Erzkantor immer wieder. „Mir!“

Den Damen wurde zu ihrer Entrüstung klar, daß sie sich durch Vorspieglungen hatten herumkriegen lassen, und das von einem kleinen Unhold, dem man versehentlich Alkohol in die Flasche geschüttet hatte, einem Kerl, der aussah wie ein Gammaminus. Es war unerhört, und sie sagten das auch, sagten es immer lauter. Die Oberlehrerin von Pforta war besonders ätzend.

Nur Lenina sagte nichts. Blaß, die blauen Augen von ungewohnter Schwermut umwölkt, saß sie in einer Ecke, von den Aufgeregten ringsum durch ein Gefühl getrennt, das sie nicht teilten. Mit seltsam ängstlicher Vorfreude war sie auf dieser Abendgesellschaft erschienen. „Wenige Minuten noch,“ hatte sie sich beim Eintritt gesagt, „dann werde ich ihn sehn, mit ihm sprechen und ihm sagen,“ – mit

diesem festen Entschluß war sie gekommen – „daß ich ihn lieb habe, lieber als sonst wen auf der Welt. Und dann wird er vielleicht sagen . . .“

Was, was wird er sagen? Das Blut war ihr in die Wangen gestiegen.

„Warum nur war er vergangene Nacht, nach dem Fühlkino, so seltsam? So merkwürdig? Und dabei weiß ich doch ganz genau, daß er mich recht gut leiden kann. Ganz genau . . .“

Gerade in diesem Augenblick eröffnete Sigmund der Gesellschaft, daß der Wilde nicht kommen werde.

Lenina fühlte sich plötzlich von allen Empfindungen bestürmt, die man sonst nur am Anfang einer SRL-Kur durchlebte: grauenhafter Leere, atemraubendem Vorgefühl, Seekrankheit. Ihr Herzschlag setzte aus.

„Vielleicht, weil er mich nicht mag“, sagte sie sich, und sogleich wurde diese Vermutung zu unumstößlicher Gewißheit: Josef kam nicht, weil er sie nicht mochte. Weil er sie nicht mochte . . .

„Na, das ist denn doch stark“, sagte die Oberlehrerin von Pforta zum Krematoriums- und Phosphorrwiedergewinnungsdirektor. „Wenn ich bedenke, daß ich mich tatsächlich von ihm . . .“

„Ja,“ hörte man Fanny Braun sagen, „das mit dem Alkoholgehalt ist ganz bestimmt wahr. Eine Bekannte von mir hat eine Bekannte, die gerade damals im Embryodepot arbeitete. Und die sagte meiner Bekannten, und meine Bekannte sagte mir . . .“

„Unerhört, wirklich unerhört“, sagte Henry Päppler

teilnahmsvoll zum Erzkantor. „Es wird Sie interessieren, daß unser Exdirektor nahe daran war, ihn nach Island zu verschicken.“

Von jedem dieser Worte durchbohrt, ging dem prallen Ballon von Sigmunds seligem Selbstvertrauen die Luft aus. Bleich und verstört, aufgeregt und elend ging er von einem Gast zum andern, stammelte unzusammenhängende Entschuldigungen, beteuerte ihnen, der Wilde werde nächstes Mal bestimmt erscheinen, und bat sie, doch sitzen zu bleiben und ein Karottinbrötchen, ein Schnittchen Vitaminpastete oder ein Glas Champagnersurrogat zu nehmen. Man aß, ohne ihn weiter zu beachten, man trank und sagte ihm Grobheiten ins Gesicht oder sprach hinter seinem Rücken laut und beleidigend über ihn, als wäre er gar nicht anwesend.

„Und nun, moine toiren Froinde,“ sagte der Erzvereinigungskantor von Köln mit der schönen klangvollen Stimme, mit der er die Fordtagsfeierlichkeiten leitete, „nun, moine Froinde, dürfte es wohl an der Zoit soin . . .“ Er erhob sich, stellte sein Glas hin, fegte von seiner purpurnen Viskoseweste die Krümchen eines ansehnlichen Imbisses und schritt zur Tür.

Sigmund schoß auf ihn zu und stellte sich ihm in den Weg.

„Sie wollen wirklich schon, Herr Erzkantor? Es ist doch noch sehr früh. Ich hoffte, Sie würden . . .“

Ach, was hatte er nicht alles erhofft, als Lenina ihm anvertraute, der Erzvereinigungskantor werde sei-

ner Einladung Folge leisten, wenn er ihm schriebe. „Ein äußerst netter Mann, das kannst du mir glauben.“ Und sie hatte Sigmund den kleinen Zippverschluß in Form eines goldenen T gezeigt, den ihr der Erzkantor zur Erinnerung an das Wochenende, das sie in seinem Palais verbrachte, geschenkt hatte. ‚Der Erzvereinigungskantor von Köln und der Wilde haben ihr Erscheinen zugesagt.‘ Auf allen Einladungskarten hatte Sigmund seinen Triumph in die Welt hinausposaunt. Aber der Wilde hatte gerade an diesem Abend für gut befunden, sich in sein Zimmer einzuschließen und „Háni'“ zu brüllen, ja sogar – zum Glück verstand Sigmund nicht Zuñi – „Sons éso tse-ná!“ Der Augenblick, der Sigmunds ganze Laufbahn hätte krönen sollen, war ihm zur tiefsten Demütigung geworden.

„Ich hoffte so sehr . . .“, stammelte er nochmals und sah beschwörend und angstvoll zu dem hohen Würdenträger auf.

„Moin junger Froind“, sagte der Erzkantor hallend, mit feierlicher Strenge. Allgemeine Stille. „Nehmen Sie oinen Rat von mir!“ Er wackelte drohend mit dem Finger. „Bevor es zu spät ist. Oinen guten Rat.“ Er sprach es mit Grabesstimme. „Lassen Sie ab von den Wegen, die Sie wandeln, o lassen Sie ab!“ Er schlug ein T über ihn und wandte sich ab. „Lenina, mein Schatz,“ rief er in völlig verändertem Ton, „folge mir!“

Gehorsam, doch ohne zu lächeln, und für die hohe Ehre ganz unempfindlich, verließ Lenina wenig er-

baut hinter ihm das Zimmer. Die andern Gäste folgten in ehrerbietigem Abstand. Der letzte schlug die Tür zu. Sigmund war allein.
Geplatzt, zusammengeschrumpft, fiel er in einen Stuhl, schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen. Aber ein paar Minuten später besann er sich eines Bessern und nahm vier Somatabletten.

Droben in seinem Zimmer las der Wilde ‚Romeo und Julia'.

Lenina und der Erzkantor stiegen auf dem Dach des Palais aus. „Etwas rascher, moine toire Froindin, – Lenina, wollte ich sagen!" rief der Erzkantor ungeduldig an der Aufzugstür. Lenina, die sich einen Augenblick verweilt hatte, um den Mond zu betrachten, schlug die Augen nieder und eilte über das Dach zu ihm.

‚Neue Theorie der Biologie' hieß die Abhandlung, die Mustapha Rathenau soeben zu Ende gelesen hatte. Mit nachdenklich gerunzelter Stirn saß er eine Weile, dann nahm er die Feder und schrieb quer über das Titelblatt: „Die mathematische Betrachtung des Autors über den Begriff des Zwecks ist originell und höchst begabt, aber ketzerisch und, soweit die gegenwärtige soziale Ordnung betroffen ist, gefährlich und im Keime umstürzlerisch. Zur Veröffentlichung nicht geeignet." Diese Worte unterstrich er. „Der Verfasser ist im Auge zu behalten.

Seine Versetzung nach der Station für Meeresbiologie auf Sankt Helena könnte erforderlich werden.“ Schade, dachte er, während er unterschrieb. Es war ein Meisterwerk. Aber wenn man Erklärungen vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus einreißen ließ, – ja, dann waren die Folgen nicht abzusehen. Solche Gedanken führten unschwer dazu, die Aufnormung der weniger gefestigten Geister der höheren Kasten zu untergraben, ihnen den Glauben an das Glück als das Allerhöchste zu rauben und sie statt dessen den Glauben an ein darüber hinaus liegendes Ziel zu lehren, ein Ziel außerhalb der Reichweite gegenwärtiger Menschenmacht. Solche Irrlehren führten dazu, als Sinn des Daseins nicht die Erhaltung des Wohlstands zu betrachten, sondern etwa die Vertiefung und Verfeinerung des Erkennens, die Vermehrung des Wissens. Möglicherweise, überlegte der Aufsichtsrat, stimmte das sogar. Aber unter den derzeitigen Verhältnissen war es unzulässig. Er nahm nochmals die Feder und zog unter die Worte ‚Zur Veröffentlichung nicht geeignet‘ einen zweiten Strich, dicker und schwärzer noch als der erste. Dann seufzte er.

„Wie glücklich könnte man sein,“ sann er, „wenn man sich nicht ums Glücklichsein sorgen müßte!“

Mit geschlossenen Augen, verzückt strahlenden Gesichts, deklamierte Josef leise ins Leere:

Oh, sie nur lehrt den Kerzen, hell zu glühen!
Wie in dem Ohr des Mohren ein Rubin,

So hängt der Holden Schönheit an den Wangen
Der Nacht; zu hoch, zu himmlisch dem Verlangen . . .

Das goldene T lag schimmernd auf Leninas Brust. Neckisch ergriff es der Erzkantor und zog daran, spielte schäkernd damit. „Ich glaube," sagte Lenina nach einem langen Schweigen, „es wäre das Beste, wenn ich ein paar Gramm Soma nähme."

Unterdessen schlief Sigmund fest und lächelte aus dem nur ihm zugänglichen Paradies seiner Träume. Lächelte, lächelte. Aber unerbittlich rückte alle dreißig Sekunden der Zeiger der elektrischen Uhr über seinem Bett mit kaum merklichem Klicken vor. Klick, klick, klick, klick . . . Es war Morgen. Sigmund befand sich wieder im Jammer von Raum und Zeit. In gedrücktester Stimmung flog er im Lufttaxi zu seiner Arbeit in der Normzentrale. Der Erfolgsrausch hatte sich verflüchtigt, er war wieder nüchtern sein früheres Ich, und, verglichen mit dem Ballon der vergangenen Wochen, war das frühere Ich noch nie um soviel schwerer gewesen als die Umgebung.
Unerwarteterweise zeigte sich der Wilde dem zusammengeschrumpften Sigmund gegenüber sehr teilnahmsvoll.
„Jetzt sind Sie wieder fast so, wie Sie in Malpais waren", sagte er, als Sigmund ihm seine Geschichte klagte. „Erinnern Sie sich an unser erstes Gespräch? Vor der Hütte! Jetzt sind Sie wieder so wie damals."

„Weil ich wieder unglücklich bin, das ist der Grund.“

„Nun, ich wäre lieber unglücklich, als dies unechte, gleisnerische Glück mein eigen zu nennen, dessen Sie sich jüngst erfreuten.“

„Das ist ja allerliebst“, erwiderte Sigmund bitter. „Dabei sind doch Sie an allem schuld. Weigern sich, zu meiner Gesellschaft zu kommen und bringen alle Welt gegen mich auf.“ Er wußte, daß dies eine unsinnige Ungerechtigkeit war, er gestand erst innerlich, dann offen ein, daß alles wahr sei, was der Wilde jetzt über die Nichtswürdigkeit von Freunden sagte, die sich wegen eines so geringfügigen Anstoßes in Feinde und Verfolger verwandelten. Aber trotz alledem nährte Sigmund verstockt neben seinem aufrichtigen Kummer einen heimlichen Groll gegen den Wilden und erwog einen kleinen Rachefeldzug gegen ihn. Dem Erzkantor zu grollen, hatte keinen Sinn; sich an dem Obereinfüller oder dem Prädestinationsstellvertreter rächen zu wollen, war aussichtslos. Als Opfer betrachtet, besaß der Wilde in Sigmunds Augen einen ungeheuren Vorteil vor den anderen: er war zu packen. Zu den Hauptaufgaben eines Freundes gehört es, in gemäßigter symbolischer Form alles zu erdulden, was wir unseren Feinden antun möchten, aber nicht können.

Sigmunds zweiter Opferfreund war Helmholtz. Als er ihn nach seiner Niederlage wieder um die frühere Freundschaft bat, die er in den Tagen des Glanzes nicht des Bewahrens wert gefunden hatte, wurde

Helmholtz wieder sein Freund, ohne Vorwurf, ohne Kommentar, als hätte er vergessen, daß sie je entzweit gewesen waren. Sigmund war gerührt, aber zugleich auch gedemütigt von dieser Seelengröße, die um so ungewöhnlicher und daher um so demütigender war, als sie nicht dem Soma, sondern Helmholtz' Charakter zuzuschreiben war. Es war ein Alltags-Helmholtz, der vergaß und vergab, nicht ein Somaferien-Helmholtz. Sigmund war notgedrungen dankbar, denn es war ein riesiger Trost, seinen Freund wieder zu haben, aber er war auch notgedrungen verstimmt, und es wäre ihm eine Wonne gewesen, sich an Helmholtz für seinen Edelmut irgendwie zu rächen.

Bei ihrem ersten Zusammentreffen nach dem Zwist schüttete ihm Sigmund sein Herz aus und ließ sich trösten. Erst ein paar Tage später erfuhr er zu seiner Überraschung und nicht ohne einen beschämten Gewissensbiß, daß nicht er allein Schwierigkeiten hatte. Auch Helmholtz war mit den höheren Mächten in Konflikt geraten.

„Der Grund sind ein paar Verse", erklärte er. „Ich habe wie gewöhnlich über Gefühlstechnik für Vorgeschrittene im dritten Jahrgang gelesen. Zwölf Vorträge; der siebente handelt von Versen. ‚Über die Verwendung gebundener Rede in ethischer Propaganda und Moralreklame' lautet der genaue Titel. Ich erläutere meine Vorlesung immer mit einer Menge Beispiele aus der Praxis. Diesmal beschloß ich, ihnen eins aus meiner eignen Werkstatt vorzusetzen. Heller

Wahnsinn natürlich, aber ich konnte es mir nicht versagen.“ Er lachte. „Ich war neugierig, zu sehn, wie sie darauf reagierten. Außerdem“, setzte er ernster hinzu, „wollte ich ein bißchen Propaganda treiben und versuchen, in sie dieselben Gefühle hineinzukonstruieren, die ich beim Schreiben hatte. Lieber Ford!“ Er lachte wieder. „Gab das einen Aufruhr! Der Chef ließ mich kommen und drohte mir mit sofortiger Entlassung. Ich bin ein Gezeichneter.“

„Wovon handelten deine Verse?“

„Von der Einsamkeit.“

Sigmund hob die Brauen.

„Wenn du willst, sag ich sie dir her.“ Und Helmholtz begann:

„Gestriges Komitee –
Trommel, geborsten, stumm.
Großstadt um Mitternacht –
Flöten im Vakuum.
Stehende Dynamos,
Lippen, Gesichter im Schlaf.
Stille und Stullenpapier,
Wo sich die Menge traf.
Jeglichem Schweigen enttönt's,
Weint, laut oder leis,
Spricht – wem gehört sie wohl? –
Stimme, die ich nicht weiß.
Abwesend Lippenpaar,
Brüste und, gutgebaut,
Hüften samt Zubehör,
Ferne und doch vertraut,

Werden allmählich Gestalt.
Wessen Gestalt? Und gemacht
Aus welch vertracktem Stoff,
Daß selbst der leeren Nacht
Etwas, das gar nicht ist,
Greifbarkeit leiht und Zweck,
Wogegen Genuß und Genoss'
Schatten nur scheint und Dreck!

Nun, also das gab ich ihnen als Beispiel, und sie verpetzten mich beim Chef."

„Das wundert mich nicht", meinte Sigmund. „Es ist doch glatt gegen ihre ganze Schlafschulweisheit. Vergiß nicht, sie sind mindestens zweihundertfünfzigtausendmal vor der Einsamkeit gewarnt worden!"

„Ich weiß. Aber ich wollte die Wirkung sehn."

„Nun, jetzt hast du sie gesehn."

Helmholtz lachte nur. „Mir ist," sagte er nach einer Pause, „als begänne ich erst jetzt, etwas zu finden, worüber ich schreiben kann. Als käme ich endlich so weit, die Kraft, die ich in mir fühle, diese überschüssige, schlummernde Kraft, zu verwerten. Es scheint etwas über mich gekommen zu sein." Trotz aller Mißhelligkeiten erschien er Sigmund restlos glücklich.

Helmholtz und der Wilde wurden sogleich die besten Freunde. Und zwar so innig, daß sich Sigmund von Eifersucht scharf gezwackt fühlte. In all den vergangenen Wochen war er mit dem Wilden nie so vertraut geworden wie Helmholtz vom ersten Augenblick an. Wenn er die beiden beobachtete,

ihren Gesprächen zuhörte, ertappte er sich manchmal bei dem grollenden Wunsch, sie nie miteinander bekannt gemacht zu haben. Er schämte sich seiner Eifersucht und probierte, sich teils durch feste Entschlüsse, teils durch Soma davon zu befreien. Die Entschlüsse waren jedoch nicht sehr erfolgreich, und die Somaferien dauerten naturgemäß nicht ununterbrochen. Das verhaßte Gefühl kehrte immer wieder.

Bei ihrer dritten Begegnung sprach Helmholtz dem Wilden seine Verse über Einsamkeit vor.

„Was halten Sie davon?“ fragte er.

Der Wilde schüttelte den Kopf. „Hören Sie sich dagegen einmal folgendes an“, erwiderte er, öffnete die Lade, in der er das mäusebeknabberte Buch aufbewahrte, schlug es auf und las:

„Laßt des Vogels lauten Sang
Auf Arabiens Baum allein
Herold und Posaune sein . . .“

Helmholtz lauschte in steigender Erregung. Bei ‚Arabiens Baum‘ gab es ihm einen Ruck, bei ‚ahnendem Geschrei‘ lächelte er freudig überrascht, bei ‚allen Raubgeflügels Schar‘ stieg ihm das Blut in die Wangen, aber bei ‚Sterbeklänge‘ erblaßte er und erzitterte von einem niegekannten Gefühl. Der Wilde las weiter:

„Eigentum – sie hatten keins
Oder hatten es zusammen,
Einen Geist in zweien Namen
Nenn ich weder zwei noch eins.

Die Vernunft, in sich entzweit,
Sah im Tode selbst die beiden
Doch nicht voneinander scheiden . . .“

„Rutschiputschi, Rutschiputschi!“ unterbrach Sigmund die Rezitation laut und häßlich lachend. „Genau wie eine Solidaritätsandachtshymne.“ Er rächte sich an den beiden Freunden, weil sie einander lieber hatten als ihn.

Diese kleine Rache nahm er noch oft bei ihren nächsten zwei, drei Zusammenkünften. Sie war einfach und, weil nichts den Wilden und Helmholtz so schmerzte, als ihren geliebten Verskristall beschmutzt und zertrümmert zu sehn, auch höchst wirksam. Endlich drohte Helmholtz, ihn am Kragen zu nehmen und hinauszuwerfen, wenn er nochmals zu unterbrechen wage. Und doch war, seltsam genug, Helmholtz selbst der Urheber der nächsten und allerschändlichsten Unterbrechung.

Der Wilde las ‚Romeo und Julia‘ vor; und weil er sich die ganze Zeit selbst als Romeo und Lenina als Julia sah, las er bebend vor tiefster Leidenschaft. Helmholtz hörte die erste Begegnung der Liebenden stutzend und mit Interesse an. Die Poesie der Gartenszene entzückte ihn; aber über die Empfindungen, die darin vorkamen, mußte er lächeln. Sich wegen des Beisammenseins mit einem Mädel so aufzuregen, war doch recht lächerlich. In den Einzelheiten betrachtet, Wort für Wort, jedoch eine erstklassige gefühlstechnische Leistung. „Gegen diesen alten Knasterbart“, sagte er, „sind unsre tüchtig-

sten Propagandatechniker die reinsten Waisenknaben.“ Der Wilde lächelte triumphierend und las weiter. Eine Zeitlang ging alles ganz gut bis zur Schlußszene des dritten Aktes, in der Capulet und Lady Capulet ihrer Tochter Julia zusetzen, den Grafen Paris zu heiraten. Helmholtz war während des ganzen Auftritts unruhig gewesen, aber als der Wilde pathetisch Julia darstellte, wie sie ausruft:

Und wohnt kein Mitleid droben in den Wolken,
Das in die Tiefe meines Jammers schaut?
O süße Mutter, stoß mich doch nicht weg!
Nur einen Monat – eine Woche Frist!
Wo nicht, bereite mir das Hochzeitsbette
In jener düstern Gruft, wo Tybalt liegt . . .,

bei dieser Stelle also brach Helmholtz in ununterdrückbares Wiehern aus.

Vater und Mutter – groteske Schweinerei! – die ihrer Tochter einen Mann aufzwangen, den sie nicht haben wollte! Und die dumme Gans sagte nicht rundheraus, daß sie, wenigstens gerade jetzt, einen andern habe, der ihr lieber sei! Die zotige Unsinnigkeit der Szene war unwiderstehlich komisch. Heldenmütig hatte er es zuwege gebracht, seine aufsteigende Lachlust zu unterdrücken, aber ‚süße Mutter‘, vom Wilden in tremolierenden Angsttönen deklamiert, und der Hinweis auf Tybalt, der tot und anscheinend unverbrannt lag und so seinen Phosphor in einer düstern Gruft vergeudete, war zuviel für ihn. Er lachte und lachte, bis ihm die Tränen über die Backen kollerten, hemmungslos, indes der Wilde

ihn, über das Buch hinweg, blaß und außer sich ansah. Als das Gelächter anhielt, klappte er den Band entrüstet zu, erhob sich und schloß das Buch wieder in die Lade wie einer, der seine Perle den Säuen wegnimmt.

„Immerhin," sagte Helmholtz, nachdem er genügend verschnauft hatte, um sich zu entschuldigen und der Wilde so weit besänftigt war, daß er den Erklärungen zuhörte, „immerhin weiß ich recht gut, daß man dergleichen lächerliche, verrückte Situation braucht, um wirklich gut schreiben zu können. Wie brachte es der alte Knasterbart zuwege, ein so hervorragender Propagandatechniker zu sein? Weil er so reich an irrsinnigen, herzzerreißenden Dingen war, über die er sich aufregen konnte. Man muß verwundet und verstört sein, damit einem die wirklich guten, röntgenstrahlengleich durchdringenden Worte einfallen. Aber Vater und Mutter!" Er schüttelte den Kopf. „Sie können von mir nicht verlangen, daß ich ernst bleibe, wenn von Vater und Mutter die Rede ist. Und wen regt es auf, daß einer ein Mädel hat oder nicht?"

Der Wilde zuckte zusammen, aber Helmholtz starrte nachdenklich zu Boden und bemerkte es nicht.

„Nein," seufzte er, „so geht das nicht. Wir brauchen Wahnsinn und Heftigkeit von andrer Art. Aber welche? Und wo findet man sie?" Er schwieg. „Ich weiß es nicht," sagte er endlich kopfschüttelnd, „ich weiß es nicht."

DREIZEHNTES KAPITEL

Im Dämmerlicht des Embryodepots tauchte Henry Päppler auf.

„Möchtest du heute abend mit mir ins Fühlkino gehen?“

Lenina schüttelte stumm den Kopf.

„Gehst du mit einem andern aus?“ Es interessierte ihn immer, welcher seiner Freunde mit welcher seiner Freundinnen schlief. „Mit Benito?“ fragte er.

Neuerliches Kopfschütteln.

Henry gewahrte die Müdigkeit dieser purpurnen Augen, die Blässe unter der Lupuslasur, den Kummer in den Winkeln des ernsten, scharlachroten Mundes. „Du bist doch nicht am Ende krank?“ erkundigte er sich, ein wenig besorgt, daß sie vielleicht gar an einer der wenigen noch immer nicht ausgerotteten Infektionskrankheiten leide.

Zum dritten Male schüttelte Lenina den Kopf.

„Jedenfalls geh nur hübsch zum Arzt“, empfahl Henry. „Je gedrückter, je verstockter, desto nötiger der Doktor“, sagte er bieder und brachte diesen Schlafschultrostspruch mit einem Klaps auf die Schulter an. „Vielleicht brauchst du einen Schwangerschaftsersatz“, meinte er, „oder eine besonders starke SRL-Kur. Manchmal, weißt du, genügt die übliche Behandlung nicht ganz ...“

„Um Fords willen, halt den Mund!“ brach Lenina ihr hartnäckiges Schweigen und wandte sich wieder den vernachlässigten Embryos zu.

Eine SRL-Kur, ha! Sie hätte laut lachen mögen, wenn ihr nicht zum Weinen gewesen wäre. Als ob sie nicht genug natürliche RL gehabt hätte! Tief seufzend füllte sie die Spritze wieder. „Josef," murmelte sie vor sich hin, „ach, Josef . . ."

„Du lieber Ford," überlegte sie, „habe ich nun dem da seine Injektion gegen Schlafkrankheit gegeben oder nicht?" Sie konnte sich einfach nicht mehr erinnern. Zuletzt entschied sie sich dafür, ihn lieber nicht der Gefahr einer doppelten Dosis auszusetzen, und ging zur nächsten Flasche auf dem laufenden Band.

Zweiundzwanzig Jahre, acht Monate und vier Tage nach diesem Augenblick geschah es, daß ein hoffnungsvoller junger alpha-minus Verwalter in Mbansa-Mbansa an Trypanosomiasis starb, – der erste Fall seit mehr als einem halben Jahrhundert.

Seufzend setzte Lenina ihre Arbeit fort.

Eine Stunde später erging sich Fanny im Umkleideraum in heftigen Einwänden. „Das ist ja geschmacklos, einen Zustand soweit zu treiben! Einfach geschmacklos. Und warum das alles? Wegen eines Mannes. Eines einzigen Mannes!"

„Aber er ist der Mann, den ich will."

„Es gibt Millionen andre."

„Die will ich aber nicht."

„Woher weißt du das, wenn du es nicht mit ihnen versucht hast?"

„Ich habe es versucht."

„Wie viele denn?" fragte Fanny mit geringschätzigem Achselzucken. „Einen, zwei?"

„Dutzende.“ Sie schüttelte den Kopf. „Aber es half nichts.“

„Du darfst dich nicht entmutigen lassen“, sagte Fanny salbungsvoll, doch ihr Vertrauen auf ihr Rezept war sichtlich erschüttert. „Nur Ausdauer führt zum Ziel.“

„Aber unterdessen . . .“

„Denk nicht an ihn!“

„Ich muß aber.“

„Dann nimm Soma!“

„Das tue ich ja.“

„Nimm weiter Soma.“

„Aber in der Zwischenzeit hab ich ihn noch immer lieb. Und werde ihn immer lieb haben.“

„Nun,“ sagte Fanny sehr entschieden, „warum gehst du dann nicht einfach hin und nimmst ihn dir? Ob er will oder nicht.“

„Du ahnst ja nicht, wie furchtbar absonderlich er ist.“

„Ein Grund mehr, energisch vorzugehen.“

„Das ist leicht gesagt.“

„Laß dir den Unsinn nicht gefallen. Handle!“ Ihre Stimme war Trompetenschall; sie hätte einen Vortrag für heranwachsende Beta-minusse im Fordlichen Mädchenbund halten können. „Handle, und zwar gleich! Auf der Stelle!“

„Ich werde mich zu Tode fürchten“, wandte Lenina ein.

„Du brauchst vorher nur ein halbes Gramm Soma zu nehmen. So, und jetzt geh ich baden.“ Sie schlenderte davon, ihr Badetuch nachschleifend.

Es läutete. Der Wilde, voll ungeduldiger Erwartung, daß Helmholtz heute nachmittag kommen werde, sprang auf und lief zur Tür. Er hatte sich endlich entschlossen, mit Helmholtz über Lenina zu sprechen, und ertrug den Aufschub seiner Geständnisse keinen Augenblick länger.

„Eine Ahnung sagte mir, daß du es seist, Helmholtz!“ rief er beim Öffnen.

Auf der Schwelle stand, in einem Matrosenanzug aus weißem Azetatsatin, ein weißes Barett kokett auf das linke Ohr gestülpt, Lenina.

„Oh!“ machte der Wilde, als habe ihm jemand einen wuchtigen Schlag auf den Schädel versetzt.

Mit einem halben Gramm im Leibe hatte sich Lenina stark genug gefühlt, ihre Besorgnisse und Hemmungen zu vergessen. „Tag, Josef“, sagte sie lächelnd und trat an ihm vorbei ins Zimmer. Mechanisch schloß er die Tür und folgte ihr. Sie setzte sich. Langes Schweigen.

„Sie scheinen ja über meinen Besuch nicht sehr erfreut, Josef?“ bemerkte sie endlich.

„Nicht erfreut?“ Vorwurfsvoll blickte er sie an. Und plötzlich fiel er vor ihr auf die Kniee, ergriff ihre Hand und küßte sie ehrfürchtig. „Nicht erfreut! Ach, wenn Sie doch wüßten!“ flüsterte er und wagte es, den Blick zu ihr zu erheben. „Bewunderte Lenina!“ fuhr er fort. „In der Tat der Gipfel der Bewundrung; was die Welt am höchsten achtet, wert.“

Sie lächelte ihm mit verführerischer Zärtlichkeit zu. „Denn Ihr, o Ihr, so ohnegleichen,“ – sie neigte sich

ihm mit offenen Lippen hin – „so ohnegleichen, so vollkommen“ – näher, immer näher – „seid vom Besten jegliches Geschöpfs erschaffen.“ Noch näher. Plötzlich sprang er auf. „Und deshalb,“ sagte er abgewandten Blicks, „deshalb wollte ich erst eine Tat vollbringen . . . Ich meine: zeigen, daß ich Ihrer würdig bin. Nicht, daß ich das je wirklich erreichen könnte. Aber immerhin zeigen, daß ich nicht ganz unwürdig bin, und etwas Großes tun.“

„Warum Sie es überhaupt für nötig halten . . .“ begann Lenina, aber sie sprach nicht zu Ende. In ihrem Ton lag eine Spur von Gereiztheit. Wenn man sich mit offenen Lippen näher, immer näher geneigt hat und dann plötzlich, wenn der dumme Tölpel sich auf die Beine rappelt, entdeckt, daß man sich leerer Luft hingeneigt hat, nun dann hat man, selbst mit einem halben Gramm Soma im Blutkreislauf, wohl triftigen Grund zum Ärger.

„In Malpais“, murmelte der Wilde ohne jeden Zusammenhang, „mußte man ihr das Fell eines Berglöwen zu Füßen legen, wenn man sie heiraten wollte, meine ich. Oder ein Wolfsfell.“

„In Europa gibt es keine Löwen“, zischte Lenina.

„Und selbst wenn es sie gäbe,“ fügte der Wilde mit plötzlich erwachtem, verachtungsvollem Abscheu hinzu, „würde man sie vom Helikopter aus erlegen, mit Giftgas oder dergleichen. Ich aber täte das nicht, Lenina.“ Er straffte die Schultern, wagte einen Blick auf sie und begegnete nur dem starren Ausdruck ungehaltener Verständnislosigkeit. Verwirrt

widerrief er: „Alles will ich tun!“ Seine Reden wurden immer unzusammenhängender. „Alles, was Sie mich heißen: Sie wissen, es gibt mühevolle Spiele, und die Arbeit erhöht die Lust daran. Dasselbe Gefühl habe ich. Wenn Sie es wünschen, würde ich den Boden fegen.“

„Dazu sind Staubsauger da“, antwortete Lenina erstaunt. „Das hätte doch gar keinen Zweck.“

„Natürlich nicht. Jedoch manch schnöder Dienst wird rühmlich übernommen. Verstehn Sie denn nicht? Ich möchte irgendeinen schnöden Dienst rühmlich übernehmen.“

„Aber wenn man doch Staubsauger dazu hat . . .“

„Darum handelt es sich nicht.“

„. . . die von Epsilon-Halbtrotteln bedient werden? Also wirklich, wozu?“

„Wozu? Für Sie natürlich, für Sie. Nur um zu zeigen, daß ich . . .“

„Und was in aller Welt Staubsauger mit Berglöwen zu tun haben . . .?“

„Zu zeigen, wie sehr ich . . .“

„Oder Löwen mit der Freude über meinen Besuch . . .?“ Sie wurde immer gereizter.

„Wie sehr ich dich liebe, Lenina“, stieß er fast verzweifelt hervor.

Das Blut strömte in Leninas Wangen, Sinnbild der in ihrem Innern aufwallenden seligen Überraschung. „Ist das dein Ernst, Josef?“

„Ich wollte es nicht sagen!“ rief der Wilde, die Hände wie im Todeskampf verkrampft. „Noch

nicht ... Höre, Lenina: in Malpais heiraten die Leute."

„Was tun sie?" Gereiztheit begann sich wieder in ihre Stimme einzuschleichen. Wovon sprach er da nur?

„Für ewig. Sie geloben, für immer miteinander zu leben."

„Das ist ja ein grauenhafter Einfall!" Sie war ehrlich entrüstet.

„Die Schönheit überdauernd durch ein Herz, das frisch erblüht, ob auch das Blut uns altert."

„Wa-as?"

„Das ist so wie die andre Stelle im Shakespeare: ‚Zerreißt du ihr den jungfräulichen Gürtel, bevor der heil'gen Feierlichkeiten jede nach hehrem Brauch verwaltet werden kann ...'"

„Um Fords willen, Josef, sprich doch vernünftig! Ich verstehe ja kein Wort. Erst Staubsauger, dann Gürtel! Du machst mich verrückt." Sie sprang auf; aus Furcht, daß er ihr leibhaftig davonlaufen könnte, wie er ihr schon im Geiste entwischt war, packte sie ihn am Handgelenk. „Jetzt gib mir Antwort auf eine Frage! Hast du mich wirklich lieb oder nicht?"

Einen Augenblick lang schwieg er, dann sagte er ganz leise: „Ich lieb dich mehr als alles auf der Welt."

„Warum hast du es dann nicht gleich gesagt?" rief sie, so außer sich, daß sie ihm ihre spitzen Fingernägel ins Handgelenk grub. „Statt von Gürteln,

Staubsaugern und Berglöwen drauflos zu faseln und mich wochenlang leiden zu lassen!“
Sie ließ seine Hand los und stieß sie zornig von sich. „Wenn ich dich nicht so lieb hätte, wäre ich wütend über dich.“
Und plötzlich lagen ihre Arme um seinen Hals, ihre Lippen weich auf den seinen. So köstlich weich, so glühend und elektrisierend, daß er an die Umarmungen in ‚Drei Wochen im Helikopter‘ denken mußte. Aah, aah, die stereoskopische Goldblonde, und uuh, der überlebenswahre Mohr. Grauen, Grauen, Grauen . . . Er versuchte sich zu befreien, aber sie umschlang ihn fester.
„Warum hast du es denn nicht gesagt?“ flüsterte sie und bog den Kopf zurück, um ihn anzusehn, zärtlichen Vorwurf im Blick.
„Nicht die dämmerigste Höhle, nicht der bequemste Platz,“ donnerte die Dichterstimme des Gewissens, „die stärkste Lockung, so unser böser Genius vermag, soll meine Ehre je in Wollust schmelzen. Nein, niemals, niemals!“ gelobte er.
„Du dummer Junge!“ sagte sie. „Ich hab mich ja so nach dir gesehnt! Und wenn du dich auch nach mir sehntest, warum hast du dann nicht . . .?“
„Hör doch, Lenina . . .“ begann er abwehrend. Sie löste sofort die Arme von seinem Nacken und trat einen Schritt zurück; einen Augenblick lang glaubte er, sie habe seine unausgesprochene Andeutung begriffen. Als sie aber ihren weißen Patronengürtel losschnallte und sorgfältig über einen Stuhlrücken

hängte, begann er zu argwöhnen, daß er sich geirrt habe.

„Lenina!“ wiederholte er ängstlich.

Sie hob die Hand zum Halse und zog von oben nach unten; ihre weiße Matrosenbluse stand bis zum Saum offen. Sein Argwohn verdichtete sich zu allzu fester Gewißheit. „Lenina, was tust du?“

Zipp, zipp! war die stumme Antwort. Sie stieg aus ihren Glockenhosen. Ihr Zipphemdhöschen war mattrosa wie das Innere einer Muschel. Das goldene T des Erzvereinigungskantors baumelte auf ihrer Brust.

„Denn diese Milchbrust, die durch das Fenster kirrt der Männer Augen . . .“ Die melodisch donnernden Zauberworte ließen sie doppelt gefährlich und verführerisch erscheinen. „Die stärksten Schwüre sind Stroh für feurig Blut. Enthalt dich mehr, sonst . . .“

Zipp! Das rosig Rundliche teilte sich wie ein sauber zerschnittener Apfel. Ein Winden der Arme, ein Heben erst des rechten, dann des linken Fußes: das Zipphemdhöschen lag leblos, wie geplatzt, auf der Erde.

In Schuhen und Socken, die kokett aufgesetzte weiße Kappe noch über dem Ohr, näherte sie sich ihm. „Liebster, Allerliebster! Wenn du es doch schon früher gesagt hättest!“ Sie streckte ihm die Arme entgegen.

Aber statt seinerseits „Liebste!“ zu sagen und die Arme auszubreiten, wich der Wilde schreckerfüllt zurück und schwenkte die Hände, als suchte er ein

eingedrungenes gefährliches Tier zu verscheuchen. Vier Schritte wich er zurück, dann hielt ihn die Wand auf.

„Süßer!“ gurrte Lenina, legte ihm die Hände auf die Schultern und drückte sich an ihn. „Nimm mich um den Hals!“ befahl sie. „Drück mich, entrück mich, Geliebtes!“ Oh, auch ihr stand Poesie zur Verfügung, sie kannte Worte voll Gesang und Zauberkraft und Trommelklang. „Küß mich,“ sie schloß die Augen, ihre Stimme war nur noch ein schläfriges Murmeln, „bis mir die Sinne vergehn . . .“

Der Wilde packte sie an den Gelenken, riß ihre Hände von seinen Schultern und stieß sie roh auf Armeslänge von sich.

„Au, du tust mir ja weh, du . . . au!“ Sie schwieg plötzlich. Vor Schreck vergaß sie den Schmerz. Sie hatte die Augen geöffnet und sein Gesicht gesehn, nein, nicht seines, sondern das blasse, verzerrte Gesicht eines wilden Fremden, zuckend in toller, unerklärlicher Wut. Entgeistert stammelte sie: „Ja, was ist nur los mit dir, Josef?“

Er antwortete nicht, sondern starrte sie stumm mit seinen wahnsinnigen Augen an. Seine Hände, um ihre Gelenke geklammert, zitterten. Sein Atem ging schwer und unregelmäßig. Plötzlich hörte sie ihn mit den Zähnen knirschen, ganz schwach, aber beängstigend. „Was ist denn los?“ kreischte sie fast.

Wie durch ihren Schrei erweckt, faßte er sie an den Schultern und schüttelte sie. „Dirne!“ rief er. „Dirne! Schamlose Metze!“

„O nicht, ni-icht!“ flehte sie, und ihre Stimme kippte lächerlich.
„Dirne!“
„Bi-itte!“
„Verfluchte Dirne!“
„Ein Gra-amm versu-uchen . . .“, begann sie.
Er gab ihr einen so heftigen Stoß, daß sie stolperte und fiel. „Geh,“ schrie er, drohend über ihr stehend, „geh mir aus den Augen, oder ich töte dich!“ Er ballte die Fäuste.
Schützend hob Lenina den Arm vors Gesicht. „Nein, bitte nicht, Josef . . .“
„Aufstehen! Rasch!“
Den Arm noch immer erhoben, mit entsetztem Blick jede seiner Bewegungen verfolgend, raffte sie sich auf und machte geduckt, ihren Kopf schützend, einen Satz zum Badezimmer.
Der heftige Schlag, mit dem er ihren Abgang beschleunigte, klang wie ein Pistolenschuß.
„Au!“ Lenina tat einen Sprung.
Im sichern Port des Badezimmers konnte sie in Muße die Schäden feststellen. Über ihre linke Schulter zurückblickend, konnte sie im Spiegel den Abdruck einer geöffneten Hand deutlich und scharlachrot auf der perlfarbenen Haut erblicken. Sachte rieb sie die betroffene Stelle.
Im Nebenzimmer schritt der Wilde auf und ab, marschierte, marschierte zum Takt der Trommeln und Musik der Zauberworte. „Der Zeisig tut's, die kleine goldne Fliege, vor meinen Augen buhlt sie.

Und doch sind Iltis nicht und hitz'ge Stute so ungestüm in ihrer Brunst. Vom Gürtel nieder sind's Zentauren, wenn auch von oben Weib; nur bis zum Gürtel sind sie den Göttern eigen: jenseits alles gehört den Teufeln. Dort ist Hölle, Nacht, dort ist der Schwefelpfuhl, Brennen, Sieden, Pestgeruch, Verwesung, – pfui, pfui, pfui! Pah! Pah! Gib etwas Bisam, guter Apotheker, meine Phantasie zu würzen!"

„Josef!" wagte sich ein schmeichelndes Stimmchen aus dem Badezimmer. „Josef!"

„O du Unkraut, so reizend lieblich und von Duft so süß, daß du den Sinn betäubst! Dies reine Blatt, dies schöne Buch nur dazu, um Metze drauf zu schreiben? Den Himmel ekelt's . . ."

Aber ihr Parfüm umschwebte ihn noch immer, seine Jacke war weiß vom Puder, der ihren samtnen Leib überduftet hatte. „Schamlose Metze, schamlose Metze!" Unerbittlich hämmerte sich der Rhythmus ein. „Schamlose . . ."

„Josef, könnte ich nicht meine Kleider bekommen?"

Er las die Glockenhosen, die Bluse und das Zipphemdhöschen auf.

„Mach auf!" befahl er mit einem Tritt gegen die Tür.

„Nein. Bestimmt nicht." Ihre Stimme klang erschrocken und trotzig.

„Wie soll ich dir dann deine Kleider geben?"

„Schieb sie durch den Ventilator über der Tür!"

Er tat es und nahm seinen unruhigen Rundgang

durch das Zimmer wieder auf. „Schamlose Metze, schamlose Metze! Der Unzuchtteufel mit dem feisten Bauch und dem Kartoffelfinger . . .“

„Josef!“

Er antwortete nicht. „Mit feistem Bauch und dem Kartoffelfinger.“

„Josef!“

„Was gibt's?“ fragte er barsch.

„Möchtest du mir wohl meinen Malthusgürtel reichen?“

Lenina saß und lauschte auf seine Schritte nebenan; wie lange würde er wohl so auf und ab marschieren? Sollte sie warten, bis er die Wohnung verlassen hätte, oder war es geheuer, seinem Wahnsinnsanfall Zeit zum Abklingen zu lassen, dann die Badezimmertür zu öffnen und zu fliehn?

Das Telephon im Nebenzimmer klingelte mitten in diese ängstlichen Erwägungen. Mit einem Schlage hörte das Marschieren auf. Sie vernahm die Stimme des Wilden im Zwiegespräch mit dem Schweigen.

„Hallo?“

. . . . . .

„Jawohl.“

. . . . . .

„Wenn ich mir nicht fälschlich mein eigenes Ich anmaße, so bin ich es.“

. . . . . .

„Ja. Haben Sie mich denn nicht verstanden? Hier spricht der Wilde.“

. . . . . .

„Was? Wer ist krank? Natürlich interessiert mich das!“

. . . . . .

„Aber ist es gefährlich? Geht es ihr wirklich schlecht? Ich komme sofort . . .“

. . . . . .

„Nicht mehr in ihrer Wohnung? Wohin hat man sie gebracht?“

. . . . . .

„O mein Gott! Wie ist die Adresse?“

. . . . . .

„Parkstraße drei – ja? Drei? Danke.“

Lenina hörte das Klicken des hingehängten Hörers, dann hastige Schritte. Eine Tür fiel zu. Dann Stille. War er wirklich weg?

Mit unendlicher Vorsicht öffnete sie die Tür einen Zentimeter, spähte durch den Spalt; durch den Anblick der Leere ermutigt, öffnete sie etwas weiter und steckte den Kopf ganz hinaus; schlich endlich auf den Zehenspitzen ins Zimmer, stand ein paar Sekunden mit laut klopfendem Herzen da und lauschte, lauschte. Dann schoß sie zum Eingang, öffnete, schlüpfte hinaus, warf die Tür zu und rannte. Erst als sie im Aufzug schon den Schacht hinunterglitt, fühlte sie sich allmählich in Sicherheit.

VIERZEHNTES KAPITEL

Das Moribundenspital in der Parkstraße war ein sechzig Stockwerke hoher primelgelber Kachelturm. Als der Wilde aus dem Lufttaxi stieg, erhob sich surrend ein Kondukt bunter Leichenflugwagen vom Dach und schoß über den Park nach Westen zum Krematorium am Spreeufer. An der Aufzugtür gab ihm der diensthabende Portier die gewünschte Auskunft, worauf er in die siebzehnte Etage zu Saal 81, in der Abteilung für galoppierende Senilität (wie der Portier erklärte), hinabfuhr.

Es war ein großer Raum, strahlend von Sonnenschein und gelber Tünche, mit zwanzig Betten, alle besetzt. Linda starb in Gesellschaft und mit allem modernen Komfort. Die Luft war ständig belebt von munteren synthetischen Weisen. Am Fuße jedes Bettes, dem Sterbenden gegenüber, stand ein Fernguckkasten, der gleich einem laufenden Wasserhahn von morgens bis nachts aufgedreht war. Alle Viertelstunden änderte sich das vorherrschende Parfüm im Raume von selbst.

„Wir bemühen uns," erklärte die Pflegerin, die den Wilden an der Tür in Empfang genommen hatte, „hier eine einwandfrei angenehme Stimmung zu schaffen, eine Art Mittelding zwischen einem Hotel ersten Ranges und einem Fühlfilmpalast, wenn Sie mich verstehen."

„Wo ist sie?" fragte der Wilde, ohne diese höflichen Erklärungen zu beachten.

Die Pflegerin war gekränkt. „Haben Sie's aber eilig!“ sagte sie.
„Ist Hoffnung vorhanden?“ fragte er.
„Sie meinen, daß sie nicht stirbt?“ Er nickte. „Nein, natürlich nicht. Wenn jemand einmal hiehergebracht wird, gibt es keine . . .“ Von dem schmerzlichen Ausdruck seines bleichen Gesichts überrascht, brach sie plötzlich ab. „Ja, was haben Sie nur?“ fragte sie. Solche Dinge war sie von Besuchern nicht gewöhnt. Übrigens kamen nicht viele Besucher; sie hatten auch keinen Grund, zu kommen. „Sind Sie am Ende krank?“
Er schüttelte den Kopf. „Sie ist meine Mutter“, sagte er kaum hörbar.
Die Pflegerin blickte ihn fassungslos und entsetzt an, dann schlug sie schnell die Augen nieder. Vom Hals bis an die Schläfen war sie glühend rot.
„Führen Sie mich zu ihr!“ sagte der Wilde, mit einer Anstrengung, in alltäglichem Ton zu sprechen.
Noch immer schamrot, führte sie ihn durch den Saal. Jugendfrisch gebliebene, faltenlose Gesichter – denn die Senilität galoppierte so rasch, daß sie keine Zeit fand, die Wangen zu altern, nur Herz und Hirn, – wandten sich ihnen beim Vorübergehen mit dem ausdruckslosen, neugierlosen Blick der zweiten Infantilität nach. Der Wilde schauderte, als er sie sah.
Linda lag im letzten Bett der langen Reihe, gleich an der Wand. Durch Kissen gestützt, beobachtete sie die Schlußrunden der Riemannschen Feldtennis-

meisterschaft von Südamerika, die sich schweigend und verkleinert auf der Bildfläche des Fernguckkastens zu Füßen des Bettes abspielten. Hieher und dorthin, quer über das Viereck beleuchteten Mattglases flitzten die lautlosen Figürchen, gleich Fischen im Aquarium, – die stummen, aber aufgeregten Insassen einer andern Welt.

Linda sah mit verschwommenem, verständnislosem Lächeln zu. Ihr bleiches, aufgedunsenes Gesicht trug einen Ausdruck verblödeter Seligkeit. Von Zeit zu Zeit schlossen sich ihre Lider, und sie schien ein paar Sekunden zu dösen. Dann erwachte sie mit einem kleinen Ruck, sah die Aquariumshechtsprünge der Tennischampions, hörte die Super-Vox-Wurlitzeriana ‚Drück mich, entrück mich' spielen, roch den warmen Lufthauch von Verbena, der durch den Ventilator über ihrem Kopf blies, nahm alle diese Dinge wahr, oder vielmehr einen Traum, dessen wunderbare Bestandteile diese Dinge, verwandelt und verschönt durch das Soma in ihrem Blut, bildeten. Und dann lächelte sie wieder ihr entstelltes, entfärbtes Lächeln kindischer Zufriedenheit.

„Ich muß jetzt gehn", sagte die Pflegerin. „Meine Simultankinderchen kommen. Außerdem habe ich Nummer drei da," sie zeigte den Saal hinauf, „der jede Minute abkratzen kann. Also, machen Sie sich's bequem bei uns!" Sie ging munter von dannen. Der Wilde setzte sich neben das Bett.

„Linda!" flüsterte er und ergriff ihre Hand.

Beim Klang ihres Namens wandte sie den Kopf. Wiedererkennen leuchtete in ihrem unbestimmten Blick auf. Sie drückte seine Hand, lächelte, und ihre Lippen bewegten sich, aber plötzlich fiel ihr Kopf vorwärts. Sie war wieder eingeschlafen. Er saß und betrachtete sie, suchte hinter dem müden Fleisch, suchte und fand jenes strahlend junge Gesicht, das sich über seine Kindheit in Malpais gebeugt hatte, entsann sich mit geschlossenen Augen ihrer Stimme, ihrer Bewegungen und aller gemeinsamen Erlebnisse. ‚Hopp, hopp, hopp, Bazillchen, lauf Galopp ...' Wie schön sie gesungen hatte! Und welch geheimnisvoller Zauber in jenen Kinderreimen lag:

A, B, C, Vitamin D,
Das Fett ist in der Leber,
Der Dorsch ist in der See.

Er fühlte die heißen Tränen hinter seinen Lidern aufquellen, als er sich an diese Worte und Lindas Gesang erinnerte. Und dann der Leseunterricht: ‚Die Katze liegt auf der Tasche. Das Kindchen in der Flasche.' Und der Leitfaden der Embryoaufnormung. Die langen Abende am Herdfeuer oder, zur Sommerszeit, auf dem Hüttendach, wenn sie ihm Geschichten vom Jenseits außerhalb der Reservation erzählte, dem über alle Maßen herrlichen Jenseits, das er noch immer in seiner Erinnerung wie ein himmlisches Paradies der Güte und Schönheit unversehrt und unberührt bewahrte, unbefleckt von seinem Zusammenstoß mit der Wirklichkeit Berlins und seiner zivilisierten Bewohner.

Ein schrilles Geschrei erhob sich plötzlich; er öffnete die Augen, wischte hastig die Tränen weg und sah sich um. Ein anscheinend endloser Strom identischer achtjähriger Simultanbrüder ergoß sich in den Saal. Zwilling auf Zwilling, einer nach dem andern, – es war ein Alptraum. Ihre Gesichter, ihr endlos vervielfältigtes Gesicht, denn sie hatten alle ein und dasselbe, starrten koboldhaft, nichts als Nasenlöcher und blasse, vortretende Augen. Ihre Uniform war khakifarben. Alle hatten die Mäuler aufgerissen. Quiekend und schnatternd ergossen sie sich in den Raum, der im Nu von ihnen zu wimmeln schien. Sie schwärmten zwischen den Betten umher, überkletterten sie, krochen unten durch, stierten in die Fernguckkasten und schnitten den Patienten Gesichter.
Linda versetzte sie in Staunen und beträchtlichen Schreck. Eine Gruppe stand, zum Klumpen geballt, zu Füßen ihres Bettes und glotzte mit der erschrockenen, blöden Neugier von Tieren, die sich plötzlich dem Unbekannten gegenübersehn.
„O sieh doch, sieh doch!“ Sie sprachen gedämpft und furchtsam. „Was hat sie nur? Weshalb ist sie so dick?“
Noch nie hatten sie ein Gesicht gesehn, das gleich diesem nicht mehr jugendlich und glatthäutig war, noch nie einen Körper, der seine aufrechte Schlankheit verloren hatte. Alle diese sterbenden Sechzigerinnen sahen aus wie Sechzehnjährige. Linda mit ihren Vierundvierzig schien dagegen ein Ungetüm an greisenhafter Welke und Entstellung.

„Ist sie nicht gräßlich?“ flüsterten sie. „Seht ihre Zähne an!“

Plötzlich tauchte unter dem Bett hervor ein mopsgesichtiger Zwilling zwischen Josefs Stuhl und der Wand auf und starrte der schlafenden Linda ins Gesicht.

„Also so was ...“ begann er, aber seine Worte gingen vorzeitig in ein Quieken über. Der Wilde hatte ihn beim Kragen genommen, über den Stuhl emporgehoben, versetzte ihm eine tüchtige Ohrfeige und jagte den Heulenden davon.

Auf sein gellendes Geschrei kam die Oberpflegerin zur Rettung herbeigeeilt. „Was haben Sie ihm getan?“ fragte sie erbost. „Sie haben Kinder nicht zu schlagen!“

„Dann halten Sie sie von diesem Bett ab!“ Die Stimme des Wilden bebte vor Entrüstung. „Was haben diese Dreckfinken hier überhaupt zu suchen? Es ist ein Skandal!“

„Wieso Skandal? Sie werden sterbegenormt, an den Anblick des Todes gewöhnt. Und ich mache Sie aufmerksam,“ warnte sie in scharfem Ton, „wenn Sie sich noch einmal in ihre Aufnormung mengen, lasse ich Sie von den Wärtern hinauswerfen.“

Der Wilde erhob sich und näherte sich ihr ein paar Schritte; seine Bewegungen und seine Miene waren so bedrohlich, daß die Pflegerin erschrocken zurückwich. Mühsam beherrschte er sich, wandte sich wortlos ab und setzte sich wieder ans Bett.

Neu ermutigt, wenn auch mit ein wenig schrill und

unsicher klingender Würde, sagte sie: „Ich habe Sie gewarnt, also lassen Sie sich's gesagt sein!“ Immerhin führte sie die allzu neugierigen Simultanbrüder weg und ließ sie an einem Zippsackspielchen teilnehmen, das eine ihrer Kolleginnen am andern Ende des Saales veranstaltet hatte.

„Laß gut sein, Schatz, und geh deine Koffeinlösung trinken“, sagte sie zu ihrer Kollegin. Die Ausübung ihrer Autorität gab ihr Selbstvertrauen und gute Laune wieder. „Kommt Kinder!“ rief sie.

Linda bewegte sich unruhig, öffnete für eine Sekunde die Augen, sah ausdruckslos umher und schlief wieder ein. Der Wilde neben ihr bemühte sich, seiner Stimmung von vorhin wieder habhaft zu werden. „A, B, C, Vitamin D“, murmelte er, als wären die Worte ein Zauberspruch, der die tote Vergangenheit wieder zum Leben erwecken könnte. Aber der Zauber verfehlte seine Wirkung. Die seligen Erinnerungen weigerten sich hartnäckig, wiederzukehren, nichts zeigte sich, als – abscheuliche Auferstehung! – einstige Eifersucht, Häßlichkeit und Elend. Popé, dem das Blut aus der Schulterwunde tropfte; Lindas schlafgeblähtes Gesicht und die summenden Fliegen um das verschüttete Mescal neben dem Bett; und die Knaben, die ihr im Vorübergehn Schimpfnamen nachriefen ... Genug, genug! Er schloß die Augen und schüttelte den Kopf, wie um diese Erinnerungen gewaltsam wegzuleugnen. „A, B, C, Vitamin D ...“ Er versuchte, an die Zeiten zu denken, da er auf ihren Knieen

gesessen hatte, ihre Arme um seinen Nacken, während sie ihn in Schlaf schaukelte und immer wieder sang: „A, B, C, Vitamin D, Vitamin D, Vitamin D ...“ Die Super-Vox-Wurlitzeriana schwoll zu einem schluchzenden Crescendo an, und plötzlich wich das Verbena im Duftverteiler einem durchdringenden Patschuli. Linda bewegte sich, erwachte, starrte ein paar Sekunden staunend die Schlußrundenspieler an, hob dann das Gesicht, zog ein paarmal den neuen Duft ein und lächelte plötzlich ein Lächeln kindlichen Entzückens.

„Popé!“ murmelte sie und schloß die Augen. „O wie gut, wie ...“ Seufzend ließ sie sich in die Kissen zurücksinken.

„Hör doch, Linda!“ beschwor der Wilde. „Erkennst du mich denn nicht?“ Er hatte sich so bemüht, hatte sein Bestes getan, und warum ließ sie ihn nicht vergessen? Er drückte fast roh ihre schlaffe Hand, als wollte er sie aus dem Traumbereich unwürdiger Lüste, gemeiner, verhaßter Erinnerungen zurück in die Wirklichkeit des Augenblicks zwingen, in die grauenhafte Gegenwart, die erschütternde Wirklichkeit, der gerade die Nähe dessen, was sie furchtbar machte, auch Erhabenheit, Bedeutsamkeit und beängstigende Einmaligkeit verlieh. „Erkennst du mich nicht, Linda?“

Er fühlte den schwachen erwidernden Druck ihrer Hand. Tränen stiegen ihm in die Augen. Er beugte sich über sie und küßte sie.

Ihre Lippen bewegten sich. „Popé!“ flüsterte sie

wieder. Es war, als wäre ihm ein Eimer Spülicht ins Gesicht geschüttet worden.
Zorn wallte plötzlich in ihm auf. Abermals enttäuscht, fand sein leidenschaftlicher Gram ein anderes Ventil, verwandelte sich in tödliche Wut.
„Ich bin doch Josef!“ rief er. „Josef bin ich!“ Und in seiner verzweifelten Wut ergriff er sie tatsächlich an der Schulter und schüttelte sie.
Lindas Lider flatterten auf, sie sah und erkannte ihn – „Josef!“ –, aber sie verlegte sein wirkliches Gesicht und seine wirklichen, heftigen Hände in ihre Traumwelt, mitten unter die nur ihrem Innern vertrauten Äquivalente des Patschuli und des Orgelspiels, unter die verwandelten Erinnerungen und seltsam projizierten Erregungen, die ihre Traumwelt bildeten. Sie erkannte Josef, ihren Sohn, in ihm, hielt ihn aber für einen Eindringling in das paradiesische Malpais, wo sie mit Popé auf Somaferien gewesen war. Er zürnte, weil sie Popé liebte, er schüttelte sie, weil Popé bei ihr im Bett lag, – als ob dabei etwas Schlechtes wäre und nicht alle zivilisierten Menschen dasselbe täten! „Jeder ist seines Nächsten Eigentum ...“ Ihre Stimme erstarb plötzlich zu einem kaum hörbaren, atemlosen Krächzen, ihre Kinnlade fiel herab, sie machte eine verzweifelte Anstrengung, Luft in die Lungen einzuziehen. Allein es schien, als hätte sie das Atmen verlernt. Sie wollte schreien, – kein Laut kam über die Lippen, und nur das Grauen in ihren starrenden Augen verriet, was sie litt. Sie fuhr sich mit beiden

Händen an die Kehle, krampfte sie in die Luft, – die Luft, die sie nicht mehr atmen konnte, die für sie nicht mehr da war.

Der Wilde sprang auf, beugte sich über sie. „Was ist geschehn, Linda? Was ist dir?“ rief er beschwörend, als bettelte er darum, beruhigt zu werden.

Sie antwortete ihm mit einem Blick voll unsäglichen Grauens und, wie ihm schien, voll Vorwurf, versuchte, sich im Bett aufzurichten, und fiel in die Kissen zurück. Ihre Züge waren gräßlich verzerrt, ihre Lippen blau.

Der Wilde wandte sich um und lief durch den Saal.

„Rasch, rasch!“ schrie er. „Rasch doch!“

Die Oberpflegerin, mitten im Kreis der Zippsack spielenden Simultankinder stehend, sah sich um. Ihr erstes Erstaunen wich fast sogleich höchster Mißbilligung. „Schreien Sie nicht so! Denken Sie an die Kinder!“ sagte sie stirnrunzelnd. „Sie bringen ihre ganze Aufnormung ... Ja, was treiben Sie da?“ Er hatte den Kreis durchbrochen. „Achtung!“ Ein Kind kreischte.

„Rasch, rasch!“ Er packte sie am Ärmel und zog sie hinter sich her. „Rasch! Es ist etwas geschehn. Ich habe sie getötet!“

Als sie das andere Saalende erreichten, war Linda schon tot.

Der Wilde stand einen Augenblick in versteinertem Schweigen, dann brach er neben dem Bett in die Kniee, schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte unbeherrscht.

Die Pflegerin stand unschlüssig, bald auf die knieende Gestalt am Bett blickend – ein skandalöser Auftritt! –, bald auf die Kinder, die armen Würmchen, die jetzt nicht mehr Zippsack spielten und vom andern Saalende herüberstarrten, sämtliche Augen und Nasenlöcher weit aufgerissen, auf das unerhörte Schauspiel an Bett 20. Sollte sie ihn anreden und zur Vernunft bringen, damit er sich anständig benehme und begreife, welch verhängnisvolles Unheil er in diesen unschuldigen Seelen stifte? Mit seinem ekelhaften Ausbruch die ganze gesunde Sterbenormung der Kinder zu zerstören, – als ob der Tod etwas Schreckliches und ein Menschenleben der Rede wert wäre! Die Kinder konnten ja dadurch auf die ärgsten Gedanken über den Tod kommen, ihre Gemüter so sehr vergiftet werden, daß sie ganz verkehrt, ganz unsozial darauf reagierten.

Sie trat auf ihn zu und berührte ihn an der Schulter. „Möchten Sie sich nicht anständig benehmen?“ fragte sie leise und ärgerlich. Aber als sie sich umwandte, gewahrte sie, daß sich ein halbes Dutzend Simultankinder schon auf die Beine gemacht hatte und näherkam. Der Kreis löste sich auf. Noch einen Augenblick, und dann . . . Nein, die Gefahr war zu groß, die Aufnormung der ganzen Gruppe konnte um sechs, sieben Monate zurückgeworfen werden! Sie eilte wieder zu ihren gefährdeten Schützlingen.

„Nun sagt einmal, wer möchte gern eine Schokoladecremestange?“ fragte sie laut und lustig.

„Ich!“ gellte die ganze Bokanowskygruppe im Chor. Bett 20 war völlig vergessen.
„O Gott im Himmel, Gott im Himmel . . .“ stammelte der Wilde immer wieder. Aus dem Chaos von Gram und Reue in seiner Seele rang sich nur dieses eine artikulierte Wort los. „Gott!“ flüsterte er laut. „Gott . . .“
„Wa-as sagt er da?“ fragte ganz nahe eine Stimme, durch das Trällern der Riesenorgel deutlich und schrill vernehmlich.
Dem Wilden gab es einen heftigen Ruck, er nahm die Hände vom Gesicht und sah sich um. Fünf Khakibrüder, jeder einen langen Schokoladestummel in der Rechten, die identischen Gesichter auf verschiedene Art mit geschmolzener Schokolade beschmiert, standen in Reih und Glied da und glotzten ihn an wie Kobolde.
Ihre Blicke begegneten seinem, sie grinsten alle zugleich. Einer wies mit seinem Schokoladestummel auf das Bett.
„Ist sie futsch?“ fragte er.
Wortlos starrte der Wilde die Horde einen Augenblick an. Dann erhob er sich und schritt stumm zur Tür.
„Futsch?“ wiederholte der Neugierige, an seiner Seite trottend.
Der Wilde blickte auf ihn hinab und gab ihm wortlos einen Stoß. Der Khakikobold fiel zu Boden und brach sogleich in markerschütterndes Geheul aus. Der Wilde sah sich nicht einmal um.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Die Bediensteten des Moribundenspitals in der Parkstraße, hundertzweiundsechzig Deltas, eingeteilt in zwei Bokanowskygruppen von vierundachtzig rothaarigen weiblichen und achtundsiebzig dunkelhaarigen männlichen langschädeligen Simultangeschwistern, versammelten sich um sechs, nach Arbeitsschluß, in der Vorhalle, um vom Hilfssäckelwart ihre tägliche Ration Soma in Empfang zu nehmen.

Der Wilde, aus dem Aufzug kommend, geriet mitten unter sie. Aber seine Gedanken weilten anderswo, bei Tod, Kummer und Reue. Mechanisch, ohne zu wissen, was er tat, begann er, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen.

„Was stoßen Sie da? Sehn Sie nicht, wo Sie gehn?“

Aus einer Unzahl Kehlen quiekten oder knurrten, hoch oder tief, nur zwei Stimmen. Endlos vervielfältigt wie in gegenübergestellten Spiegeln, wandten sich ihm zornig zwei Gesichter zu, eine glatte, sommersprossige Vollmondvisage mit rötlicher Gloriole und eine spitze Vogelmaske mit zwei Tage alten Bartstoppeln. Ihre Worte und scharfen Rippenstöße durchbrachen den Damm seiner Geistesabwesenheit. Er wurde sich wieder der äußern Wirklichkeit bewußt; sah sich um; begriff, was er sah; begriff, von Grauen und Ekel entmutigt, daß es der immer wiederkehrende Alptraum seiner Tage und Nächte war, der Alptraum wimmelnder, ununter-

scheidbarer Gleichheit. Dutzendlinge, Dutzendlinge ... Wie Maden waren sie besudelnd über das Mysterium von Lindas Tod gekrabbelt. Maden auch hier, nur größer, erwachsener, die über seinen Gram und seine Reue krochen.

Er blieb stehn und starrte fassungslos, entsetzt auf den Khakimob rings um ihn, den er um eine ganze Kopfeslänge überragte.

„O Wunder! Was gibt's für herrliche Geschöpfe hier!" Die Worte sangen ihm höhnisch ins Ohr. „Wie schön der Mensch ist! Wackre neue Welt ..."

„Somaverteilung!" rief eine laute Stimme. „Aber hübsch Ordnung gehalten! Beeilt euch!"

Eine Tür war geöffnet, ein Tisch und ein Stuhl in die Vorhalle herausgetragen worden. Die Stimme gehörte einem flotten jungen Alpha, der mit einer schwarzen Eisenkassette eintrat. Ein Murmeln der Befriedigung durchlief die erwartungsvolle Zwillingsmeute. Sie hatten den Wilden vergessen, ihre ganze Aufmerksamkeit galt der schwarzen Schatulle, die der junge Mann auf den Tisch gestellt hatte und nun aufschloß. Der Deckel hob sich.

„Aa-ah!" sagten die Hundertzweiundsechzig gleichzeitig wie bei einem Feuerwerk.

Der junge Mann nahm eine Handvoll winziger Pillenschächtelchen heraus. „Vortreten!" kommandierte er. „Aber immer nur einer, ohne zu drängeln!"

Immer nur einer, ohne zu drängeln, näherten sich die Dutzendlinge. Erst zwei Männer, dann eine Frau, wieder ein Mann, dann drei Frauen, dann ...

Der Wilde stand da und sah zu. „O wackre neue Welt, wackre neue Welt . . .“ Die Melodie der Worte in seinem Kopf schien sich zu ändern. Sie hatten ihn während seiner tiefsten Trauer und Reue im häßlichsten Tone zynischen Spottes verhöhnt; mit dämonischem Gelächter hatten sie die schmutzige Gemeinheit, die brechreizende Häßlichkeit seines Alptraums hervorgehoben. Aber jetzt waren sie eine Trompete, die zu den Waffen rief. „O wackre neue Welt!“ Die Worte verkündeten, daß Schönheit doch noch möglich war und selbst dieser Alptraum in etwas Edles und Menschenwürdiges verwandelt werden konnte. „O wackre neue Welt!“ war eine Herausforderung, ein Befehl.

„Ohne zu drängeln, hab ich gesagt!“ schrie der Hilfssäckelwart wütend. Er warf den Deckel der Schatulle zu. „Ich stelle die Verteilung ein, solange nicht anständiges Benehmen herrscht!“

Die Deltas brummelten, stießen einander noch ein wenig und waren ruhig. Die Drohung hatte gewirkt. Des Somas beraubt zu sein – haarsträubender Gedanke!

„So ist's schon besser“, sagte der junge Mann und öffnete die Schatulle wieder.

Linda hatte als Sklavin gelebt, Linda war gestorben. Aber die andern sollten frei sein, und die Welt sollte wieder schön werden. Eine Sühne, eine Pflicht! Und plötzlich wurde dem Wilden sonnenklar, was er tun mußte, – als wäre ein Fensterladen geöffnet, ein Vorhang weggezogen worden.

„Weiter!“ sagte der Hilfssäckelwart.
Wieder trat eine Frau in Khaki vor.
„Halt!“ schrie der Wilde laut und klangvoll.
„Halt!“ Er drängte sich durch die Menge der erstaunt starrenden Deltas.
„Allmächtiger Ford!“ hauchte der Mann hinter der Schatulle. „Der Wilde!“ Er bekam Angst.
„Hört mich an, ich bitt euch!“ rief der Wilde in tiefem Ernst. „Leiht euer Ohr mir ...“ Er hatte noch nie öffentlich gesprochen und fand es jetzt sehr schwierig, auszudrücken, was er sagen wollte.
„Nehmt dieses ekle Zeug nicht. Es ist Gift!“
„Hören Sie, Herr Wilder“, sagte der Hilfssäckelwart und lächelte beschwichtigend. „Haben Sie doch die Güte und lassen Sie mich ...“
„Gift für die Seele und den Körper!“
„Stimmt, stimmt, aber lassen Sie mich weiter verteilen, ja? Seien Sie doch so nett!“ Mit behutsamer Zärtlichkeit, wie man ein bekannt gefährliches Tier berührt, streichelte er des Wilden Arm. „Lassen Sie mich nur ...“
„Niemals!“ rief der Wilde.
„Hören Sie doch nur, mein Bester ...“
„Werft weg dies ekle Gift!“
Das Wort Wegwerfen drang durch die schützenden Hüllen von Verständnislosigkeit ins Innerste des Deltabewußtseins. Ärgerliches Murmeln erhob sich.
„Ich bringe euch die Freiheit“, sagte der Wilde, zu den Dutzendlingen zurückgewandt. „Ich bringe...“
Mehr hörte der Säckelwart nicht; er war aus der

Vorhalle geschlüpft und suchte eine Nummer im Telephonbuch.

„Weder in seiner Wohnung," faßte Sigmund zusammen, „noch in meiner oder deiner. Auch nicht im Eldorado, nicht in der Zentrale und nicht in der Hochschule. Wohin kann er nur gegangen sein?"
Helmholtz zuckte die Achseln. Sie waren von ihrer Arbeit weggegangen, in der Meinung, daß der Wilde sie an einem ihrer gewohnten Treffpunkte erwarten werde. Aber nirgends eine Spur von ihm! Das war verdrießlich, denn sie hatten eine kleine Spritztour nach Biarritz in Helmholtz' viersitzigem Sportikopter geplant. Wenn er nicht bald auftauchte, kamen sie zu spät zum Essen.
„Warten wir noch fünf Minuten", sagte Helmholtz. „Wenn er bis dahin nicht da ist, werden wir . . ."
Das Telephon läutete ihm ins Wort. Er nahm den Hörer. „Hallo? Am Apparat." Er hörte lange Zeit zu. „Ford im Kraftwagen!" fluchte er. „Ich komme sofort!"
„Was ist los?" fragte Sigmund.
„Ein Bekannter von mir im Parkstraßenspital ruft mich da an", sagte Helmholtz. „Der Wilde ist dort. Scheint verrückt geworden zu sein. Jedenfalls ist es dringend. Willst du mitkommen?"
Sie eilten über den Korridor zum Aufzug.

„Gefällt euch etwa euer Sklavendasein?" rief der Wilde gerade, als die Freunde das Spital betraten. Sein Gesicht glühte, seine Augen brannten vor

Eifer und Entrüstung. „Wollt ihr Säuglinge bleiben? Jawohl, quäkende Säuglinge, die sich vollmachen“, ergänzte er, bis zu Schmähungen gereizt durch die viehische Blödigkeit derer, die zu retten er gekommen war. Die Schimpfworte prallten an der dicken Schildkrötenschale ihrer Stumpfsinnigkeit ab; mit dem ausdruckslosen Blick dumpfen, finsteren Grolls starrten sie ihn an. „Ja, sich vollmachen!“ schrie er. Gram und Reue, Mitleid und Pflicht, all das war jetzt vergessen, aufgesogen von namenlosem, überwältigendem Haß gegen diese Ungeheuer unter Menschenrang. „Wollt ihr nicht freie, echte Menschen sein? Wißt ihr denn nicht einmal, was Menschentum und Freiheit ist?“ Wut machte ihn beredsam, die Worte strömten ihm mühelos zu. „Nicht?“ wiederholte er, aber er erhielt keine Antwort. „Dann gut“, fuhr er grimmig fort. „Ich will's euch lehren, ich will euch befreien, auch gegen euern Willen!“ Mit diesen Worten riß er ein Fenster auf, das auf den inneren Hof ging, und begann, Händevoll Somaschächtelchen hinauszuwerfen. Einen Augenblick lang war die Khakimenge stumm, von Staunen und Grauen über diesen mutwilligen Frevel versteinert.

„Er ist wahnsinnig“, flüsterte Sigmund mit weitaufgerissenen Augen. „Sie werden ihn umbringen. Sie werden ...“ Ein lauter Schrei stieg plötzlich aus der Menge auf, die sich gleich einer drohenden Welle dem Wilden näherschob. „Ford helfe ihm!“ Sigmund wandte den Blick ab.

„Hilf dir selbst, so hilft dir Ford!“ Lachend, wahrhaftig, frohgemut lachend, drängte sich Helmholtz Holmes durch die Menge.

„Frei, frei!“ brüllte der Wilde. Mit einer Hand warf er weiter Soma in den Hof, mit der andern hieb er in die ununterschiedlichen Gesichter seiner Bedränger. „Frei!“ Plötzlich stand Helmholtz neben ihm – „Hurra, Helmholtz!“ – hieb gleichfalls drauflos. – „Endlich Menschen sein!“ – und warf dazwischen das Gift mit vollen Händen zum offenen Fenster hinaus. „Ja, Menschen! Menschen!“ Nun war der Giftvorrat zu Ende. Er nahm die Schatulle und zeigte ihnen die schwarze Leere. „Ihr seid frei!“

Aufheulend stießen die Deltas mit verdoppelter Wut vor.

Am Rande der Schlacht stand zögernd Sigmund. „Sie sind verloren“, sagte er sich und eilte den beiden zu Hilfe; doch überlegte er es sich und blieb stehn; beschämt lief er dann noch ein Stück auf sie zu, überlegte es sich neuerlich und hielt inne im demütigendem Widerstreit unentschiedener Gefühle: vielleicht wurden sie wirklich umgebracht, wenn er ihnen nicht zu Hilfe kam, oder vielleicht wurde er umgebracht, wenn er ihnen half ... In diesem Augenblick, Ford sei Dank! stürmte, glotzäugig und schweineschnäuzig, die Polizei in ihren Gasmasken herein.

Sigmund stürzte ihnen entgegen. Er schwenkte die Arme; es war eine Tat; er tat etwas. Er schrie mehrmals: „Hilfe!“, immer lauter, um sich selbst

einzureden, daß er Hilfe leiste. „Hilfe! Hilfe! Hilfe!“

Die Polizisten stießen ihn aus dem Weg und machten sich ans Werk. Drei Männer, die Apparate auf den Rücken geschnallt, pumpten dichte Somadämpfe in die Luft. Zwei andre arbeiteten an einem tragbaren Synthetophon. Vier Polizisten, ihre Wasserpistolen mit einem kräftigen Betäubungsmittel geladen, hatten sich in die Menge gezwängt und feuerten wohlbedacht Ladung auf Ladung gegen die allerwildesten Raufer.

„Rasch, rasch“, schrie Sigmund. „Sie werden umgebracht, wenn ihr euch nicht beeilt. Sie werden ... Aô!“ Dieses Gekreisches überdrüssig, hatte ein Polizist mit der Wasserpistole auf ihn geschossen. Ein paar Sekunden schwankte Sigmund unsicher auf den Beinen, die plötzlich keine Knochen, Sehnen und Muskeln mehr zu haben, sondern Gallertstangen, zuletzt nicht einmal mehr das, sondern pures Wasser geworden zu sein schienen, und brach, ein armseliges Häufchen, zusammen.

Und auf einmal begann aus dem Synthetophon eine STIMME zu sprechen. Die STIMME der Vernunft und des Wohlwollens. Auf der Tonstreifenrolle lief die synthetische Aufruhrbeschwichtigung Nummer 2 (mittlere Stärke) ab. Direkt aus der Tiefe eines nicht vorhandenen Herzens, sagte die STIMME pathetisch: „Meine Freunde, meine Freunde“, sagte es mit so unendlich zartem Vorwurf, daß selbst den Polizisten hinter ihren Gasmasken für eine Sekunde

die Tränen in die Augen traten. „Was soll all dies bedeuten? Warum seid ihr nicht allesamt glücklich und gut? Glücklich und gut“, wiederholte die STIMME. „Den Frieden im Herzen, den Frieden.“ Sie bebte, sank zu einem Flüstern herab und erstarb für einen Augenblick. „O wie möchte ich euch so gerne glücklich sehn“, begann sie von neuem mit sehnsüchtigem Ernst. „Wie gerne sähe ich euch gut! Ich bitte euch, ich bitte euch, seid gut und . . .“
Nach zwei Minuten hatten die STIMME und die Somadämpfe ihre Wirkung getan. Unter Tränen küßten und umhalsten die Deltas einander, immer ein halbes Dutzend Simultangeschwister auf einmal in summarischer Umarmung. Sogar Helmholtz und der Wilde waren den Tränen nahe. Ein neuer Vorrat Pillenschachteln wurde aus der Somakammer gebracht, in aller Eile verteilt, und unter den überströmenden Segenswünschen der STIMME zerstreuten sich die herzzerbrechend schluchzenden Dutzendlinge. „Lebt wohl, meine über alles geliebten Freunde, Ford sei mit euch! Lebt wohl, meine über alles . . .“
Als der letzte Delta verschwunden war, schaltete der Polizist den Strom ab. Die Engelsstimme hielt den Mund.
„Wollen Sie gutwillig mitkommen,“ fragte der Polizeisergeant, „oder . . .?“ Drohend wies er seine Wasserpistole vor.
„Ach, wir kommen gutwillig mit“, antwortete der Wilde und betupfte mit dem Taschentuch abwech-

selnd einen Riß auf der Lippe, eine Schramme am Hals und einen Biß in der linken Hand. Das Taschentuch noch immer an die blutende Nase gedrückt, nickte Helmholtz zustimmend.

Gerade diesen Augenblick suchte sich Sigmund, wieder zu Bewußtsein und dem Gebrauch seiner Beine gelangt, aus, um sich möglichst unauffällig davonzumachen.

„Heda, Sie!“ rief der Sergeant, und eine Schweineschnauze eilte durch die Vorhalle und legte Sigmund die Hand auf die Schulter.

Sigmund wandte sich in entrüsteter Unschuld um. Durchbrennen? Nicht im Traum war ihm dergleichen eingefallen. „Wenngleich ich zwar nicht weiß, warum in aller Welt Sie gerade mich mitnehmen wollen?“ sagte er zu dem Sergeanten.

„Sie sind mit den Verhafteten befreundet, nicht wahr?“

„Nun ja...“ sagte Sigmund zögernd. Nein, es ließ sich einfach nicht leugnen. „Und warum auch nicht?“ fragte er.

„Dann vorwärts“, befahl der Sergeant und eskortierte die Drei durch das Tor zu dem wartenden Schubwagen.

SECHZEHNTES KAPITEL

Die Drei wurden in das Arbeitszimmer des Weltaufsichtsrats geführt.

„Seine Fordschaft wird gleich erscheinen.“ Der Gammadiener ließ sie allein. Helmholtz mußte laut lachen.

„Das gleicht ja eher einem Koffeinkränzchen als einem Verhör“, sagte er und ließ sich in den üppigsten pneumatischen Fauteuil des Raumes fallen. „Mach dir nichts draus, Sigmund!“ meinte er beim Anblick der grünen Jammermiene seines Freundes. Aber Sigmund ließ sich nicht aufheitern; ohne Antwort, sogar ohne einen Blick auf Helmholtz, suchte er sich mit Vorbedacht den unbequemsten Stuhl aus, in der unbestimmten Hoffnung, dadurch irgendwie den Zorn der höheren Mächte zu besänftigen.

Unterdessen wanderte der Wilde rastlos durchs Zimmer, besah mit oberflächlicher Neugier die Bücher auf den Regalen, die Tonstreifenrollen und die Lesemaschinenspulen in ihren bezifferten Fächern. Auf einem Tisch am Fenster lag ein dickes Buch, in mattschwarzen Lederersatz gebunden, mit eingepreßten goldenen T's. Er nahm es und schlug das Titelblatt auf. „Mein Leben und Werk. Von Ford dem Herrn. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung Fordlicher Wissenschaft in Detroit.“ Müßig durchblätterte er die Seiten, las einen Satz hier, einen Absatz dort und war gerade zu der Er-

kenntnis gelangt, daß das Buch ihn nicht interessiere, als der amtsführende Weltaufsichtsrat für Mitteleuropa elastischen Schritts eintrat.
Mustapha Rathenau schüttelte allen dreien die Hand, aber er richtete das Wort nur an den Wilden. „Also Ihnen gefällt unsere Zivilisation nicht besonders, Herr Wilder?“ begann er.
Der Wilde sah ihn an. Er hatte sich vorgenommen, zu lügen, Krach zu machen, verstockt zu schweigen; aber ermutigt durch das wohlwollende, kluge Gesicht des Aufsichtsrats, beschloß er, geradeheraus die Wahrheit zu sagen. „Nein!“ Er schüttelte den Kopf.
Sigmund gab es einen Ruck, er machte ein entsetztes Gesicht. Was wird der Aufsichtsrat nur denken? Als Freund eines Menschen gebrandmarkt zu sein, der offen und just dem Aufsichtsrat eingestand, daß ihm die ganze Zivilisation nicht gefalle, das war ja schrecklich. „Aber Josef“, begann er, doch ein Blick Mustapha Rathenaus verurteilte ihn zu unterwürfigem Schweigen.
„Natürlich“, räumte der Wilde ein, „gibt es allerhand hübsche Dinge hier. Die viele Musik in der Luft, zum Beispiel . . .“
„Mir klimpern manchmal viel tausend helle Instrument' ums Ohr, und manchmal Stimmen“, fiel der Aufsichtsrat ein.
Jähe Freude erhellte das Gesicht des Wilden. „Auch Sie haben das gelesen?“ fragte er. „Ich dachte, niemand hier in Europa kenne das Buch.“

„Fast niemand. Ich bin einer der wenigen. Es ist nämlich verboten. Aber, da ich hier die Gesetze mache, darf ich sie auch übertreten. Ungestraft, Herr Marx“, setzte er, an Sigmund gewandt, hinzu. „Im Gegensatz zu Ihnen.“

Sigmund versank noch tiefer in hoffnungslosen Jammer.

„Aber warum ist es verboten?“ fragte der Wilde. Über der Aufregung, einem Menschen zu begegnen, der Shakespeare gelesen hatte, vergaß er für den Augenblick alles andre.

Der Aufsichtsrat zuckte die Achseln. „Vor allem, weil es alt ist. Wir haben keinen Platz für Altes.“

„Auch nicht, wenn es schön ist?“

„Dann erst recht nicht. Schönheit ist anziehend, und wir wollen nicht, daß die Menschen sich von Altem angezogen fühlen. Wir wollen, daß ihnen das Neue gefällt.“

„Aber das Neue ist doch so dumm und scheußlich! Diese Dramen, in denen es nichts als umherfliegende Helikopters gibt und man die Küsse buchstäblich spürt.“ Er schnitt ein Gesicht. „Ziegen und Affen!“ Nur mit Othellos Worten vermochte er seiner haßerfüllten Verachtung Luft zu machen.

„Immerhin brave, harmlose Tierchen“, warf der Aufsichtsrat halblaut ein.

„Warum spielt man ihnen nicht statt dessen ‚Othello‘ vor?“

„Wie gesagt, weil es alt ist. Die Leute würden es auch gar nicht verstehn.“

Ja, das stimmte. Er erinnerte sich an Helmholtz' Gelächter über ‚Romeo und Julia'. „Also dann," sagte er nach einer Pause, „etwas Neues in der Art des ‚Othello', das sie verstehn können."

„Das haben wir alle immer schreiben wollen", brach Helmholtz sein langes Schweigen.

„Und gerade das werdet ihr niemals schreiben", antwortete der Aufsichtsrat. „Denn entweder ist es wirklich wie ‚Othello', dann kann kein Mensch es verstehn, selbst wenn es noch so neu ist. Oder es ist neu, dann kann es nicht wie ‚Othello' sein."

„Warum nicht?"

„Ja, warum nicht?" wiederholte Helmholtz. Auch er vergaß die unangenehmen Tatsachen der Lage. Grün vor Angst und Sorge, dachte nur Sigmund daran. „Warum nicht?"

„Weil unsre Welt nicht mehr Othellos Welt ist. Ohne Stahl kein Kraftwagen, ohne soziale Unbeständigkeit keine Tragödien. Die Welt ist jetzt im Gleichgewicht. Die Menschen sind glücklich, sie kriegen, was sie begehren, und begehren nichts, was sie nicht kriegen können. Es geht ihnen gut, sie sind geborgen, immer gesund, haben keine Angst vor dem Tod. Leidenschaft und Alter sind diesen Glücklichen unbekannt, sie sind nicht mehr mit Müttern und Vätern behaftet, haben weder Weib noch Kind noch Liebschaften, über die sie in heftige Leidenschaften geraten könnten, und ihre ganze Aufnormung ist derart, daß sie sich kaum anders benehmen können, als sie sollen. Und wenn

wirklich einmal etwas schief geht, gibt es Soma. Und da kommen Sie daher, Herr Wilder, und werfen es zum Fenster hinaus, im Namen der Freiheit. Freiheit!" Er lachte. „Von Deltas zu erwarten, daß sie wissen, was Freiheit ist! Und jetzt gar, daß sie ‚Othello' verstehn! Aber, aber, lieber Freund!"

Der Wilde antwortete nicht gleich. „Und trotzdem," beharrte er, „trotzdem ist ‚Othello' gut, besser als diese Fühlfilme."

„Selbstverständlich", stimmte der Aufsichtsrat zu. „Aber diesen Preis müssen wir eben für die Beständigkeit der Welt bezahlen. Man muß zwischen menschlichem Glück und sogenannter hoher Kunst wählen. Wir haben die hohe Kunst geopfert. Dafür haben wir Duftorgel und Fühlfilme."

„Aber die haben doch gar keine tiefere Bedeutung."

„Sie bedeuten, was sie sind: angenehme Empfindungen für das Publikum."

„Aber diese Filme ... sie sind erzählt von einem Dummkopf."

Der Aufsichtsrat lachte. „Sie sind nicht gerade höflich gegen Ihren Freund, Herrn Holmes. Einer unsrer hervorragendsten Gefühlstechniker ..."

„Aber er hat trotzdem recht", sagte Helmholtz düster. „Denn es ist wirklich zu dumm. Schreiben, wenn man nichts zu sagen hat ..."

„Stimmt. Aber gerade dazu gehört die allergrößte Begabung. Kraftwagen werden aus der kleinstmöglichen Menge Stahl erzeugt, Kunstwerke aus fast nichts als reiner Empfindung."

Der Wilde schüttelte den Kopf. „Mir kommt das alles so grauenhaft vor.“

„Kein Wunder. Glück im Leben sieht immer recht jämmerlich aus, verglichen mit den Überkompensationen des Unglücks. Und Beständigkeit bietet natürlich bei weitem kein so packendes Schauspiel wie Unbeständigkeit. Zufriedenheit hat nichts vom Ruhmesglanz eines tapferen Kampfes gegen Ungemach, nichts vom malerischen Reiz eines Ringens mit der Versuchung oder eines völligen Zusammenbruchs durch Leidenschaft oder Zweifel. Glück ist niemals erhaben.“

„Vermutlich nicht“, sagte der Wilde nach einer Pause. „Aber muß es etwas so Gräßliches geben wie diese Dutzendlinge?“ Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, als suchte er aus seiner Erinnerung das Bild der langen Reihen einheitlicher Zwerge vor den laufenden Bändern, der schlangestehenden Dutzendlingsherden vor der Tegeler Einschienenstation, der Menschenmaden, die über Lindas Sterbelager gekrochen waren, und des endlos vervielfältigten Gesichts seiner Angreifer zu verscheuchen. Er betrachtete seine verbundene Hand und schauderte. „Gräßlich!“

„Aber äußerst nützlich! Sie mögen, wie ich merke, unsere Bokanowskygruppen nicht. Doch ich versichere Ihnen, sie sind die Grundlagen des ganzen Baus. Sie sind das Gyroskop, das das Raketenflugzeug des Weltstaates auf seinem unentwegten Flug im Gleichgewicht erhält.“ Die tiefe Stimme drang

ins Mark, die Gebärde der Hand umschrieb das ganze All und den unwiderstehlichen Ansturm der Rakete. Mustapha Rathenaus Redekunst kam fast der synthetischen gleich.

„Ich habe schon nachgedacht," erklärte der Wilde, „wozu ihr diese Gruppen überhaupt habt. Ihr könnt doch in euern Flaschen züchten, was ihr wollt. Warum macht ihr nicht lauter Alpha-Doppelplusse, wenn ihr schon einmal dabei seid?"

Mustapha Rathenau lachte. „Weil wir uns nicht die Kehle abschneiden lassen wollen", antwortete er. „Wir glauben an Glück und Beständigkeit. Eine Gesellschaft aus lauter Alphas führt naturnotwendig zu Unbeständigkeit und Unglück. Stellen Sie sich eine Fabriksbelegschaft aus nichts als Alphas vor, das heißt, aus lauter gesonderten, unverbundenen Persönlichkeiten mit erstklassiger Abstammung und einer Aufnormung, die ihnen, in gewissen Grenzen, gestattet, Willensfreiheit zu entfalten und Verantwortung auf sich zu nehmen. Stellen Sie sich das vor!" wiederholte er.

Der Wilde versuchte, es sich vorzustellen, doch ohne sonderlichen Erfolg.

„Es ist widersinnig. Ein Mensch, der als Alpha entkorkt und aufgenormt ist, würde wahnsinnig, wenn er die Arbeit eines Epsilon-Halbtrottels verrichten müßte, oder schlüge alsbald alles kurz und klein. Alphas können der menschlichen Gemeinschaft vollkommen eingefügt werden, aber nur, wenn man ihnen Alphaarbeit überträgt. Nur ein Epsilon kann

die Opfer eines Epsilons bringen, aus dem guten Grunde, daß sie für ihn keine Opfer bedeuten, sondern die Stelle des geringsten Widerstands sind. Seine Aufnormung hat Schienen vor ihn hingelegt, auf denen er laufen muß. Er kann nicht anders, es ist ihm vorbestimmt. Auch nach der Entkorkung befindet er sich noch immer in einer Flasche, einer unsichtbaren Flasche infantiler und embryonaler Fixationen. Wir alle", setzte der Aufsichtsrat gedankenvoll hinzu, „gehn natürlich in einer Flasche durchs Leben. Aber wenn wir Alphas sind, dann sind unsere Flaschen sozusagen unermeßlich groß. Wir würden bitter leiden, wenn wir auf engeren Raum beschränkt wären. Man kann nicht hochkastiges Champagnersurrogat in tiefkastige Flaschen füllen. Theoretisch ist das klar. Aber auch die Praxis hat es bewiesen. Das Ergebnis des Versuchs auf Zypern war überzeugend."

„Worin bestand der?" erkundigte sich der Wilde.

Der Aufsichtsrat lächelte. „Man könnte ihn einen Umfüllungsversuch nennen. Er begann a. F. 473. Die Aufsichtsräte ließen die Insel Zypern von allen Einwohnern säubern und mit einer eigens angelegten Zucht von zweiundzwanzigtausend Alphas neu besiedeln. Man übergab ihnen sämtliche Behelfe für Landwirtschaft und Industrie und überließ sie der Wahrnehmung ihrer eignen Geschäfte. Das Ergebnis entsprach haargenau aller theoretischen Voraussicht. Der Boden wurde nicht ordentlich bestellt, in den Fabriken gab es Streiks, die Gesetze wurden

mißachtet, Befehle nicht befolgt, alle für einige Zeit zu untergeordneten Arbeiten Bestimmten intrigierten unablässig um höhere Posten, und die Höhergestellten spannen Gegenintrigen, damit sie um jeden Preis auf ihren Plätzen bleiben könnten. Binnen sechs Jahren gab es einen prima Bürgerkrieg. Als Neunzehntausend von den Zweiundzwanzigtausend gefallen waren, richteten die Überlebenden eine einstimmige Eingabe an den Weltaufsichtsrat, die Regierungsgewalt über die Insel wieder zu übernehmen. Was auch geschah. So endete die einzige Gemeinschaft von Alphas in der Weltgeschichte."

Der Wilde seufzte tief.

„Die beste Gesellschaftsordnung", sagte Mustapha Rathenau, „nimmt den Eisberg zum Muster: acht Neuntel unter der Wasserlinie, ein Neuntel darüber."

„Und sind die unter der Wasserlinie glücklich?"

„Glücklicher als die darüber. Glücklicher als etwa Ihr Freund hier." Der Aufsichtsrat wies auf Bernard.

„Trotz ihrer furchtbaren Arbeit?"

„Furchtbar? Sie finden sie gar nicht furchtbar. Im Gegenteil, sie haben sie gern. Sie ist leicht, kindisch einfach, strengt weder Gehirn noch Muskeln an. Siebeneinhalb Stunden leichter, nicht ermüdender Arbeit, dann die Soma-Ration, Sport und unbeschränkte Paarung und Fühlkinos. Was können sie mehr verlangen? Natürlich", ergänzte er, „könn-

ten sie kürzere Arbeitszeit fordern, und wir könnten die ohne weiteres bewilligen. Technisch wäre es ganz einfach, die Arbeitszeit der unteren Kasten auf drei oder vier Stunden im Tag herabzusetzen. Aber wären sie dann glücklicher? Nein! Das Experiment wurde vor über hundertfünfzig Jahren unternommen. Ganz Irland erhielt den Vierstundentag. Ergebnis? Unruhe und gewaltig steigender Somaverbrauch, sonst nichts. Diese dreieinhalb Stunden neuer Muße waren so wenig ein Quell des Glücks, daß die Menschen sich mittels Soma von ihr beurlauben mußten. Das Erfindungsamt ist vollgepropft mit Plänen für arbeitsparende Vorrichtungen. Zu Tausenden", setzte er mit weitausholender Gebärde hinzu. „Und warum führen wir sie nicht aus? Der Arbeiter wegen. Es wäre einfach grausam, ihnen allzuviel Muße aufzubürden. Nicht anders verhält es sich mit der Landwirtschaft. Wir könnten jeden Bissen, den wir essen, künstlich herstellen, und tun es trotzdem nicht. Wir ziehen es vor, ein Drittel der Bevölkerung auf dem Lande zu halten. In ihrem eignen Interesse, – weil es länger dauert, dem Boden Nahrung abzugewinnen, als einer Fabrik. Außerdem müssen wir an Beständigkeit denken. Wir wünschen keine Änderung. Jede Änderung bedroht die Beständigkeit. Das ist auch ein Grund, warum wir so zurückhaltend in der Verwendung von Erfindungen sind. Jede rein wissenschaftliche Entdeckung ist im Keim umstürzlerisch. Sogar die Wissenschaft muß manchmal als mög-

licher Feind behandelt werden. Ja, auch die Wissenschaft!"

Wissenschaft? Der Wilde runzelte die Stirn. Er kannte das Wort, vermochte aber nicht genau zu sagen, was es bedeutete. Shakespeare und die Greise im Pueblo hatten nie von Wissenschaft gesprochen, und Linda hatte ihm nur sehr verschwommene Andeutungen gemacht: Wissenschaft war etwas, mittels dessen man Helikopter machte; etwas, das einen die Korntänze verlachen ließ; ein Mittel gegen Runzeln und Zahnausfall. Verzweifelt strengte er sich an, die Worte des Aufsichtsrats zu begreifen.

„Ja," sagte Mustapha Rathenau, „auch das gehört auf die Spesenrechnung der Beständigkeit. Nicht nur die Kunst ist mit Glück unvereinbar, auch die Wissenschaft. Wissenschaft ist gefährlich; wir müssen ihr Ketten und Maulkorb anlegen."

„Wie? Was?" fragte Helmholtz erstaunt. „Wir behaupten doch stets, es gehe nichts über die Wissenschaft? Das ist eine Schlafschulweisheit."

„Dreimal wöchentlich zwischen Dreizehn und Siebzehn", warf Sigmund ein.

„Und die viele wissenschaftliche Propaganda an unserer Hochschule . . ."

„Ja, aber was für eine Wissenschaft?" fragte Mustapha Rathenau beißend. „Ihnen fehlt die wissenschaftliche Vorbildung, daher können Sie nicht beurteilen. Ich war zu meiner Zeit ein recht tüchtiger Physiker. Zu tüchtig sogar, jedenfalls tüchtig genug,

um in unsrer ganzen Wissenschaft nicht mehr als ein Kochbuch zu erblicken, dessen strenge Lehre niemand anzweifeln und dessen Rezepten nur mit Erlaubnis des Küchenchefs etwas hinzugefügt werden darf. Jetzt bin ich Küchenchef. Einst war ich ein naseweiser Küchenjunge und begann, ein wenig nach meinem eignen Kopf zu kochen, nicht nach den Vorschriften. Ich kochte, ohne um Erlaubnis zu fragen, – trieb ein wenig echte Wissenschaft, heißt das.“ Er verstummte.

„Und was geschah Ihnen?“ fragte Helmholtz Holmes.

Der Aufsichtsrat seufzte. „Ungefähr dasselbe, was euch jungen Leuten geschehen wird. Ich wäre fast auf eine Insel verschickt worden.“

Diese Worte trieben Sigmund, sich höchst aufgeregt und peinlich zu benehmen. „Mich, mich auf eine Insel verschicken?“ Er sprang auf, lief durchs Zimmer und blieb gestikulierend vor dem Aufsichtsrat stehn. „Mich können Sie doch nicht verschicken! Ich habe nichts verbrochen. Die andern sind es gewesen, ich schwöre es, die andern.“ Anklagend wies er auf Helmholtz und den Wilden. „Oh, bitte, schicken Sie mich nicht nach Island! Ich verspreche, daß ich immer nur tun werde, was ich tun soll. Geben Sie mir noch einmal Gelegenheit! Bitte, noch ein einziges Mal!“ Er brach in Tränen aus. „Die andern sind schuld, sage ich Ihnen“, schluchzte er. „Nicht nach Island! Bitte, Euer Fordschaft, bitte . . .“ In einem Krampf von Selbsterniedrigung

warf er sich vor dem Aufsichtsrat auf die Kniee. Mustapha Rathenau suchte ihn zum Aufstehn zu bringen, aber Sigmund verharrte in seiner kriechenden Haltung, sein Wortschwall strömte unerschöpflich. Zuletzt mußte der Aufsichtsrat seinem vierten Sekretär läuten.

„Bringen Sie drei Leute", befahl er, „und schaffen sie Herrn Marx in ein Schlafzimmer. Stäuben Sie ihn tüchtig mit Soma an, stecken Sie ihn ins Bett und lassen Sie ihn allein!"

Der vierte Sekretär kam mit drei grünuniformierten Zwillingslakaien zurück. Der brüllende, schluchzende Sigmund wurde hinausgetragen.

„Man könnte glauben, der Hals werde ihm abgeschnitten", sagte der Aufsichtsrat, als sich die Tür schloß. „Wenn er nur ein Gran Verstand hätte, sähe er ein, daß seine Strafe eigentlich eine Belohnung ist. Er kommt auf eine Insel, das heißt, an einen Ort, wo er die interessanteste Clique der Welt antreffen wird, lauter Männer und Frauen, denen aus irgendeinem Grunde das Bewußtsein ihrer Individualität so sehr zu Kopf gestiegen ist, daß sie sich nicht mehr in die Gesamtheit eingliedern ließen. Lauter mit der orthodoxen Lebensordnung Unzufriedene, die unabhängige, eigene Ideen haben. Kurz jeder, der jemand ist. Ich beneide Sie fast, Herr Holmes."

Helmholtz lachte. „Warum sind Sie selbst dann nicht auf einer Insel?"

„Weil ich am Ende doch dies hier vorzog", antwor-

tete der Aufsichtsrat. „Ich hatte die Wahl: entweder Verbannung auf eine Insel, wo ich meine reine Wissenschaft hätte weiter betreiben können, oder Berufung ins Weltaufsichtsamt, mit der Aussicht, in angemessener Zeit zum Aufsichtsrat befördert zu werden. Ich entschied mich für das Zweite und ließ die Wissenschaft fahren.“ Nach einer Pause setzte er hinzu: „Manchmal tut es mir um die Wissenschaft leid. Glück ist ein strenger Gebieter, namentlich das Glück der andern. Und besonders, wenn man nicht daraufhin genormt ist, es kritiklos hinzunehmen, ein viel strengerer Gebieter als selbst die Wahrheit.“

Er seufzte, schwieg eine Weile und fuhr dann in lebhafterem Ton fort: „Pflicht ist nun einmal Pflicht. Man kann sich nicht von seinen Neigungen leiten lassen. Ich suche die Wahrheit, ich liebe die Wissenschaft. Aber Wahrheit ist eine ständige Bedrohung, Wissenschaft eine öffentliche Gefahr, ebenso gefährlich, wie sie einst wohltätig war. Sie hat uns das gefestigtste Gleichgewicht in der Weltgeschichte gegeben. Mit uns verglichen, war China hoffnungslos ungefestigt, sogar die primitiven Matriarchieen waren nicht unerschütterlicher, als wir, wie gesagt, dank der Wissenschaft sind. Aber wir dürfen die Wissenschaft ihre eigenen Errungenschaften nicht zerstören lassen. Deshalb begrenzen wir so sorgfältig den Bereich der Forschung – und deshalb wäre ich fast auf eine Insel verschickt worden. Wir gestatten der Wissenschaft nur, sich

mit den Forderungen des Tages zu befassen. Alle weitergehenden Untersuchungen werden mit Fleiß im Keim erstickt."

Nach einer kurzen Pause sprach er weiter. „Merkwürdig, was die Menschen zu Lebzeiten Fords des Herrn über den Fortschritt der Wissenschaft geschrieben haben. Sie schienen sich einzubilden, daß die Wissenschaft ewig fortschreiten dürfe, ohne Rücksicht auf alles übrige. Erkenntnis war das höchste Gut, Wahrheit der erhabenste Wert, der Rest war nebensächlich und untergeordnet. Allerdings begannen sich schon damals die Anschauungen zu verschieben. Ford der Herr selbst trug viel dazu bei, das Schwergewicht von Wahrheit und Schönheit auf Bequemlichkeit und Glück zu verlegen. Die Massenproduktion verlangte diese Verschiebung. Allgemeine Glückseligkeit läßt die Räder unablässig laufen; Wahrheit und Schönheit bringen das nicht zuwege. Und natürlich ging es, sooft die Massen ans Staatsruder kamen, stets mehr um Glück als um Wahrheit und Schönheit. Trotz alledem war uneingeschränkte wissenschaftliche Forschung noch immer erlaubt. Die Menschen redeten noch immer von Wahrheit und Schönheit wie von allerhöchsten Gottheiten. Bis in die Zeit des Neunjährigen Krieges. Da begannen sie auf einem andern Loch zu pfeifen. Was nützen Wahrheit oder Schönheit oder Wissen, wenn es ringsumher Milzbrandbomben hagelt? Damals, nach dem Neunjährigen Kriege, wurde die Wissenschaft zum ersten Male

unter Aufsicht gestellt. Die Menschen waren zu jener Zeit sogar bereit, ihre Triebe beaufsichtigen zu lassen. Alles für ein ruhiges Leben! Seit damals haben wir unsere Aufsicht auf immer weitere Gebiete ausgedehnt. Natürlich nicht gerade zum Vorteil der Wahrheit, wohl aber zum Vorteil der Glückseligkeit. Umsonst kriegt man nichts. Glück muß bezahlt werden. Sie bezahlen dafür, Herr Holmes, weil Sie sich zufällig zuviel für Schönheit interessieren. Ich interessierte mich zuviel für Wahrheit. Und auch ich bezahlte."

„Aber Sie sind doch nicht auf eine Insel gekommen", sagte der Wilde nach langem Schweigen.

Der Aufsichtsrat lächelte. „So bezahlte eben ich. Ich bezahlte, indem ich mich dem Glück widmete. Dem Glück der andern, nicht meinem. Es trifft sich gut," setzte er nach einer Pause hinzu, „daß es so viele Inseln auf der Erde gibt. Ich wüßte nicht, was wir ohne sie täten. Wahrscheinlich euch alle in die Todeszelle stecken. Übrigens, Herr Holmes, sind Sie für tropisches Klima? Die Marquesasinseln etwa oder Samoa? Oder vielleicht kräftigere Luft?"

Helmholtz erhob sich aus seinem pneumatischen Fauteuil. „Ich möchte ein ganz miserables Klima", antwortete er. „Ich glaube, man schreibt besser, wenn das Klima schlecht ist. Heftige Winde und Stürme, zum Beispiel . . ."

Der Aufsichtsrat nickte beifällig. „Ihre Denkweise gefällt mir, Herr Holmes. Sie gefällt mir sogar beträchtlich. Ebensosehr, wie ich sie offiziell miß-

billige.“ Er lächelte. „Wie wäre es mit den Falklandinseln?“

„Ja, ich glaube, die wären das Richtige“, erwiderte Helmholtz. „Und nun, wenn Sie gestatten, werde ich mich um den armen Sigmund kümmern.“

SIEBZEHNTES KAPITEL

Der Aufsichtsrat und der Wilde blieben allein zurück.

„Kunst, Wissenschaft, – euer Glück kommt euch recht teuer zu stehen“, bemerkte der Wilde. „Was habt ihr noch geopfert?“

„Nun, Religion natürlich“, antwortete Mustapha Rathenau. „Vor dem Neunjährigen Kriege gab es einen sogenannten Gott. Aber ich vergesse, daß Sie wahrscheinlich über Gott genau Bescheid wissen.“

„Nun ja ...“ Der Wilde zögerte. Er hätte gern etwas über Nacht und Einsamkeit gesagt, über die Mesa im bleichen Mondlicht, die Felsabstürze, das Untertauchen in die Schatten der Tiefe und über den Tod. Er hätte es gern gesagt, aber es gab keine Worte dafür. Nicht einmal bei Shakespeare.

Unterdessen war der Aufsichtsrat an die Zimmerwand gegenüber getreten und öffnete einen Stahlschrank in der Mauer zwischen den Büchergestellen. Die schwere Tür ging auf. Er rumorte im dunklen Innern des Tresors und sagte dabei: „Dieses Thema hatte seit je großes Interesse für mich.“ Dann zog er einen dicken, schwarzen Band hervor. „Das, zum Beispiel, haben Sie wohl nie gelesen?“

Der Wilde nahm ihn. ‚Die Heilige Schrift, enthaltend die Bücher des Alten und Neuen Testaments‘ las er laut vom Titelblatt.

„Oder dies?“ Ein Büchlein, dessen Einband fehlte. ‚Von der Nachfolge Christi.‘

„Und auch dies nicht?“ Er reichte ihm noch ein Buch.

‚Über die Unterschiede des religiösen Erlebens. Von William James.‘

„Ich habe noch eine Menge“, fuhr Mustapha Rathenau fort und setzte sich wieder. „Eine ganze Sammlung solcher alter Pornographieen. Gott im Sperrschrank und Ford auf den Regalen.“ Lachend wies er auf seine offen einbekannte Bibliothek, die Bücherregale, die Gestelle voll Lesespulen und Tonstreifenrollen.

„Aber wenn Sie etwas von Gott wissen, warum sagen Sie es nicht den Menschen?“ fragte der Wilde empört. „Warum geben Sie ihnen nicht diese Bücher über Gott?“

„Aus dem gleichen Grunde, warum wir ihnen nicht ‚Othello‘ geben. Weil sie alt sind. Sie handeln von Gott, wie er vor Jahrhunderten war, nicht, wie er heute ist.“

„Gott ändert sich doch nicht.“

„Aber die Menschheit.“

„Macht das einen Unterschied?“

„Den allergrößten“, sagte Mustapha Rathenau und trat nochmals an den Tresor. „Es war einmal ein Mann, der hieß Kardinal Newman“, begann er. „Ein Kardinal“, erklärte er nebenbei „war eine Art Erzvereinigungskantor.“

„‚Ich, Pandulph, Kardinal des schönen Mailand.‘ Darüber habe ich im Shakespeare gelesen.“

„Natürlich. Wie gesagt, ein gewisser Kardinal New-

man. Aha, hier ist das Buch!“ Er zog es hervor. „Und ich kann auch gleich dieses da herausnehmen. Verfaßt von einem Manne namens Maine de Biran. Ein Philosoph, wenn Sie wissen, was das ist.“

„Ein Mann, der sich weniger Dinge träumen läßt, als es im Himmel und auf Erden gibt“, versetzte der Wilde prompt.

„Stimmt. Ich werde Ihnen nachher eins der Dinge vorlesen, die er sich einen Augenblick lang träumen ließ. Inzwischen hören Sie einmal, was dieser alte Erzkantor sagt.“ Er öffnete das Buch bei einer mit einem Papierstreifen bezeichneten Seite und las vor: „Wir gehören ebensowenig uns selbst, wie unsre Habe uns gehört. Wir haben uns nicht selbst erschaffen, wir können uns nicht selbst überlegen sein. Wir sind nicht Herren über uns. Wir sind Gottes Eigentum. Liegt nicht eben darin unser Glück, die Sache so zu betrachten? Liegt Glück oder auch nur der leiseste Trost in der Annahme, daß wir uns gehören? Die Jungen und die Reichen denken vielleicht so. Ihnen mag es als etwas Großes erscheinen, daß alles, wie sie glauben, nach ihrem Kopfe geht; daß sie von niemand abhängen, daß sie es nicht nötig haben, an etwas, das sie nicht vor Augen haben, zu denken, und von der Plage befreit sind, immerdar die Bestätigung andrer einzuholen, immerdar zu beten und ihr Tun ständig mit dem Willen eines andern in Einklang bringen zu müssen. Allein mit der Zeit erkennen sie gleich allen Menschen, daß Unabhängigkeit nicht für Menschen ist,

daß sie ein unnatürlicher Zustand ist, mit dem man eine Weile auskommt, daß sie uns aber nicht heil bis ans Ende geleitet . . ."

Mustapha Rathenau hielt inne, nahm das andre Buch zur Hand und blätterte darin. „Hören Sie etwa folgendes an", sagte er und begann mit seiner tiefen Stimme wieder zu lesen:

„Ein Mensch wird alt, er verspürt in seinem tiefsten Innern die Schwäche, die Unlust und das Unbehagen, die mit fortschreitendem Alter Hand in Hand gehn. Und wenn der Mensch das spürt, bildet er sich ein, er sei nur krank, schläfert seine Befürchtungen durch den Glauben ein, daß sein kläglicher Zustand einen besondern Grund habe, von dem er sich, wie von einer Krankheit, zu erholen hofft. Trügerische Einbildungen! Seine Krankheit heißt Alter und ist ein furchtbares Leiden. Man sagt, Furcht vor dem Tode und dem, was nach dem Tode kommt, führe die Menschen der Religion in die Arme, sobald sie älter werden. Aber meine eigne Erfahrung hat mich überzeugt, daß das religiöse Gefühl – ganz unabhängig von solchen Schrecknissen und Einbildungen – sich immer mehr entwickelt, je älter wir werden, und zwar, weil die Leidenschaften sich zur Ruhe legen, Phantasie und Sinne weniger erregt und erregbar sind und dadurch unser Verstand weniger verworren arbeitet, von Phantasiebildern, Wünschen und Zerstreuungen, in denen er sich früher verlor, weniger verdunkelt wird. Und da tritt Gott wie hinter einer Wolke

hervor. Unsre Seele fühlt und sieht und wendet sich zum Urquell alles Lichts; wendet sich aus natürlichem Trieb und unausweichlich dahin, denn nun, da alles, was der Sinnenwelt Leben und Zauber verlieh, uns entgleitet, nun, da unser Dasein in der Welt der Erscheinungen nicht länger durch innere oder äußere Eindrücke gestützt ist, fühlen wir das Bedürfnis, uns an etwas Bleibendes zu lehnen, das uns niemals betrügt – an eine Wirklichkeit, eine unbedingte, unvergängliche Wahrheit. Ja, unausweichlich wenden wir uns zu Gott, denn das religiöse Gefühl ist seinem ganzen Wesen nach so rein, so köstlich für die Seele, die es erlebt, daß es uns für alle andern Verluste entschädigt."

Mustapha Rathenau schloß das Buch und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. „Eins von den vielen Dingen im Himmel und auf Erden, wovon sich jene Philosophen nichts träumen ließen, ist dies –," er machte eine umfassende Handbewegung, „– wir, die moderne Welt. ‚Man kann von Gott nur unabhängig sein, solange man sich der Jugend und des Wohlstandes erfreut; Unabhängigkeit geleitet den Menschen nicht heil bis ans Ende.' Nun, und jetzt haben wir Jugend und Wohlstand bis zum allerletzten Augenblick. Was folgt daraus? Offenbar, daß wir von Gott unabhängig sein können. ‚Das religiöse Gefühl entschädigt uns für alle Verluste.' Wir aber erleiden keine Verluste, für die wir entschädigt werden müßten; demnach ist das religiöse Gefühl überflüssig. Und wozu sollten wir einem

Ersatz für jugendliche Triebe nachjagen, wenn der jugendliche Trieb nimmer aufhört? Einem Ersatz für Zerstreuungen, wenn wir uns bis ans Ende der alten Narreteien erfreuen? Wozu brauchen wir Ruhe, wenn unser Geist und Körper weiter in Tatkraft schwelgt? Wozu Trost, wenn wir Soma haben? Wozu etwas Bleibendes, solange es die Gesellschaftsordnung gibt?"

„Sie glauben also, daß es keinen Gott gibt?"

„Im Gegenteil, höchstwahrscheinlich gibt es einen Gott."

„Also warum . .?"

Mustapha Rathenau winkte ab. „Aber er offenbart sich verschiedenen Menschen auf verschiedene Weise. In vormodernen Zeiten offenbarte er sich als das Wesen, das in diesen Büchern beschrieben wird. Heute . . ."

„Wie offenbart er sich heute?" fragte der Wilde.

„Durch Abwesenheit. Als wäre er gar nicht da."

„Das ist eure Schuld."

„Nennen Sie es die Schuld der Zivilisation. Gott ist unvereinbar mit Maschinen, medizinischer Wissenschaft und allgemeiner Glückseligkeit. Man muß wählen. Unsre Zivilisation hat Maschinen, Medizin und Glückseligkeit gewählt. Darum muß ich diese Bücher in einen Stahlschrank sperren. Sie sind Schmutz. Die Leute wären empört, wenn . . ."

Der Wilde unterbrach ihn. „Aber ist es denn nicht natürlich, zu fühlen, daß es einen Gott gibt?"

„Ebensogut könnten Sie fragen, ob es natürlich sei,

die Hosen mit Zippverschluß zu schließen", sagte der Aufsichtsrat beißend. „Sie erinnern mich an einen andern dieser alten Knaben. Er hieß Bradley. Philosophieren, sagte er, heiße, eine schlechte Begründung für das finden, woran man instinktiv glaube. Als ob der Mensch an irgend etwas instinktiv glaubte! Man glaubt an Dinge, weil man zum Glauben an sie aufgenormt wurde. Schlechte Gründe für das zu finden, woran man aus andren schlechten Gründen glaubt, das heißt Philosophie. Die Menschen glauben an Gott, weil sie zum Glauben an Gott aufgenormt wurden."

„Und trotzdem", beharrte der Wilde, „ist es natürlich, an Gott zu glauben, wenn man allein ist, ganz einsam in der Nacht, und an den Tod denkt..."

„Die Menschen sind heute nie allein", warf Mustapha Rathenau ein. „Wir lehren sie den Haß gegen die Einsamkeit und richten ihr ganzes Leben so ein, daß Einsamkeit für sie nahezu unmöglich ist."

Der Wilde nickte düster. In Malpais hatte er gelitten, weil er von den gemeinschaftlichen Betätigungen des Pueblo ausgeschlossen gewesen war. Im zivilisierten Berlin litt er, weil er den gemeinschaftlichen Betätigungen nicht entgehn, nie friedlich allein sein konnte.

„Erinnern Sie sich der Stelle im ‚Lear'?" fragte er endlich. „‚Die Götter sind gerecht: aus unsern Lüsten erschaffen sie das Werkzeug, uns zu geißeln. Der dunkle, sünd'ge Ort, wo er dich zeugte, bracht' ihn um seine Augen.' Und Edmund, verwundet, ster-

bend, – Sie erinnern sich – antwortet: ‚Wahr, o wahr! Ganz schlug das Rad den Kreis; ich unterliege.‘ Wie verhält es sich damit? Muß es nicht einen waltenden Gott geben, der straft und belohnt?“

„Muß es?“ fragte der Aufsichtsrat zurück. „Sie können sich allen erdenklichen Lüsten mit einer Empfängnisfreien hingeben, ohne Gefahr zu laufen, daß Ihnen die Augen von der Geliebten Ihres Sohnes ausgekratzt werden. ‚Ganz schlug das Rad den Kreis; ich unterliege.‘ Aber wo läge Edmund heute? In einem pneumatischen Fauteuil, den Arm um die Taille eines Mädchens, ein Stück Sexualhormonkaugummi lutschend und den Fühlfilm betrachtend. Die Götter sind gerecht. Ohne Zweifel! Aber ihr Gesetzbuch ist im letzten Grunde von den Organisatoren der menschlichen Gesellschaft diktiert. Die Vorsehung läßt sich von den Menschen soufflieren.“

„Sind Sie dessen gewiß?“ fragte der Wilde. „Sind Sie gar so gewiß, daß Edmund im pneumatischen Fauteuil nicht ebenso schwer gestraft ist wie der an seinen Wunden verblutende Edmund? Die Götter sind gerecht. Haben sie nicht seine Lüste als Werkzeug benutzt, um ihn zu erniedrigen?“

„Von welcher Höhe zu erniedrigen? Als glücklicher, schwer arbeitender Staatsbürger und Verbraucher ist er vollkommen. Freilich, wenn Sie von einem andern Lebensgrundbegriff ausgehn, können sie natürlich behaupten, er sei erniedrigt. Aber Sie müssen bei einer einzigen Gruppe von Voraus-

setzungen bleiben. Man kann nicht elektromagnetisches Golf nach den Regeln für Zentrifugalbrummball spielen."

„Doch nicht des Einzelnen Willkür gibt den Wert", entgegnete der Wilde. „Er hat Gehalt und Würdigkeit sowohl in eigentümlich innrer Kostbarkeit, als in dem Schätzer."

„Aber, aber", widersprach Mustapha Rathenau. „Heißt das nicht, die Sache zu weit treiben?"

„Wenn ihr an Gott denken dürftet, ließet ihr euch nicht durch angenehme Laster erniedrigen. Ihr hättet Grund, alles geduldig zu ertragen und mutige Taten zu vollbringen. Ich habe es bei den Indianern gesehn."

„Das kann ich mir denken", sagte der Aufsichtsrat. „Aber wir sind keine Indianer. Für einen zivilisierten Menschen besteht nicht der geringste Grund, irgend etwas ernstlich Unangenehmes zu erdulden. Und mutige Taten, – Ford verhüte, daß ihm ein solcher Gedanke in den Kopf komme! Es würfe die ganze Gesellschaftsordnung über den Haufen, wenn die Menschen auf eigne Faust zu handeln begännen."

„Und wie steht es mit der Selbstverleugnung? Wenn ihr einen Gott besäßet, hättet ihr Grund zur Selbstverleugnung."

„Industrielle Zivilisation ist nur ohne Selbstverleugnung möglich. Selbsterfüllung bis an die äußersten Grenzen, die Hygiene und Volkswirtschaft gezogen haben. Sonst stehen die Räder still."

„Ihr hättet Grund zur Keuschheit!“ fuhr der Wilde fort und errötete ein wenig bei diesem Wort.
„Keuschheit heißt Leidenschaft, Keuschheit heißt Neurasthenie. Und Leidenschaft und Neurasthenie bedeuten Unbeständigkeit. Unbeständigkeit ist das Ende der Zivilisation. Keine dauernde Zivilisation ohne eine Menge angenehmer Lüste.“
„Gott ist der Grund für alles Edle und Erhabne und Heldische. Wenn ihr einen Gott besäßet . . .“
„Mein lieber junger Freund,“ erwiderte Mustapha Rathenau, „die Zivilisation hat nicht den geringsten Bedarf an Edelmut oder Heldentum. Derlei Dinge sind Merkmale politischer Untüchtigkeit. In einer wohlgeordneten Gesellschaft wie der unsern findet niemand Gelegenheit zu Edelmut und Heldentum. Solche Gelegenheiten ergeben sich nur in ganz ungefestigten Verhältnissen. Wo es Kriege gibt, Zwiespalt der Pflichten, denen man widerstehn, und Liebe, die man erkämpfen oder verteidigen muß, – dort, ja, dort haben Heldentum und Edelmut einen gewissen Sinn. Heute gibt es keine Kriege mehr. Übergroße Liebe zwischen zwei Menschen verhindern wir mit größter Sorgfalt. Gewissenskonflikte gibt es auch nicht: man wird so aufgenormt, daß man nichts andres tun kann, als was man tun soll. Und was man tun soll, ist, im ganzen genommen, so angenehm und gewährt den natürlichen Trieben so viel Spielraum, daß es auch keine Versuchungen mehr gibt. Sollte sich durch einen unglücklichen Zufall wirklich einmal etwas Unangenehmes ereig-

nen, dann gibt es Soma, um sich von der Wirklichkeit zu beurlauben. Immer ist Soma zur Hand, den Zorn zu besänftigen, sich mit den Feinden zu versöhnen, Geduld und Langmut im Leiden zu verleihen. Früher konnte man all das nur durch große Willensanstrengung und nach jahrelanger harter Charaktererziehung erreichen. Heute schluckt man zwei, drei Halbgrammtabletten, und damit gut! Jeder kann heutzutage tugendhaft sein. Man kann mindestens sein halbes Ethos in einem Fläschchen bei sich tragen. Christentum ohne Tränen – das ist Soma."

„Tränen sind unerläßlich. Erinnern Sie sich nicht an Othellos Worte? ‚Wenn jedem Sturm so heitre Stille folgt, dann blast, Orkane, bis den Tod ihr weckt!' Ein alter Indianer erzählte uns bisweilen die Geschichte des Mädchens von Mátsaki. Wer von den Jünglingen sie freien wollte, mußte einen Vormittag lang ihren Garten umgraben. Die Arbeit schien leicht. Aber es gab dort Fliegen und Moskitos, zauberkräftige. Die meisten Jünglinge hielten die Bisse und Stiche nicht aus. Nur der eine, der standhaft blieb, bekam das Mädchen."

„Sehr nett! Aber in zivilisierten Ländern kann man Mädchen bekommen, ohne ihren Garten umzugraben. Außerdem haben wir vor Jahrhunderten alle Fliegen und Moskitos ausgerottet."

Stirnrunzelnd nickte der Wilde. „Ausgerottet, das sieht euch ähnlich. Alles Unangenehme ausrotten, statt es ertragen lernen! Ob's edler im Gemüt, die

Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks erdulden oder, sich waffnend gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie enden ... Ihr tut weder das eine noch das andre. Weder erdulden noch widerstehn. Ihr schafft nur Pfeile und Schleudern ab. Ihr macht euch das zu leicht."

Er verstummte plötzlich und dachte an seine Mutter. In ihrem Zimmer im siebenunddreißigsten Stockwerk war Linda von den Wogen singender Lichter und liebkosender Düfte hinweggetragen worden, weg aus Raum und Zeit, weg aus dem Kerker ihrer Erinnerungen und Gewohnheiten, befreit von ihrem alternden, aufgedunsenen Körper. Und Tomakin, ehemaliger Brut- und Normungsdirektor, Tomakin war gleichfalls auf Urlaub von Demütigung und Schmerz, auf Urlaub in einer Welt, wo er die Spottworte, das Hohngelächter nicht hören, das häßliche Gesicht nicht sehn, die feuchten, schwammigen Arme nicht mehr um seinen Hals fühlen konnte. In einer schönen Welt ...

„Wissen Sie, was euch nottut?" fragte der Wilde. „Etwas *mit* Tränen. Zur Abwechslung. Bei euch kostet nichts genug."

(„Zwölfeinhalb Millionen Dollar", hatte Henry Päppler eingewendet, als ihm der Wilde gelegentlich dasselbe gesagt hatte. „Zwölfeinhalb Millionen Dollar hat die neue Normungszentrale gekostet, nicht einen Cent weniger.")

„Und gebt eu'r sterblich und verletzbar Teil dem Glück, dem Tode, den Gefahren preis für eine Nuß-

schal'. Hat das nicht etwas für sich?" fragte er mit einem Blick zu Mustapha Rathenau empor. „Von Gott gar nicht zu reden, obwohl Gott natürlich ein Grund wäre. Läßt sich nicht manches zugunsten eines Lebens der Gefahr sagen?"

„Sehr viel sogar", antwortete der Aufsichtsrat. „Männer und Frauen müssen von Zeit zu Zeit ihre Adrenaldrüsen stimulieren lassen."

„Was?" fragte der Wilde verständnislos.

„Es ist eine der Voraussetzungen vollkommener Gesundheit. Darum haben wir den SRL-Behandlungszwang eingeführt."

„SRL?"

„Surrogat für rasende Leidenschaft. Regelmäßig jeden Monat. Der ganze Organismus wird mit Adrenin durchflutet. Es ist ein hundertprozentiges physiologisches Äquivalent für Angst und Wut. Erzielt genau die gleichen tonischen Wirkungen, wie Desdemona zu morden oder von Othello erwürgt zu werden, ohne die Unannehmlichkeiten."

„Aber ich liebe die Unannehmlichkeiten."

„Wir nicht!" versetzte der Aufsichtsrat. „Uns sind die Bequemlichkeiten lieber."

„Ich brauche keine Bequemlichkeiten. Ich will Gott, ich will Poesie, ich will wirkliche Gefahren und Freiheit und Tugend. Ich will Sünde."

„Kurzum," sagte Mustapha Rathenau, „Sie fordern das Recht auf Unglück."

„Also gut," erwiderte der Wilde trotzig, „ich fordere das Recht auf Unglück."

„Ganz zu schweigen von dem Recht auf Alter, Häßlichkeit und Impotenz, dem Recht auf Syphilis und Krebs, dem Recht auf Hunger und Läuse, dem Recht auf ständige Furcht vor dem Morgen, dem Recht auf unsägliche Martern aller Arten.“

Langes Schweigen.

„Alle diese Rechte fordre ich“, stieß der Wilde endlich hervor.

Mustapha Rathenau zuckte die Achseln und sagte: „Wohl bekomm's!“

ACHTZEHNTES KAPITEL

Die Tür stand weit offen, als sie eintraten.

„Josef!“

Aus dem Badezimmer ertönte ein unangenehmes, vielsagendes Geräusch.

„Ist etwas passiert?“ rief Helmholtz.

Keine Antwort. Das unangenehme Geräusch wiederholte sich noch zweimal; dann Stille. Ein Klicken, die Badezimmertür ging auf, und totenbleich erschien der Wilde.

„Na, hören Sie mal, Josef,“ sagte Helmholtz besorgt, „Sie sehn aber elend aus!“

„Haben Sie etwas gegessen, was Sie nicht vertragen?“ fragte Sigmund.

Der Wilde nickte. „Zivilisation habe ich gegessen.“

„Was?“

„Sie hat mich besudelt und vergiftet. Und dann“, setzte er leiser hinzu, „aß ich meine eigene Schlechtigkeit.“

„Ja, aber was war es wirklich? Sie haben sich doch soeben, meine ich . . .“

„Jetzt bin ich davon gereinigt“, antwortete der Wilde. „Ich habe Mostrich mit warmem Wasser getrunken.“

Die beiden starrten ihn erstaunt an. „Wie? Absichtlich haben Sie das getan?“ fragte Sigmund.

„So pflegen sich die Indianer zu reinigen.“ Er setzte sich und fuhr sich seufzend über die Stirn. „Jetzt werde ich ein paar Minuten ausruhen. Ich bin ziemlich erschöpft.“

„Kein Wunder“, meinte Helmholtz. Nach einer Pause sagte er in verändertem Ton: „Wir kommen, uns zu verabschieden. Morgen reisen wir.“

„Ja, morgen reisen wir“, wiederholte Sigmund, in dessen Miene der Wilde einen ungewohnten Ausdruck entschlossenen Verzichts entdeckte. „Und bei dieser Gelegenheit, Josef,“ er beugte sich im Stuhle vor und legte dem Wilden die Hand aufs Knie, „möchte ich mich wegen der Vorfälle von gestern entschuldigen.“ Er wurde rot. „Ich schäme mich,“ fuhr er fort, obwohl seine Stimme schwankte, „ich bin wirklich . . .“

Der Wilde ließ ihn nicht weitersprechen und drückte herzlich seine Hand.

„Helmholtz hat sich großartig gegen mich benommen“, erklärte Sigmund. „Ohne ihn wäre ich . . .“

„Ach, laß doch!“ wehrte Helmholtz ab.

Sie schwiegen. Trotz ihres Herzwehs – oder vielmehr gerade deswegen, denn es war ein Kennzeichen ihrer Freundschaft füreinander, – waren die drei jungen Männer glücklich.

„Heute morgens war ich beim Aufsichtsrat . . .“ begann der Wilde endlich.

„Wozu?“

„Um zu fragen, ob ich mit euch auf die Inseln darf.“

„Und was sagte er?“ fragte Helmholtz eifrig.

Der Wilde schüttelte den Kopf. „Er erlaubte es nicht.“

„Warum nicht?“

„Er will das Experiment fortsetzen“, sagte Josef.

„Aber ich will verdammt sein," setzte er in einem plötzlichem Zornausbruch hinzu, „verdammt will ich sein, wenn ich weiter ein Versuchskaninchen abgebe! Nicht um den ganzen Weltaufsichtsrat! Auch ich reise morgen."
„Wohin?" fragten die beiden wie aus einem Mund. Der Wilde zuckte die Achseln. „Irgendwohin. Egal. Nur allein sein!"

Die Fluglinie Berlin–Bremen lief von Stendal über der Altmark bis Salzwedel, dann über Ülzen und Munster nach Soltau und weiter über Langwedel nach Bremen. Die Gegenlinie lag ungefähr parallel dazu über Rotenburg, Schneverdingen, Amelinghausen, Ebstorf und Lüchow. Über der Lüneburger Heide gab es Stellen, an denen die beiden Linien höchstens zehn bis fünfzehn Kilometer voneinander entfernt waren, für unachtsame Flieger eine viel zu geringe Entfernung, besonders nachts und wenn sie zu tief ins Somas-Schächtelchen geguckt hatten. Unfälle hatten sich ereignet, schwere Unfälle. Daher hatte man beschlossen, die Gegenlinie ein paar Kilometer nordwärts zu verlegen. Vier verlassene Flugleuchttürme zwischen Rotenburg und Lüchow bezeichneten die Strecke, die früher Bremen mit Berlin verbunden hatte. Stumm und öde lag der Himmel über ihnen. Denn jetzt surrten und brüllten die Helikopter ohne Unterlaß über Zeven, Buchholz und Lüneburg.
Der Wilde hatte sich den alten Leuchtturm auf dem

Hügelrücken zwischen Schneverdingen und Amelinghausen zur Einsiedelei erwählt. Das Gebäude war aus Eisenbeton und vorzüglich erhalten, fast zu bequem, wie der Wilde bei der ersten Besichtigung fand, fast mit allzuviel zivilisiertem Luxus ausgestattet. Er beschwichtigte sein Gewissen, indem er sich zum Ausgleich eine um so strengere Selbstzucht und noch viel gründlichere Läuterung gelobte. Seine erste Nacht in dieser Klause schlief er absichtlich nicht, sondern lag stundenlang auf den Knieen und betete bald zu dem Himmel, den der schuldige Claudius um Vergebung angefleht hatte, bald auf Zuñi zu Awonawilona, dann wieder zu Jesus und Pukong oder seinem eigenen Schutztier, dem Adler.

Manchmal breitete er die Arme aus, als hinge er am Kreuz, und hielt sie so viele Minuten lang, bis der wachsende Schmerz ihn wie im Todeskrampf erzittern ließ, hielt sie in freiwilliger Kreuzigung, während ihm der Schweiß übers Gesicht strömte, und wiederholte mit zusammengebissenen Zähnen: „O vergib mir! Läutere mich! Hilf mir, gut zu sein!“ wieder und wieder, bis er vor Schmerz fast ohnmächtig wurde.

Als der Morgen graute, fühlte er, daß er nun das Recht erworben habe, den Leuchtturm zu bewohnen. Ja das hatte er, obgleich noch Glasscheiben in den meisten Fenstern waren und das Flachdach eine so schöne Fernsicht bot. Denn gerade der Grund, warum er den Leuchtturm zur Behausung

gewählt hatte, war fast sofort ein Grund geworden, anderswohin zu gehn. Er hatte dort zu leben beschlossen, weil die Aussicht so schön war und er von seinem Ausguck die Verkörperung der Gottheit zu erblicken vermeinte. Aber wer war er, daß er sich täglich und stündlich am Anblick der Schönheit weiden und sich vermessen durfte, in der sichtbaren Gegenwart Gottes zu leben? Ihm gebührte nicht mehr als ein schmutziger Schweinestall, ein lichtloses Erdloch. Die Glieder steif von der langen Schmerzensnacht, aber gerade darum voll neubestärkter Gewißheit, klomm er zum Flachdach seines Turmes empor und spähte in die strahlende Sonnenaufgangswelt hinaus, die zu bewohnen er sich wieder verdient hatte.

Im Norden war die Aussicht von einem langgestreckten sandigen Rücken, dem Wilseder Berg, begrenzt, hinter dessen östlichem Ende wie Türme die sieben Wolkenkratzer emporragten, aus denen jetzt Egestorf bestand. Bei ihrem Anblick schnitt der Wilde ein Gesicht. Aber mit der Zeit gewöhnte er sich daran, denn nachts blinkten sie so heiter mit ihren geometrischen Sternbildern oder wiesen lichtüberflutet mit ihren leuchtenden Fingern – im ganzen Lande verstand jetzt nur der Wilde den Sinn dieser Gebärde – feierlich hinauf in das unergründliche Geheimnis des Himmels.

Im Tale, zu Füßen des sandigen Hügels, auf dem sein Leuchtturm stand, lag das bescheidene, neun Stockwerke hohe Dörfchen Amelinghausen mit

seinen Speichern, einer Geflügelfarm und einer kleinen Vitamin-D-Fabrik. An der Südseite des Turmes senkte sich das Gelände in weiten Heidehängen zu einer Schnur von Teichen nieder.

Hinter ihnen erhob sich über den trennenden Wäldern der Turm von Heber mit seinen vierzehn Stockwerken. Falkenberg und Hauschelberg, matt aus dem Nebel schimmernd, lockten den Blick in blaue, romantische Ferne. Aber nicht die Fernsicht allein hatte den Wilden zu diesem Leuchtturm gezogen; die Nähe war nicht weniger verlockend. Die Wälder, die Lichtungen voll Heidekraut und gelbem Ginster, die zu dunklen Flecken geballten Föhren, die glitzernden Teiche, von Birken überhangen, mit ihren Wasserlilien und Binsenstreifen, – sie waren schön und erstaunlich für ein an die Dürre der neumexikanischen Einöde gewöhntes Auge. Und diese Einsamkeit! Ganze Tage vergingen, ohne daß er einen einzigen Menschen sah. Der Leuchtturm lag nur eine schwache Flugstunde vom Tempelhofer Flugturm entfernt, aber die Hügel von Malpais waren kaum verlassener als diese Heidelandschaft. Die täglichen Ausflüglerscharen verließen Berlin nur, um elektromagnetisches Golf oder Tennis zu spielen. Schneverdingen besaß keine Spielplätze, die nächsten Riemannschen Felder waren in Lüneburg. Blumen und Landschaft waren hier die einzigen Anziehungskräfte. Und da es somit keinen triftigen Grund zum Kommen gab, kam kein Mensch hierher. In den ersten Tagen blieb der Wilde ungestört allein.

Das Geld, das ihm seinerzeit bei der Ankunft für persönliche Bedürfnisse eingehändigt worden war, hatte er zum größten Teil für seine Ausrüstung verwendet. Vor der Abreise aus Berlin hatte er vier Viskosewolldecken, Seile und Bindfaden, Nägel, Leim, einige Werkzeuge und Zündhölzer gekauft – allerdings hatte er vor, sich einen Feuerbohrer zu machen, – ferner ein paar Töpfe und Pfannen, zwei Dutzend Päckchen mit Samen und zehn Kilo Weizenmehl. „Nein, nur keine künstliche Stärke und Baumwollabfallmehlersatz", hatte er hartnäckig abgelehnt. „Auch wenn das nahrhafter ist." Aber als ihm der Verkäufer in der Proviantabteilung Drüsennährzwieback „Panglandulin" und vitaminisierten Fleischersatz anbot, hatte er doch nicht widerstehn können. Beim Anblick dieser Büchsen machte er sich jetzt bittere Vorwürfe über seine Schwäche. Widerlicher Zivilisationskram! Nicht einmal, wenn er verhungern müßte, wollte er das Zeug essen; das hatte er sich fest vorgenommen. „Das wird ihnen eine Lehre sein", dachte er rachsüchtig. Aber auch ihm.

Er zählte seine Barschaft. Der kleine Rest hälfe ihm hoffentlich über den Winter hinweg. Im nächsten Frühling trug sein Garten wohl schon genug, um ihn von der Außenwelt unabhängig zu machen. Inzwischen gab es für alle Fälle Wild; er hatte Kaninchen in Menge und Wasservögel an den Teichen gesehen. Sogleich ging er daran, Bogen und Pfeile zu schnitzen.

Nahe beim Leuchtturm standen Eschen und für die Pfeilschäfte ein ganzes Gehölz schöner gerader Haselstauden. Er fällte eine junge Esche, schnitt etwa zwei Meter astlosen Stammes ab, schälte ihn und schabte Schicht auf Schicht das weiße Holz, wie es ihn der alte Mitsima gelehrt hatte, bis er einen Stab von seiner eigenen Höhe in Händen hielt, steif in der dickeren Mitte, biegsam und beweglich an den schlanken Enden. Die Arbeit machte ihm unendliche Freude. Nach den müßigen Wochen in Berlin, wo er nur auf einen Knopf zu drücken oder einen Hebel zu drehen brauchte, wenn er etwas wollte, war es ein Hochgenuß, etwas zu leisten, das Geduld und Geschick erforderte.

Er war fast fertig damit, den Stab zurecht zu schnitzen, als er sich plötzlich überrascht dabei ertappte, daß er sang – wahrhaftig sang! Es war, als wäre er von außen unvermutet auf sich selbst gestoßen und hätte sich auf offener Tat beim Kragen erwischt. Schuldbewußt errötete er. Nicht um zu singen und sich des Lebens zu freuen, war er hierhergekommen, sondern um weiterer Besudelung mit dem Unflat des zivilisierten Lebens zu entgehn, sich zu läutern, zu bessern und tätige Reue zu zeigen. Voll Bestürzung erkannte er, daß er, in seine Schnitzerei vertieft, vergessen hatte, was er sich vor kurzem nie zu vergessen gelobt: die arme Linda und seine mörderische Unfreundlichkeit gegen sie, die widerlichen Zwillinge, die wie Läuse über das Mysterium ihres Todes krochen und mit ihrer Gegenwart nicht

nur seine eigene Trauer und Reue, sondern die Götter selbst beleidigten. Er hatte geschworen, es nie zu vergessen, nie aufzuhören, Buße zu tun. Und da saß er nun kreuzfidel über seinem Bogenholz und sang, wahrhaftig, sang . . .

Er ging ins Haus, öffnete den Mostrichtiegel und stellte Wasser zum Kochen auf.

Eine halbe Stunde später erblickten drei erstaunte delta-minus Landarbeiter aus einer der Schneverdinger Bokanowskygruppen in einem Lastauto unterwegs nach Ebstorf, auf der Höhe des Hügels vor dem verlassenen Leuchtturm einen jungen Mann, der, bis zum Gürtel nackt, sich mit einer Geißel aus geknoteten Stricken schlug. Sein Rücken war mit roten Horizontalstreifen liniiert, und von Strieme zu Strieme sickerte Blut. Der Lenker hielt am Straßenrand und starrte wie seine beiden Gefährten mit offenem Maul auf das ungewöhnliche Schauspiel. Eins, zwei, drei – sie zählten die Hiebe. Nach dem achten Streich unterbrach der junge Mann seine Selbstzüchtigung und lief an den Waldrand, wo ihm sterbensübel wurde. Sodann nahm er wieder die Geißel zur Hand und drosch weiter auf sich los. Neun, zehn, elf, zwölf . . .

„Du lieber Ford!“ flüsterte der Lenker. Seine Zwillingsgefährten waren gleicher Ansicht.

„Ach, du liebs Fördli!“ stießen sie hervor.

Drei Tage später waren, gleich Aasgeiern bei einem Leichnam, die Reporter da.

Über einem langsamen Feuer aus grünem Holz ge-

trocknet und gehärtet, war der Bogen fertig geworden. Der Wilde arbeitete jetzt an den Pfeilen. Dreißig Haselstöcke waren geschnitzt und getrocknet, an der Spitze mit einem scharfen Nagel, am anderen Ende sorgfältig mit Kerben versehen. Eines Nachts hatte er die Geflügelfarm in Amelinghausen beschlichen und besaß nun Federn genug, um eine ganze Waffenkammer auszustatten. Gerade als er beim Bogenfiedern war, entdeckte ihn der erste Reporter. Lautlos tauchte er auf pneumatischen Sohlen hinter ihm auf.

„Guten Morgen, Herr Wilder", sagte er. „Ich vertrete die Radio-Stunde."

Wie von einer Schlange gebissen, sprang der Wilde bestürzt auf, und Pfeile, Federn, Leimtopf und Pinsel purzelten nach allen Richtungen.

„Bitte vielmals um Entschuldigung," sagte der Reporter aufrichtig zerknirscht, „es war nicht meine Absicht . . ." Er tippte an seinen Hut, ein Aluminiumofenrohr, worin er seinen Radioempfänger und Sender trug. „Verzeihen Sie, daß ich ihn nicht lüfte. Er ist ein wenig schwer. Also, wie gesagt, ich ververtrete die Radio . . ."

„Was wollen Sie?" knurrte der Wilde.

Der Reporter antwortete mit seiner einschmeichelndsten Miene. „Unsere Leser würden sich natürlich ungemein dafür interessieren . . ." Er neigte den Kopf mit einem fast koketten Lächeln zur Seite. „Einfach ein paar Worte aus Ihrem Munde, Herr Wilder." Mit den hurtigen Gebärden eines Ri-

tuals entrollte er zwei Drähte, die mit der tragbaren, um seine Hüften geschnallten Batterie verbunden waren, steckte sie gleichzeitig links und rechts in seinen Aluminiumhut, berührte eine Feder am Kopf des Hutes: eine Antenne sprang senkrecht in die Höhe; er berührte eine zweite Feder vorn an der Hutkrempe: wie ein Springteufel schoß ein Mikrophon hervor und hing wippend fünfzehn Zentimeter vor seiner Nase; über die Ohren zog er ein Paar Kopfhörer, drückte auf einen Schaltknopf links am Hut: von innen ertönte leises Wespengesumm; er drehte rechts an einer Scheibe: das Summen wurde unterbrochen von einem Keuchen und Knistern, Rülpsen und plötzlichen Quieken wie in einem kranken Brustkasten. „Hallo," sagte er ins Mikrophon, „hallo, hallo . . ." Auf einmal läutete eine Klingel in seinem Hut. „Sind Sie's, Bosch? Hier spricht Primo Mellon. Ja, ich hab' ihn erwischt. Der Herr Wilde wird nun die Freundlichkeit haben, ein paar Worte ins Mikrophon zu sprechen. Nicht wahr, Herr Wilder?" Er blickte ihn wieder mit seinem gewinnenden Lächeln an. „Erzählen Sie unseren Hörern einfach, warum Sie hierherkamen und – dableiben, Bosch! – so plötzlich Berlin verließen. Und natürlich, von der Geißel!" Dem Wilden gab es einen Riß. Woher wußten sie von der Geißel? „Wir sind alle ganz außer uns wegen der Geißel. Und dann vielleicht noch etwas über Zivilisation. Sie kennen ja die Art. ‚Meine Ansichten über das zivilisierte Mädchen von heute.' Nur ein paar Worte, ganz kurz . . ."

Der Wilde willfahrte seinem Wunsch mit befremdlicher Wörtlichkeit. Fünf Worte sagte er und nicht mehr, fünf, der indianischen Zunge geläufige Worte, dieselben, die er Sigmund über den Erzkantor von Köln zugerufen hatte. „Háni! Sons éso tse-ná!“ Hierauf faßte er den Reporter an der Schulter, wirbelte ihn um seine Achse – der junge Mann erwies sich einladend wohlgepolstert –, zielte und versetzte ihm mit der ganzen Treffsicherheit und Kraft eines Fuß- und Maulballchampions den wohlgeratensten Tritt des Jahrhunderts.

Acht Minuten später wurde eine Extraausgabe der Radio-Stunde in den Straßen Berlins verkauft. „Sonderberichterstatter von geheimnisvollem Wilden in Steiß getreten“, lautete der Titel. „Unerhörter Eindruck auf der Lüneburger Heide.“

„Eindruck auch in Berlin“, dachte der Reporter, als er bei seiner Rückkehr diese Worte las. Und zwar ein sehr schmerzhafter Eindruck. Vorsichtig setzte er sich zum Essen nieder.

Unabgeschreckt durch das warnende Beispiel auf der Sitzfläche ihres Kollegen, erschienen am gleichen Nachmittag noch vier Reporter, die Vertreter der New York Times, des Frankfurter Vierdimensionalen Welt- und Handelsblattes, der Fordischen Rundschau und des Delta-Journals beim Leuchtturm und wurden mit stufenweise wachsender Heftigkeit empfangen.

Aus sicherer Entfernung und sich hinten reibend, rief der Mann von der Fordischen Rundschau: „Sie

fordverlassener Einfaltspinsel, warum nehmen Sie nicht Soma?“

„Hinweg!“ Der Wilde schüttelte die Faust.

Der andere verzog sich ein paar Schritte, dann wandte er sich nochmals um. „Alles Übel wird Schall und Rauch nach dem Genuß von ein paar Gramm.“

„Kohakwa iyathtokyai!“ Drohender Hohn lag in der Stimme.

„Schmerz wird Täuschung.“

„Ah, wirklich?“ sagte der Wilde, hob einen dicken Haselstecken auf und näherte sich.

Der Rundschaumann machte einen Satz in seinen Helikopter.

Danach hatte der Wilde für einige Zeit Ruhe. Ein paar Helikopter kamen und schwebten neugierig über dem Turm. Er schoß einen Pfeil nach dem zudringlich nächsten. Das Geschoß durchbohrte den Aluminiumboden der Kabine, ein schriller Schrei – die Maschine raketete mit aller Geschwindigkeit, die sie hergeben konnte, in die Luft hinauf. Von nun an hielten sich die anderen in respektvoller Entfernung. Ohne ihr lästiges Gesumm zu beachten, – er verglich sich im Geiste mit einem Freier des Mädchens von Mátsaki, unberührt und ausdauernd inmitten des geflügelten Geziefers, – grub der Wilde seinen künftigen Garten um. Nach einiger Zeit verlor das Geziefer anscheinend die Geduld und flog weg; stundenlang blieb der Himmel über ihm, bis auf die Lerchen, leer und stumm.

Kein Hauch bewegte die glühende Luft, nahender Donner kündigte sich an. Er hatte den ganzen Morgen gegraben und ruhte nun, auf die Erde hingestreckt, aus. Und plötzlich wurde ihm Lenina zum Greifen gegenwärtig, nackt und duftend in Schuhen und Strümpfen, wie sie „Süßes!“ sagte und „Nimm mich um den Hals!“ Schamlose Metze! Aber ach, ach, ihre Arme um seinen Nacken, das Wogen ihrer Brüste, ihr Mund! In unserm Mund und Blick war Ewigkeit. Lenina . . . nein, nein, tausendmal nein! Er sprang auf und stürzte halbnackt aus dem Haus. Am Rande der Heide stand ein Klumpen altersgrauer Wacholdersträucher. Er warf sich mitten in sie, umschlang nicht den glatten Leib seiner Sehnsucht, sondern einen Arm voll grüner Dornen. Scharf, mit tausend Spitzen, stachen sie ihn. Er versuchte, an die arme Linda zu denken, die nicht mehr atmen und hören konnte, an ihre verkrampften Hände und die unsägliche Angst in ihren Augen; an die arme Linda, die er nie zu vergessen geschworen hatte. Aber Leninas Gegenwart verfolgte ihn noch immer. Lenina, die er zu vergessen gelobt hatte. Selbst unter den Dolchen und Nadeln der Wacholderstacheln war sein zuckender Leib ihrer unentrinnbaren Wirklichkeit bewußt. „Süßer, wenn du mich haben wolltest, warum hast du es dann nicht . . .“

Die Geißel hing an einem Nagel an der Tür, in Reichweite für Reporterbesuche. Wie wahnsinnig lief der Wilde wieder ins Haus, ergriff und schwang

sie. Die Knotenstricke bissen sich in sein Fleisch. „Metze! Metze!“ brüllte er bei jedem Schlag, als wäre es Lenina – und mit wahrem Wahnwitz wünschte er unbewußt, sie wäre es! – die weiße, warme, duftende, niederträchtige Lenina, die er da geißelte. „Metze!“ Dann, in verzweifeltem Ton: „O Linda, vergib mir! Verzeih mir, Gott! Ich bin schlecht. Verrucht bin ich. Ich ... Nein, nein, du Metze, du Metze!“

Aus seinem sorgfältig errichteten Versteck im Walde, dreihundert Meter entfernt, hatte Roald Laemmle, der hervorragendste Großwildphotograph der Fühlfilmkorporation, den ganzen Vorgang beobachtet. Geduld und Geschick wurden belohnt. Drei Tage hatte er im Innern einer künstlichen Eiche verbracht, war drei Nächte auf dem Bauch durch die Heide gekrochen, hatte Mikrophone in Ginsterbüschen verborgen und Drähte im weichen grauen Sand vergraben. Zweiundsiebzig höchst unbequeme Stunden. Aber nun war der große Augenblick da, der größte, seit er den berühmten hundertprozentigen Heul- und Fühlfilm der Gorillahochzeit aufgenommen hatte. „Glänzend“, sagte er zu sich, als der Wilde seine überraschenden Vorführungen begann. „Glänzend!“ Er hielt seine Teleskopkamera sorgfältig eingestellt, auf ihr bewegliches Ziel gerichtet, schaltete stärkeren Strom ein, um eine Großaufnahme des wahnverzerrten Gesichts – bravo! – zu erlangen, nahm das Bild dann, eine halbe Minute lang, mit der Zeitlupe auf – wovon er sich eine un-

vergleichliche komische Wirkung versprach –, horchte inzwischen die Schläge, das Stöhnen und die wilden Narrenreden ab, die sich auf dem Tonstreifen am Rande des Filmbandes verewigten, probierte die Wirkung einer kleinen Schallverstärkung – ja, so war es entschieden besser –, hörte zu seiner Freude während eines windstillen Augenblicks den schrillen Gesang einer Lerche – wie auf Bestellung –, wünschte sich, der Wilde möge sich umdrehn, damit er eine gute Nahaufnahme seines blutigen Rückens machen könnte, und fast im gleichen Augenblick – ein Sauglück! – wandte sich der gefällige Kerl um, und die Nahaufnahme war glänzend gelungen.

„Also das war großartig!" sagte er sich, als es vorüber war. „Wirklich großartig!" Er wischte sich das Gesicht. Wenn man dann noch im Studio die Fühleffekte einkopierte, war es ein wunderbarer Film. Fast so gut, dachte Roald Laemmle, wie das Liebesleben des Pottwals, und das, bei Ford! wollte schon etwas heißen!

Zwölf Tage später hatte „Der Wilde von der Lüneburger Heide" Uraufführung und konnte in sämtlichen erstklassigen Fühlkinos Westeuropas gesehen, gehört und gespürt werden.

Die Wirkung dieses Films war sofort ungeheuer. Am Nachmittag nach dem Premierenabend wurde Josefs ländliche Einsamkeit durch die plötzliche Ankunft eines Riesenschwarms von Flugzeugen gestört.

Er grub in seinem Garten und grub auch in seiner

Seele, emsig die Schollen seiner Gedanken umwendend. Tod – er stieß seinen Spaten ins Erdreich, nochmals und abermals. ‚Und alle unsre Gestern führten Narren den Pfad des staub'gen Todes.' Ein überzeugender Donner rollte durch diese Worte. Er hob einen zweiten Spaten Erde aus. Warum war Linda gestorben, warum mußte sie schrittweise immer weniger menschenähnlich werden und zuletzt . . ? Ihn schauderte. ‚Eine Gottheit, die Aas küßt.' Er setzte seinen Fuß auf den Spaten und stampfte ihn heftig in die zähe Erde. ‚Was Fliegen sind dem müß'gen Knaben, das sind wir den Göttern; sie töten uns zum Spaß.' Neuerlicher Donner; Worte, die sich als wahr offenbarten, irgendwie wahrer als die Wahrheit selbst. Und doch hatte derselbe Gloster sie die ewig gütigen Götter genannt! Übrigens, ‚dein bestes Ruh'n ist Schlaf, den rufst du oft und zitterst vor dem Tod, der doch nichts weiter'. Nichts weiter als Schlaf. ‚Schlafen! Vielleicht auch träumen.' Sein Spaten stieß gegen einen Stein; er bückte sich, um ihn aufzuheben. ‚Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen . . .'?

Ein Summen über seinem Haupt hatte sich in Brausen verwandelt. Plötzlich stand er im Schatten, etwas war zwischen ihm und der Sonne. Überrascht sah er von seiner Arbeit und seinen Gedanken auf, sah geblendet und staunend empor, in Gedanken noch immer jene andere, mehr als wahre Welt durchwandernd, sein Denken noch immer auf die Unermeßlichkeit von Tod und Gott gerichtet. Und

da erblickte er dicht über sich den Flugzeugschwarm. Wie Heuschrecken kamen sie heran, hingen dort, landeten ringsumher auf der Heide. Und diese Riesenheuschrecken spieen aus ihren Bäuchen Männer in weißen Viskoseflanellhosen, Frauen in Azetatschantungseidenpyjamas – denn es war heiß – oder in Samthosen und ärmellosen, halbaufgezippten Blusen; jedem Apparat entstieg ein Paar. In wenigen Minuten waren sie zu Dutzenden da, standen in großem Kreis rings um den Leuchtturm, gafften und grinsten, ließen ihre Kameras klicken und warfen dem Wilden, wie einem Affen, Erdnüsse, Päckchen mit Sexualhormonkaugummi und panglandulare Brezeln zu. Und mit jedem Augenblick wurden ihrer immer mehr – der Luftverkehr über dem Wilseder Berg hörte jetzt gar nicht mehr auf. Wie in einem Alptraum schwollen die Dutzende zu Schocken an.

Der Wilde hatte Deckung gesucht und stand nun, gleich einem gestellten Wild, den Rücken an der Leuchtturmmauer und starrte mit sprachlosem Grauen, wie von Sinnen.

Aus seiner Versteinerung erweckte ihn der Anprall eines wohlgezielten Kaugummipäckchens an seine Wange zum Bewußtsein unmittelbarer Wirklichkeit. Ein jäher Schmerz durchlief ihn – nun war er wach, ganz wach und außer sich vor Wut.

„Fort mit euch!“ brüllte er.

Der Affe hatte gesprochen! Das Publikum schrie vor Lachen und klatschte Beifall. „Bravo Wilder! Hoch

soll er leben!“ Und aus dem Stimmenbabel hörte er Schreie: „Raus mit der Geißel, raus mit der Geißel!“

Das Wort brachte ihn auf einen Einfall; er riß das Bündel geknoteter Stricke vom Nagel hinter der Tür und schüttelte es gegen seine Peiniger.

Spöttischer Beifall gellte.

Drohend näherte er sich ihnen. Ein Mädchen schrie erschrocken auf. Die Reihe schwankte an der bedrohtesten Stelle, kam wieder zum Stehen, stand unerschütterlich. Das Bewußtsein ihrer überwältigenden Mehrheit gab diesen Ausflüglern einen Mut, dessen sich der Wilde nicht versehen hatte. Fassungslos blieb er stehn und blickte umher.

„Warum laßt ihr mich nicht in Ruhe?“ Fast klagend klang es aus seinem Zorn.

„Versuchen Sie doch ein paar Magnesiumsalzmandeln!“ begütigte der Mann, den der Wilde, falls er losginge, als ersten angreifen mußte. Er hielt ihm das Päckchen hin. „Sie sind wirklich prima, wissen Sie“, ergänzte er mit einem nervösen, versöhnlichen Lächeln. „Und Magnesiumsalze erhalten Sie jung.“

Der Wilde verachtete das Angebot. „Was wollt ihr von mir?“ fragte er, sich von einem grinsenden Gesicht zum andern wendend. „Was wollt ihr nur von mir?“

„Die Geißel“, antworteten hundert Stimmen durcheinander. „Machen Sie doch mal das mit der Geißel! Die Geißelnummer!“

Dann, im Chor, in trägem, wuchtigem Rhythmus:

„Raus–mit–der–Geißel!“ Eine Gruppe am Ende der Reihe brüllte es. „Raus–mit–der–Geißel!“
Sofort griffen andere den Ruf auf, die Worte wurden wie von Papageien wiederholt, unzähligemal, schwollen machtvoll an, bis nach der siebenten, achten Wiederholung kein andres Wort mehr ertönte als: „Raus–mit–der–Geißel!“
Nun schrieen sie alle wie aus einer Kehle, und trunken von Lärm, Einmütigkeit und dem Gefühl rhythmischer Verzückung, hätten sie offenbar stundenlang weiterschreien können, fast bis in alle Ewigkeit. Aber bei der fünfundzwanzigsten Wiederholung wurde das Schauspiel unerwartet unterbrochen. Über den Bergen war noch ein Flugzeug erschienen, schwebte über der Menge und senkte sich dann, ein paar Schritte vom Wilden entfernt, auf den freien Platz zwischen der Linie der Ausflügler und dem Leuchtturm. Das Brausen der Propeller verschlang für einen Augenblick die Rufe, aber als die Maschine landete und die Motoren abgestellt waren, brach es von neuem mit der gleichen lauten, beharrlichen Eintönigkeit los: „Raus–mit–der–Geißel! Raus–mit–der–Geißel!“
Die Helikoptertür öffnete sich, zuerst stieg ein blonder, rotwangiger junger Mann aus, dann, in grünen Samthosen, weißem Hemd und Jockeikappe, ein Mädchen.
Beim Anblick des Mädchens fuhr der Wilde zusammen, wich zurück und erbleichte.
Sie stand da und lächelte ihm zu, ein unsicheres, beschwörendes, fast unterwürfiges Lächeln. Die Se-

kunden verrannen. Ihre Lippen bewegten sich, sie sagte etwas, aber ihre Worte gingen unter im lauten Kehrreim der Ausflügler.

„Raus–mit–der–Geißel! Raus–mit–der–Geißel!“

Das Mädchen preßte die Hände an ihre linke Seite, und auf ihrem pfirsichhellen, puppenschönen Gesicht erschien ein schlecht dazu passender Ausdruck sehnsüchtigen Kummers. Ihre blauen Augen schienen größer, strahlender zu werden, und plötzlich rollten zwei Tränen über ihre Wangen. Sie sagte noch einige unhörbare Worte, dann streckte sie dem Wilden mit einer raschen, leidenschaftlichen Gebärde die Arme entgegen und trat auf ihn zu.

„Raus–mit–der–Geißel! Raus–mit–. . .“

Und plötzlich wurde ihnen gewährt, was sie begehrten.

„Metze!“ Wie ein Rasender stürzte sich der Wilde auf die Näherkommende. „Aas!“ Wie ein Rasender schlug er mit seiner geknoteten Geißel auf sie ein.

Entsetzt wandte sie sich zur Flucht, stolperte und fiel ins Heidekraut. „Henry, Henry!“ schrie sie. Aber ihr rotwangiger Begleiter hatte sich hinter den Helikopter in Sicherheit gebracht.

Mit einem verzückten Schrei der Ekstase riß der Kreis und lief unter Gestampf im magischen Mittelpunkt der Anziehungskraft zusammen. Schmerz war ein fesselnder Greuel.

„Krümm, Unzucht, dich!“ Toll hieb der Wilde von neuem ein.

Gierig versammelten sie sich um ihn, stießen und scharrten wie Schweine am Trog.

„O das Fleisch!“ Der Wilde knirschte mit den Zähnen. Diesmal fiel die Geißel auf seine Schultern. „Schlag es tot, schlag es tot!“

Angelockt vom fesselnden Greuel des Schmerzes und gedrängt von ihrem Herdentrieb zu Zusammenarbeit, von ihrem Wunsch nach Einmütigkeit und Ekstase, den ihre ganze Aufnormung ihnen so unausrottbar eingepflanzt hatte, begannen sie seine wahnwitzigen Gebärden nachzuahmen, hieben aufeinander los, gleichwie der Wilde gegen sein eigenes aufrührerisches Fleisch oder gegen das mollige Sinnbild der Schändlichkeit wütete, das sich zu seinen Füßen im Heidekraut wand.

„Schlag es tot, schlag es tot . . .“ schrie der Wilde weiter.

Und plötzlich geschah es, daß jemand zu singen begann. Er sang: „Rutschiputschi!“ Im nächsten Augenblick hatten alle den Kehrreim aufgegriffen, sangen und begannen zu tanzen. Rutschiputschi, ringsherum, ringsherum, im Sechsachteltakt aufeinander losdreschend. Rutschiputschi . . .“

Erst nach Mitternacht entfernte sich der letzte Helikopter. Von Soma betäubt, erschöpft von einem langen Anfall tobender Sinnlichkeit, lag der Wilde im Heidekraut und schlief. Die Sonne stand schon hoch, als er erwachte. Ein Weilchen lag er da und blinzelte eulenhaft verständnislos ins Licht. Dann erinnerte er sich plötzlich – an alles.

„O Gott, o mein Gott!“ Er schlug die Hände vors Gesicht.

An diesem Abend erschien, gleich einer dunklen Wolke, ein summender Flugzeugschwarm, zehn Kilometer lang, über der Heide. Der Bericht über die Vereinigungsorgie der letzten Nacht hatte in allen Zeitungen gestanden.

„Wilder!“ riefen die ersten Ankömmlinge beim Aussteigen. „Herr Wilder!“

Keine Antwort.

Die Tür des Leuchtturms war nur angelehnt. Sie stießen sie auf und traten in das Dämmerlicht herabgelassener Jalousieen. Hinter dem Türbogen am andern Ende des Raumes erblickte man den Treppenaufgang, der in die höheren Stockwerke führte. Genau unter dem Scheitel des Bogens baumelte ein Paar Füße.

„Herr Wilder!“

Langsam, ganz langsam, gleich zwei bedächtigen Kompaßnadeln, drehten sich die Füße nach rechts: Nord, Nordost, Ost, Südost, Süd, Südwest. Dann hielten sie inne und drehten sich, ein paar Augenblicke später, ebenso bedächtig nach links: Südwest, Süd, Südost, Ost . . .

NACHWORT

Da die Handlung dieses utopischen Romans nicht an den Ort gebunden ist, so erschien es dem Übersetzer ratsam, sie vom englischen auf deutschen Boden zu verpflanzen. Denn es ist ganz einerlei, ob einer seinen Somarausch in London oder Berlin mit einer in Dahlem oder Bloomsbury aufgenormten Beta erlebt. Die Wonnen, die den braven Weltstaatsbürger Päppler im Kaiser-Gedächtnis-Kabarett erwarten, werden vermutlich denen, die Kollege Foster im Westminster Abbey Cabaret mit seiner Lenina genießt, zum Verwechseln ähnlich sein, und Unzufriedene, die normwidriger geistiger Überschuß keinen Gefallen an ihnen finden läßt, werden als gemeingefährliche Revoluzzer verbannt werden müssen, ob sie nun Sigmund oder, nach anderem berühmten Muster, Bernard heißen. Einem simplen John oder Josef aber wird hier wie dort nichts andres übrig bleiben, als sich aufzuhängen.

H. E. H.

GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG

ALDOUS HUXLEY

PARALLELEN DER LIEBE
Roman. Übertragen von Herberth E. Herlitschka
In Leinen M 7.50

KONTRAPUNKT DES LEBENS
Roman. Übertragen von Herberth E. Herlitschka
In Leinen M 7.50

ZWEI ODER DREI GRAZIEN
Ein kleiner Roman
Übertragen von Herberth E. Herlitschka
In Leinen M 6.–

NACH DEM FEUERWERK
Novellen. Übertragen von Herberth E. Herlitschka
In Leinen M 6.50
Inhalt: Nach dem Feuerwerk – Die Ruhekur
Chawdron – Familie Claxton

In der Insel-Bücherei ist erschienen:
DAS LÄCHELN DER GIOCONDA
JUNG-ARCHIMEDES
Novellen (Nr. 417)
In Pappband M –.80

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

PR Huxley, Aldous Leonard
6015 Welt - wohin?
U9B6515

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY